This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 910,690

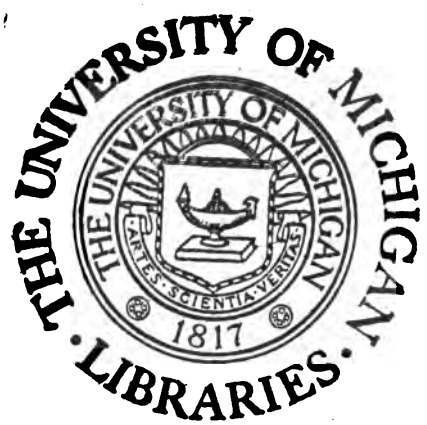
Ein Bauernmessen

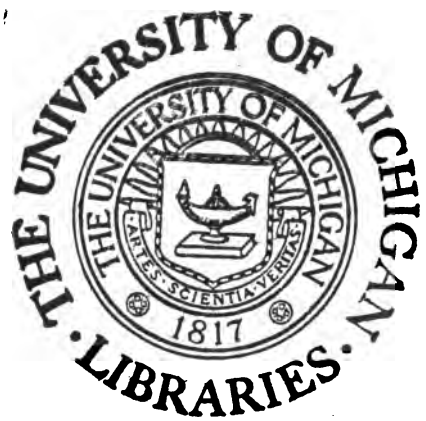
in

Krieg und Frieden.

Von

Hermann Lüders.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

Ein Soldatenleben

in

Krieg und Frieden.

Ein Soldatenleben

in

Krieg und Frieden.

Von

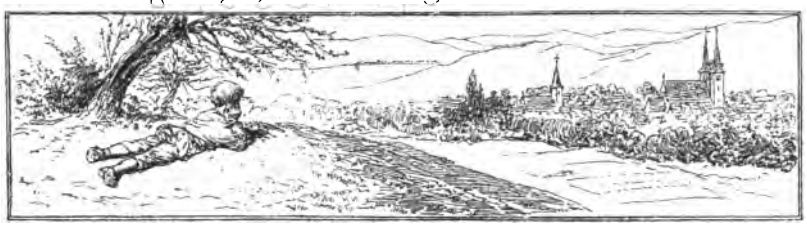
Hermann Lüders.

Mit Illustrationen vom Verfasser.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.



In meinem Elternhause von früh auf in warmer Liebe und Begeisterung für König und Vaterland großgezogen, berührte es mich nichts weniger wie unangenehm, als ich, herangewachsen und tauglich befunden, Soldat werden mußte. — Der Vater hatte die Befreiungskriege mitgemacht, war als freiwilliger Jäger bis Paris und an die Ufer der Loire gekommen und erzählte nach alter Krieger Art gern von jener Zeit, die ja so großartige Bewegungen von Heeren hervorgebracht, daß man lebhaft an die Zeiten der Völkerwanderung erinnert wird. Was wunder, wenn wir Jungen bei solchen Erzählungen in heller Begeisterung aufloderten und kaum die Zeit erwarten konnten, wo man uns für stark genug hielt, den sogenannten bunten Rock zu tragen.

Die Zeit, in welcher dies geschah, war für unser Vaterland freilich durchaus nicht kriegerisch. Die Stürme des Jahres 1848 waren schon zehn Jahre vorüber, der Krimkrieg hatte uns nicht berührt, der König Friedrich Wilhelm IV. kränkelte schon damals und verlebte den Winter von 1857 zu 1858 in Rom. Im Glauben der Leute schien es ganz unmöglich zu sein, daß jemals wieder ein Krieg ausbrechen würde, man hatte ja zudem gesehen, daß auch Revolutionen in unserem Vaterlande nicht recht gedeihen wollten — kurz, es war nach allen Richtungen hin friedlich und still.

Da ich die nötige Länge des Körpers erreicht hatte, wurde ich bei der Aushebung der Garde zugewiesen, was mich an sich nicht wenig stolz machte und auch insofern sehr befriedigte, als ich in Berlin schon einige Zeit gelebt hatte. Im altehrwürdigen und herrlichen Dome zu Halberstadt, in welchem Orte die Aushebung stattfand, mußten wir jungen Leute dann an den

Stufen des Altars vor einem blutjungen Lieutenant der später so vielgenannten Bismarck-Kürassiere den Soldateneid leisten: „Zu Wasser wie zu Lande", in Krieg und Frieden treu und opferwillig bis zum Tode zu dienen. Die Oertlichkeit machte den Vorgang recht feierlich, wenn auch manchem der jungen Burschen vom Saus und Braus des Aushebungstrubels der Kopf gebrummt haben mag.

Wir waren nun Soldaten und hatten nur noch wenige Wochen der jugendlichen Freiheit vor uns, der wir für drei Jahre entsagen mußten.

An einem Oktobertage desselben Jahres stand ich dann auf dem damals ziemlich engen Potsdamer Bahnhofe in Berlin, um mich den aus der Provinz Sachsen ankommenden Rekruten für das Gardecorps anzuschließen. In langem Zuge ging es unter Führung eines Lieutenants und mehrerer Unteroffiziere die Leipziger Straße, den Spittelmarkt und so weiter entlang bis zu dem sogenannten Ordonnanzhause in der neuen Königstraße. Der Weg ist bekanntlich nicht kurz, und bei dem schlechten Straßenpflaster und den häßlichen Rinnsteinen war das Vergnügen, durch die langen Straßen zu ziehen, nur ein mäßiges, aber für die jungen Burschen aus der Provinz waren selbst die damals gewiß nüchternen Straßen der Hauptstadt noch eine Sehenswürdigkeit. Unser Zug wurde natürlich auch wieder gebührend von den Passanten begafft und hier und da witzelnd kritisirt, was ja bekanntlich dem Berliner sehr leicht wird.

Das Ordonnanzhaus in der Königstraße war zur jener Zeit, und ist es auch wohl heute noch, die Unterkunftsstätte für eintreffende Rekrutentransporte und sonstige Kommandos; es ist ein etwas wüstes Gebäude, das in Bezug auf Behaglichkeit noch weit unter allen Kasernen steht. Zum erstenmale schliefen wir in übereinanderstehenden Bettstellen auf schmalem Strohsack mit wollener Decke, das Rauhe des Soldatenlebens machte sich schon fühlbar, und an mein kleines Stübchen in der Dorotheenstraße dachte ich doch mit einiger Wehmut, von Schlaf war überhaupt in dem Trubel nicht viel die Rede.

Die Verteilung der Rekruten an die verschiedenen Regimenter geschah in dem Hofe und den unteren Räumen des Zeughauses, wohin wir am andern Morgen, nachdem wir vorher je drei Mann ein Viergroschenstück als Löhnung bekommen hatten, geführt wurden.

Beim Aussuchen der Mannschaften haben die Spezialwaffen gewisse Vorrechte, um geeignete Leute für dieselben zu bekommen, und so war denn auch der Kommandeur des Gardeschützenbataillons einer der ersten, der

musternd an unseren Reihen entlang ging. Hier und da wurde ein Mann hervorgezogen, nach allen Seiten besehen und wie eine Ware entweder zurückgestellt oder wieder in die Reihe geschoben.

Ich wollte gern ein Gardeschütze werden, weil mir der grüne Rock besonders gefiel und das Bataillon der sogenannten Neufchâteler einen gewissen Ruf in Berlin genoß. Ich fand indes zunächst wenig Gnade vor den Augen des graubärtigen Majors, er witterte in meinem Aeußern schon ein wenig den Berliner, was Grund genug war, mich beiseite zu schieben, aber der liebenswürdige Adjutant war anderer Meinung und wußte den Gestrengen so weit zu überzeugen, daß ich glücklich ein Gardeschütze wurde.

Etwa zwanzig Mann stark wurden wir abgeführt. Unter dem hintern Portal begegnete uns der Prinz Friedrich Wilhelm, musterte uns kurz und sagte dann zu unserem Führer: „Na, die Schützen haben sich wohl wieder lauter Offiziere ausgesucht," was uns natürlich nicht wenig schmeichelte.

Dieser freundliche Moment war vorläufig das Letzte, was uns an Annehmlichkeiten begegnen sollte, denn mit dem Betreten der Kaserne hörte alle sogenannte Gemütlichkeit auf. Die Hauptleute kamen, wir wurden an die verschiedenen Compagnien verteilt und erhielten dann jeder einen Napf, um uns aus der Küche Essen zu holen, ein etwas schmieriger Kerl saß auf dem Rande eines großen Kessels und gab uns aus seiner Kelle unsere Portionen, die Glossen über unser Zivil und über unser ängstlich ungeschicktes Benehmen waren die einzige Zugabe, die Blechlöffel mußten wir uns borgen, wir besaßen ja noch keine. Als Beschäftigung nach dem Essen wurde uns von unserem Stubenältesten das Scheuern und Reinigen des Meublements aufgetragen; wohl oder übel mußten wir in unserem Zivilanzuge zwei schwere Tische, sechs Schemel und noch einiges Nebengerät nach der Spree schleppen und dort an einer Waschbank mit Stroh und Sand, so gut wir es verstanden, reinigen; ein nettes Stückchen Arbeit für den Anfang, das uns außerdem ganz unbarmherzig dem Witzeln und Spotten der älteren Mannschaft aussetzte!

Noch am selben Tage wurden wir eingekleidet; auf einen Boden, in dessen Verschlägen sich die Uniformsvorräte befanden, geführt, mußten wir dort unsere guten Kleider ablegen und bekamen nun Uniformstücke so verschossen, schmierig und zerrissen, daß ich noch heute mit Schrecken daran denke. Ich glaube kaum, daß es heute mit der Sparsamkeit so weit getrieben wird wie damals, es wäre auch zu wünschen; ein abgeschabter Rock ist ja noch ganz erträglich, eine geflickte Hose geht auch noch an, wenn es nicht zu arg ist, aber eine total durchfettete Mütze und eine schmierige Halsbinde, die Gott weiß wer schon getragen

hat, anzulegen, ist eine arge Zumutung. Unser Capitain d'armes wies indes jeden bescheidenen Protest mit einem „Sie sind woll verrückt!“ oder „Halt's Maul!“ zurück, wir mußten uns fügen. Wie wir in solchen Uniformen aussahen, wird sich jeder denken können, mußten wir doch selber über unser eigenes Aussehen lachen. Einen Vorteil hatte diese Umwandlung indes doch im Gefolge: es waren mit einemmale alle Standesunterschiede unter den Rekruten verwischt, der Arme sah genau so gut und so schlecht aus wie der Wohlhabende, ja der „Rock des Königs“ machte uns wirklich zu Brüdern und Kameraden.

Mit dem nächsten Morgen begann nun die auf alle Fälle schwierigste und unangenehmste Periode des Soldatenlebens, die Rekrutenexerzierzeit. Um sechs Uhr und häufig noch früher wurde aufgestanden, der Strohsack in dem eisernen Bettgestell wieder aufgeschüttelt und die wollene Decke darüber glatt gestrichen. Dann ging es an das Zimmerreinigen, Sachenputzen, Ofenheizen und eine Menge anderer Hantirungen, von denen man im Zivilleben keine Ahnung hat. Kaffee holten wir in dem einzigen Gerät, das wir besaßen, in einem weißirdenen Napfe aus der Bataillonsküche, er wurde schwarz verabreicht, war aber etwas durch Zucker versüßt. Um sieben Uhr standen wir zum Dienst bereit auf dem Kasernenhofe, oder bei schlechtem Wetter auf den Korridoren. Allem Dienst vorauf ging eine gründliche Musterung unseres Anzuges, die sich bis auf die Hosenträger erstreckte; war man mit unserer werten Vorderansicht fertig, so wurde Kehrt gemacht und die Inspektion auf der Rückenseite mit derselben Gründlichkeit fortgesetzt; etwaige Bemerkungen über mangelhaftes Putzen, einen etwas lockeren Knopf und dergleichen wurden uns gelegentlich durch Püffe übermittelt, so daß man zuweilen aus dem Gliede flog. Von sieben bis acht Uhr wurde zunächst eine Instruktionsstunde abgehalten, in welcher wir in die theoretische Seite des Soldatenlebens eingeweiht wurden. Wie viele unendlich komische Momente kamen darin vor! Unser Instrukteur und Exerziermeister war ein sogenannter echter Berliner, sah infolge dessen mit souveräner Verachtung auf alle Grammatik herab und mißhandelte sie in der erbärmlichsten Weise, würzte aber seine Reden dafür mit so charakteristischen Berlinismen, daß es mir leid thut, nicht manche von ihnen schriftlich aufbewahrt zu haben.

Noch sehe ich sie im Geiste in der engen Stube im Kreise umherstehen, die braven Jungens, setzen durfte sich niemand, obwohl uns nach den Tagesstrapazen das Sitzen sehr zu gönnen gewesen wäre. In der Mitte

des Kreises raste der Sergeant umher und suchte mit teuflischem Vergnügen immer diejenigen heraus, die sich am wenigsten in die verschiedenen Gradabzeichen der Generale und sonstigen Spitzfindigkeiten hineindenken konnten. Der gute Konrad aus Ostpreußen hat sie nie begriffen, stumm und unschuldig, wie das eines Hundes, zu dem der Jäger spricht, war sein Gesicht, wenn ihn der Sergeant nach seinen direkten Vorgesetzten frug, — so wenig der Hund eine Antwort geben kann, so wenig konnte Konrad antworten! Der Sergeant trat ihm dann so nahe vor die Augen, daß sich fast die Nasen berührten, lachte höhnisch und brach dann wohl in den Jammerruf aus, daß es unmöglich sei, ein solches Rhinoceros länger anzusehen; zuweilen zog er auch wohl wütend seinen Hirschfänger aus der Scheide und erklärte mit Pathos, daß es entschieden besser sei, solch ein Ungeheuer von Dummheit niederzustoßen, das Kommisbrot, das in solchen Kadaver hineingestopft würde, sei ja geradezu weggeworfen, er würde sich um König und Vaterland mit solcher That verdient machen. Die Klinge fuhr natürlich wieder in die Scheide und die Scene erweckte stets mehr Heiterkeit als Furcht; aber der Ostpreuße entzog sich doch später der intimen Bekanntschaft des Sergeanten, er ging unter die Fittige der Frau Feldwebel und hat sich als Bursche entschieden viel wohler gefühlt wie als Mann in Reih und Glied.

An Truppen gab es damals weniger als jetzt, Preußen hatte außer dem

Gardecorps 40 Infanterieregimenter inklusive 8 sogenannter Reserveregimenter, 32 Regimenter Kavallerie, 8 Jäger-, Pionier- und Trainbataillone; wir konnten das bald ziemlich geläufig hersagen. Auch die Rangverhältnisse der Offiziere und Vorgesetzten wurden uns bald klar, wenn es auch wie gesagt einzelne gab, denen überhaupt nichts beizubringen war. Feldmarschälle gab es nicht, wie denn außer dem alten Wrangel kein eigentlich populärer Name in der Armee vorhanden war.

Um acht Uhr wurde zum Exerzieren angetreten, und was das für einen Rekruten sagen will, ist ja zu bekannt, als daß ich es noch näher zu erklären brauche. Tagtäglich bohrten wir mit unseren Stiefelabsätzen bei den sinnverwirrenden Drehungen tiefe Löcher in den Erdboden und maßen im Schweiße unseres Angesichts jeden Winkel des Kasernenhofes aus, verunglimpft nach allen Richtungen hin; einen Stein hätte es erbarmen müssen, nur den Herrn Lieutenant erbarmte es nicht, der ruhig in der Mitte des Platzes mit seinem Jagdhunde tändelte. Nach einer kurzen Pause, in welcher wir etwas Kommisbrot verschlingen konnten, wurde um elf Uhr wieder zum Turnen angetreten und wieder wurden eine Stunde lang unsere armen jungen Knochen nach allen Richtungen verzerrt und verrenkt und nach einer kaum einstündigen Mittagspause das ganze Pensum noch einmal wiederholt, nur mit dem Unterschiede, daß die zweite Instruktionsstunde in die Abendstunde von sieben bis acht verlegt wurde.

Es war wirklich eine harte Zeit, die wir durchmachten, und gar mancher wischte sich abends auf dem Strohsack oder hinter der Spindenthür eine Thräne aus den Augen; aber doch ist es nicht zu leugnen, daß gerade durch die rauhe Art der Behandlung, durch die Unerbittlichkeit, mit welcher die unerhörtesten Anstrengungen gefordert wurden, jene Soldaten sich herausbildeten, die in den späteren Kriegen alle ihre Gegner an Disziplin, Ausdauer und Kriegstüchtigkeit übertrafen. Glücklich ist, wem die Natur einen regelmäßig gebildeten und gewandten Körper mitgegeben hat, die Ungeschickteren oder mit einem kleinen Fehler Behafteten leiden noch viel mehr. Ich erinnere mich eines Mannes, dem man, weil es ihm schwer wurde, den Kopf in die nötige Haltung zu bringen, ein doppelt zugespitztes hartes Stück Holz hinter die Halsbinde unter das Kinn steckte und ihn stundenlang damit exerzieren ließ. Glücklich ist ferner auch in solchen Zeiten derjenige, den noch das Mütterchen daheim mit Gaben der Liebe unterstützen kann, denn bei den Anstrengungen, die dem Körper zugemutet werden, entwickelt sich glücklicherweise bei den meisten ein Appetit, der in wahrhaft staunenswerter Geschwindigkeit mit

einem Kommisbrot umspringt. Bekanntlich sind ja auch heute die Löhnungsverhältnisse des gemeinen Mannes keine glänzenden und damals waren sie dürftiger wie heute. Zehntäglich erhielten wir in barem Gelde $17^1/_2$ Silbergroschen ausbezahlt und bekamen dazu das Mittagessen, morgens eine Schale Kaffee und alle vier Tage ein Brot. Alle übrigen Bedürfnisse, namentlich an Abendessen, Butter, Schmalz, Rauchmitteln, Putzzeug und so weiter mußten von dieser Summe bestritten werden. Die Etatsaufstellung für eine Dekade war deshalb gar keine leichte Arbeit, denn hätte jemand beispielsweise allabendlich für sechs Pfennige Kartoffeln und dazu für sechs Pfennige Butter essen wollen, er wäre in ein heilloses Defizitsverhältnis geraten. Aber glücklicherweise waren für die meisten noch Angehörige daheim vorhanden, die mit ihren Spargroschen der äußersten Not vorbeugten.

Zu Weihnachten wurden wegen der Beurlaubungen der älteren Leute in die Heimat einzelne von uns zum erstenmale zum Garnisonswachtdienst mit herangezogen. Ich mußte die Wache im Arbeitshause am Alexanderplatz, dem sogenannten Ochsenkopf, beziehen und bekam den Nachtposten auf dem Hofe der Irrenabteilung. Heute braust über jene Stätte der Weltverkehr der Stadtbahn und es erheben sich da stattliche Paläste, damals stand ich dort in dunkler Nacht in einem stillverborgenen, traurigen Winkel, in welchen nur das melancholische Glockenspiel der Parochialkirche in der Klosterstraße Kunde von der Außenwelt hineintrug. Als ich um fünf Uhr nachmittags auf Posten zog, war die Zeit des Spazierengehens für die Irren noch nicht abgelaufen, etwa fünfzig bis sechzig Männer aller Altersstufen liefen immer um mich herum, die einen stumpfsinnig und gleichgiltig, die anderen rasend und lebhaft gestikulirend; ab und zu blieb auch einer der Unglücklichen vor mir stehen, starrte mich an oder überschüttete mich mit Schimpfworten der gemeinsten Art. Dazu der dunkle Winterabend, es war wirklich recht unheimlich und ich war froh, als ein Wärter kam und die Gesellschaft hineintrieb. Die Wut des einen schien sich aber immer noch nicht gelegt zu haben, denn nicht lange darauf flog aus einem der oberen vergitterten Fenster ein schwerer Holzpantoffel gegen mich herab, ohne mich indes zu treffen. Dieser Pantoffel blieb während der Nacht mein Gesellschafter, der mich immer wieder zu melancholischen Betrachtungen über das Leben anregte. In den Stunden von 1 bis 3 Uhr hörte ich polternd und unsicher ein Wesen über die verschiedenen Höfe zu mir herankommen, als ich ihm näher trat, war es ein alter Pensionär des Arbeitshauses, der weißbierselig gerade vor seiner Thür zusammensank; ich half dem alten, mit langer Pfeife und Tabaksbeutel

ausgerüsteten Mann wieder auf die Beine und war dann wieder allein. Selten habe ich den dämmernden Morgen so freudig begrüßt; ich war mir zu weltverlassen in dem öden Hofe vorgekommen.

Wie alles vorübergeht, so ging auch endlich unsere Rekrutenzeit vorüber. Im Frühjahr 1859 standen wir eines schönes Tages spiegelblank in neuen Uniformen in dem Exerzierhause des jetzigen Kaiser Franz-Grenadierplatzes, um einer glänzenden militärischen Gesellschaft als ausgebildete Rekruten vorgestellt zu werden. Wir waren bis dahin noch wenig aus der Kaserne und noch weniger aus unseren abgetragenen Exerzieranzügen herausgekommen und waren deshalb förmlich geblendet durch die vielen blitzenden Uniformen. Alle überragte der eben erst neu ernannte kommandirende General Prinz August von Württemberg, mit seiner stattlichen Figur, dann Herwarth von Bittenfeld, Bonin und andere, die alle erst viel später berühmte Leute geworden sind. Die Vorstellung ging glatt vorüber, es mußte sogar vortrefflich gegangen sein, denn unser Hauptmann rieb sich ganz vergnügt die Hände, wir bekamen einen freien Nachmittag und fühlten uns zum erstenmale als wirkliche Soldaten.

Mit dem Frühling kamen die größeren Exerzitien. Zuerst die in der Compagnie, dann im Bataillon, in der Brigade und im Divisionsverbande. Die Compagnien exerzierten häufig auf der Schäferwiese, einem freien Platze in der Nähe der heutigen Sankt Michaelskirche, oder sonstwo auf dem damals noch unbebauten Terrain jener Gegend; konnten wir doch zu jener Zeit noch aus den oberen Fenstern unserer Kaserne in der Köpenicker Straße die Kürassierkaserne am hallischen Thor erblicken. Die Bataillons- und alle größeren Uebungen wurden aber auf dem Tempelhofer Felde oder, wie es im Volksmunde heißt, dem Kreuzberge abgehalten. Unser Bataillonskommandeur gehörte jener, übrigens ja nie aussterbenden, sogenannten alten Schule an. Rücksichtslos grob und unnütz peinlich in kleinen Sachen. Die Grobheiten schüttete er am liebsten über die Herren Offiziere und über die Unteroffiziere aus, während er die Bataillonsmusik einfach die verdammten Kuhhirten nannte. Das Vordermann-Nehmenlassen schien eine Lieblingsbeschäftigung für ihn zu sein, er konnte halbe Stunden lang sich vor der Bataillonskolonne damit abmühen, aber trotzdem war immer noch so ein „Rindvieh" vorhanden, das daneben herausjah.

Wenn ich jetzt zuweilen Infanterietrupps durch die Stadt marschiren sehe, so fällt mir immer auf, daß es mit dem Berittensein der Infanterieoffiziere weit besser aussieht wie damals. Die Herren Hauptleute waren

meist schlechte Reiter und hatten namentlich viel geringere Pferde als heute; ich erinnere mich eines Hauptmanns, der jahrelang vor seiner Compagnie ein Pferd mit einem sogenannten Rattenschwanze ritt.

Indes fing schon eine frischere Luft an durch die militärischen Verhältnisse zu wehen. Prinz Wilhelm hatte bei der zunehmenden Krankheit des königlichen Bruders als Prinzregent die Zügel der Regierung ergriffen und außerdem bereiteten sich in jenen Tagen die Franzosen und Italiener einerseits und die Oesterreicher andererseits zu jenem blutigen Ringen in der Lombardei vor, das dem österreichischen Kaiserhause die herrliche Provinz kostete und den Piemontesen die Oberherrschaft in Italien verschaffte. Als der Prinzregent nach der Frühjahrsbesichtigung dem Bataillon eine lobende Ansprache hielt, wurde unsere dereinstige Verwendung im Kampfe um des Vaterlandes Größe und Sicherheit schon kräftig hervorgehoben.

Unvergeßlich ist mir noch immer der prächtige Anblick, den es gewährte, den stattlichen Kriegsherrn mit seiner blitzenden Umgebung inmitten des Bataillons zu sehen. Es gab damals unter der Generalität wohl kaum eine ähnlich edle, ritterliche Erscheinung. Die scharf accentuirte Sprache, die straffe Haltung und der mildernste Gesichtsausdruck, alles verriet die ernsteste Pflichttreue und das Durchdrungensein von der Größe und Verantwortlichkeit der Stellung. In der Umgebung des Prinzen war der alte Wrangel die hervorstechendste Figur; der kleine alte Herr war damals schon ein hoher Siebenziger, aber von großer Beweglichkeit. Zumeist ritt er einen langschwänzigen Schimmel und stets trug er die Uniform seines 3. ostpreußischen Kürassierregiments. Es war die verkörperte Preußen- und Königstreue, seine Naivität siegte über alle Künstelei. Später bin ich mit ihm in mehrfache nähere Beziehungen gekommen und lernte ihn immer mehr als durchaus menschenfreundlich und human kennen. Seinen Feldmarschallsstab wollte er mir einst, als ich denselben zeichnens halber gerne näher besichtigt hätte, ruhig, in Zeitungspapier gewickelt, mit nach meiner Wohnung geben, was ich aber doch, in Anbetracht des symbolischen Wertes desselben, dankend ablehnte. Als hoher Achtziger noch sprang er mir einst in seinem

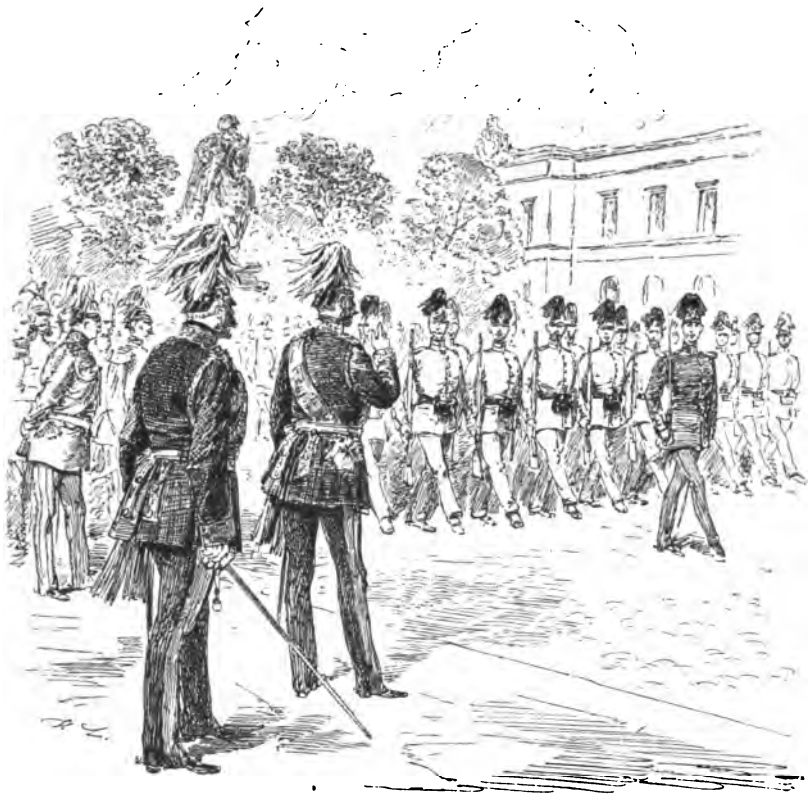
Hause am Pariser Platz die Treppe vorauf, immer eine Stufe überspringend, und oben angekommen, küßte er seiner dort in den etwas öden Räumen wie eine Geistererscheinung einherwandelnden hochbetagten Gemahlin galant die Hand.

Den Abschluß der Frühjahrsübungen bildeten damals die sogenannten Kirchenparaden, die jedesmal an Sonnabend Vormittagen unter den Linden abgehalten wurden. Sie existiren nicht mehr, und ich füge hinzu: bedauerlicherweise. Es war ein überaus fesselndes und glänzendes Bild, das die Linden an solchen Paradetagen darboten. Für den Wagenverkehr waren sie natürlich während einiger Stunden gesperrt, aber alle Fenster waren dicht mit schaulustigen, geputzten Menschen besetzt und auch hinter den Truppen standen dichte Reihen Zuschauer auf dem Trottoir. Der rechte Flügel stand am niederländischen Palais, die Front brach dann an der Friedrichstraße ab, um sich an der gegenüber liegenden Seite wieder bis zum Akademiegebäude fortzusetzen. Gewöhnlich punkt 10 Uhr trat der König oder der damalige Prinzregent aus dem nahen Palais heraus, die Trommeln wirbelten, die Musikcorps spielten den Präsentirmarsch und unter präsentirtem Gewehr schritt der Kriegsherr, gefolgt von hunderten von Offizieren aller Waffengattungen, in allen Farben schillernd, die Front ab. Noch deutlich ist mir der erstmalige Eindruck gegenwärtig, den das Schauspiel auf mich machte. Das Auge konnte in der flimmernden Masse die vorüberzog, kaum einen Ruhepunkt finden; der Prinzregent trug damals die Uniform der Gardeschützen, was nicht allzu oft vorgekommen sein mag, und schien im Vorbeigehen jeden einzelnen Mann zu besichtigen. Der Vorbeimarsch fand von dem Denkmal Friedrich des Großen aus bis zur Schloßbrücke statt, während der Prinz mit seinem Gefolge vor der Blücherstatue Aufstellung genommen hatte.

Nicht leicht wird es einen Platz geben, der eine gleich passende Umgebung für ein solches militärisches Schauspiel bildet. Blücher, York, Gneisenau, Bülow und Scharnhorst, die großen Männer des Befreiungskrieges, sahen von ihren Postamenten herab, der alte Fritz noch erhabener und größer; jeder Stein erzählt von glanz- und ruhmvollen Episoden. Wir, die wir damals stramm vorübermarschirten, haben ja gottlob in Böhmen und in Frankreich auch die Richtung nicht verloren, die alten Helden im Himmel müssen ihre Freude daran gehabt haben.

Diese Paraden waren der Abschluß der eigentlichen Exerzierzeit; von nun an begann die für unsere Waffe besonders wichtige Zeit der Schieß- und

Felddienstübungen. Der Schießplatz war der sogenannte Karlsgarten in der Hasenheide, ein schöner, schattiger Park mit Offizierpavillon, Marketenderbude und Wachthaus. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend knallte es in den langen Schießbahnen, nebenbei wurden auch fleißig Kugeln gegossen, Patronen gemacht, geturnt und so weiter. Nicht selten kamen höhere Offiziere, um unseren Uebungen beizuwohnen, am öftesten aber der



später so berühmt gewordene General von Werder, damals noch Inspekteur der Jäger und Schützen. Der bewegliche, kaum mittelgroße Herr folgte den Uebungen stets mit lebhaftestem Interesse, nahm auch häufig eine Büchse zur Hand, um instruirend und belehrend einzugreifen. Eines schönen Tages bekamen wir auch hohen königlichen Besuch, in einer Hofequipage wurde der kleine Prinz Wilhelm, Sohn des Kronprinzen, herausgefahren, um von der Wärterin umhergeführt zu werden. Wenn ich daran denke,

daß der kleine Prinz von damals heute glücklicher Vater von vier Söhnen ist, fällt mir immer der rapide Lauf der Zeit ein!

Die Felddienstübungen führten uns meist in die Spreeheide, nach Johannisthal, Köpenick, Friedrichshagen und so weiter, lauter Orte, die, noch unentweiht von Gründungen, ein idyllisch abgeschlossenes Dasein führten. Die Uebungen waren fast immer interessant, wurden auch öfter gemeinsam mit unseren Nachbarn, den Gardepionieren, durchgeführt, die an der schönen Oberspree ausgiebige Gelegenheit zu ihren Spezialübungen hatten. Es lag ein besonderer Reiz in diesem Leben, wir waren jung, sorglos und genügsam; was kann es da Schöneres geben, als mit Sing und Sang ins Freie zu ziehen durch sonnige Heiden und den grünen Wald. Wahrlich, wenn ich heute nach so langen Jahren eine Compagnie im Felde dahinziehen sehe und den Gesang der kräftigen Kehlen höre, denke ich fast wehmütig an die damalige Zeit zurück, es war doch schön.

Die schon erwähnten politischen Wolken hatten sich inzwischen in Norditalien in einem heftigen Gewitter entladen, bei Magenta und Solferino schlug es schnell hinter einander ein, bekanntermaßen zum Nachteil des stolzen Oesterreich. Für uns hatten die Ereignisse eine Mobilmachung der gesamten Armee im Gefolge, die freilich nach dem hastigen Frieden von Villafranca überflüssig wurde. In hellen Haufen kamen auf erhaltene Ordre die alten Schützen herbei, meist kräftige, schöne Männer mit stattlichen Bärten, darunter aber auch solche von vierzig Jahren und darüber. Da gab es denn viel Arbeit und Dienst, aber auch viel Interessantes an Uebungen aller Art, erwarteten wir doch von Tag zu Tag den Befehl zum Ausmarsch nach dem Rhein, schwelgten wir doch schon in dem Gedanken an einen glücklichen Feldzug, in welchem wir, den Schritten unserer Väter folgend, bis Paris kommen wollten. Da war die Enttäuschung um so bitterer, als es nichts wurde; mit einemmale verschloß sich die erträumte weite Welt und machte der Alltäglichkeit wieder Platz. Ganz in das alte Geleise kehrten wir indes nicht zurück, denn im engsten Anschluß an die Mobilmachung wurde die langgeplante, weise durchdachte Armeereorganisation durchgeführt, jene ureigenste Schöpfung des Prinzregenten, ein kühnes, gewaltiges Werk, das die Basis für die heutige Größe unseres Gesamtvaterlandes bildet. In ihren Aeußerlichkeiten vollzog sie sich schnell, die jüngeren Jahrgänge der zur Mobilmachung eingezogenen Reservisten wurden zurückbehalten, während der Mobilmachung waren schon Rekruten eingezogen worden, die gewöhnliche Aushebung für den Herbst kam bald hinzu und so waren

denn verhältnismäßig schnell die Cadres gefüllt, und die Welt sah staunend auf eine im Umsehen verdoppelte preußische Armee. Damit war das Wort von der allgemeinen Dienstpflicht wenigstens einigermaßen eine Wahrheit geworden.

Das haben damals nicht Viele gleich eingesehen. Die Theoretiker in den Kammern, die durch die Brille ihrer Einbildung und Parteileidenschaft nicht selten verhindert werden, klar und objektiv zu sehen, haben dann einen unerquicklichen langen Streit mit der Regierung geführt, den man kurzweg die Konfliktszeit nennt, aber zuletzt verschaffte die immer mehr Platz greifende Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Maßregel und von außen hinzutretende Ereignisse der guten Sache den Sieg. Wie kleinlich und inhaltslos erscheinen uns heute jene fulminanten Reden der Kammer-Helden und jene Berge von Leitartikeln derer von der Feder, gegenüber den kurz und schlicht abgefaßten Depeschen von Düppel, Königgrätz, Sedan und Paris. Diese sind unauslöschliche Momente in der Weltgeschichte geworden, jene als eitler Dunst verflogen.

Wie oft hat man damals hören und lesen müssen, daß Preußen durch die Reorganisation unrettbar an den Bettelstab kommen müsse, schlichte Gemüter konnten wirklich ängstlich werden, waren es doch sehr gelehrte Herren und Professoren, die das sagten und genau ausgerechnet hatten. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seit jener Zeit verflossen, aber von Verarmung unseres Vaterlandes ist wohl keine Spur zu finden, und als einen unberechenbaren Vorzug muß man es anerkennen, daß die allgemeiner gewordene Dienstpflicht unsere Jugend in weit höherem Maße als sonst zum Patriotismus und zur Opferwilligkeit erzieht. Nichts ist mir im Leben jämmerlicher erschienen, als wenn ich Menschen sah, welche die Dienstpflicht für das Vaterland als eine Last betrachteten, von welcher man sich nicht schlau genug befreien könne. Vor der Reorganisation grassirte dieses Gift in unserem Volksleben umfangreicher als nachher, wenn es auch jetzt noch nicht ganz ausgerottet ist.

Mit der Durchführung der Reorganisation entwickelte sich naturgemäß eine erhöhte Thätigkeit, namentlich wurde urplötzlich viel Gewicht auf das Bajonettiren gelegt, sollten doch in dem italienischen Feldzuge die Zuaven alles mit dem Bajonett gemacht haben. Ob's noch heute so viel getrieben wird, weiß ich nicht, wir haben uns weidlich blaue Flecke gestoßen, denn Schutzmittel wie Lederpanzer und Drahtgeflechte hatten wir nicht. So konnte ich beispielsweise gelegentlich eines Ganges mit unserem Hauptmann diesem

eine Taschenuhr zerstoßen, was selbstverständlich nicht verübelt wurde. Nach meinen Erfahrungen übt das Bajonettiren einen durchaus wohlthätigen Einfluß auf den Soldaten aus und trägt zu seiner Kriegstüchtigkeit sehr viel bei; alle Muskeln werden angespannt, das Auge wird geübt, die Sicherheit und Gewandtheit in körperlichen Bewegungen außerordentlich gefördert.

Die Größe der Berliner Garnison gestattet es im Gegensatz zu kleinen Garnisonen, daß Brigade- und Divisionsexerzitien in nächster Nähe auf dem Tempelhofer Felde abgehalten werden. Der große Platz hatte damals leider noch nicht die schöne Grasdecke, die er jetzt auf seinem größten Teile hat, er wurde abwechselnd in verschiedenen Schlägen beackert und entwickelte deshalb im Sommer bei den Truppenbewegungen zuweilen einen Staub, der ganz unerträglich war. Eines Tages war auch ein größeres Exerzieren befohlen, und unser Bataillon stand als Avantgarde, die Front nach Tempelhof, rechts an der Chaussee, etwa in der Mitte der Steigung, da wo aus den ehemaligen Sandgruben jetzt die grüne Villenkolonie Wilhelmshöhe herausgewachsen ist. Die Uebung hatte noch nicht begonnen, und wir standen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht lange, bis wir hinten von der Dragonerkaserne aus an der lebhaften Bewegung einer größeren Reitertruppe die Ankunft des Prinzregenten mit seinem Stabe bemerkten. Neugierig sahen wir uns um, es war ja noch nicht „Stillgestanden!" kommandirt. Da mit einemmale, was war das? Sämtliche Offiziere flogen von ihren Pferden und liefen einem Punkte zu, es war gerade am Fuße des Berges, wo heute die Kreuzbergstraße abzweigt. Durch einen herankommenden Offizier wurde es bald bekannt, — der Prinzregent war mit dem Pferde gestürzt. Nun wurde noch ängstlicher nach rückwärts gesehen, aber, gottlob, es währte nur eine Minute; auf dem damals noch ungepflasterten Terrain der Bellealliancestraße war der Fall jedenfalls nicht gefährlich gewesen. Der Prinz war unversehrt geblieben und sprengte gleich darauf im Galopp zu uns heran und vorüber. Die schnelle Gangart des Pferdes hinderte ihn nicht, uns ein kräftiges: „Guten Morgen, Gardeschützen!" zuzurufen, dem aber gleich darauf beim Ueberblicken des Bataillons die Bemerkung folgte: „Der Hornist der dritten Compagnie steht nicht auf seinem Platze", und vorüber war die ritterliche Erscheinung. Der Hornist war aus Neugierde ein wenig von seinem Platz geraten und hatte denselben bei dem raschen „Stillgestanden!" nicht genau wieder erreichen können. Der Brave wird eine kleine Strafe bekommen haben, uns aber flößte der Vorgang einen großen Respekt vor dem Scharfblick des Prinzen ein.

Auch eines heitern Vorganges erinnere ich mich von einer Parade her. Das Bataillon stand als ein Teil der langen Infanteriefront in Linie zweigliederig aufgestellt. Der Prinzregent war schon am rechten Flügel angekommen, der Präsentirmarsch ertönte, die Trommeln wirbelten, während bataillonsweise präsentirt wurde. Wir hörten schon das dumpfe Stampfen der Pferde, als auch bei uns das Kommando „Präsentirt's Gewehr!" erscholl. In dem Augenblicke der exakten Ausführung desselben flog meinem Nebenmanne, einem strammen Westpreußen, der Czako mit dem Roßschweif davor vom Kopfe und blieb etwa fünf Schritte vor der Front liegen, wo der Wind mit den Pferdehaaren neckisch im Staube spielte. Ein etwas ungeschickter und übereifriger Hintermann hatte mit der Büchse so kräftig unter den Nackenschirm gestoßen, daß der Czako trotz angezogener Schuppenkette (damals wurden diese noch an denselben getragen) weit davon flog. Selbstverständlich konnte unter präsentirtem Gewehr der Unfall nicht wieder gut gemacht werden. Der Prinzregent ritt ernst vorüber, aber um so heiterer faßte Prinz Albrecht Vater, der gleich hinter dem Bruder ritt, die Sache auf und steckte damit die ganze Suite an, die um den unseligen Czako herumreiten mußte. Erst beim Abschwenken zum Vorbeimarsch konnte der

Feldwebel durch einen kühnen Griff das Ding wieder erlangen und seinem Besitzer auf den Kopf stülpen.

Die Entlassung älterer Mannschaften im Herbst brachte für mich ein Avancement mit sich, das zwar nicht im Militärwochenblatte und den größeren Zeitungen der Welt bekannt gemacht wurde, mir aber doch viel Freude machte. Ich wurde zum Gefreiten befördert und erhielt neben den zwei Knöpfen am Kragen, als äußeres Abzeichen, auch von nun an ein Mehr an Gehalt von zehntäglich 50 Pfennig, was für meine damaligen Vermögensverhältnisse gar nicht zu unterschätzen war.

Herbst und Winter gingen unter dem üblichen Dienst hin. Die freien Abende wurden zum Lesen, Schreiben oder zu kameradschaftlichem Zusammensein benützt, was bei den aus allen Ecken des preußischen Staates zusammen gewürfelten Menschen sehr interessant war und mir vielfach Gelegenheit bot, Einblicke in die Sitten und Gebräuche der einzelnen Landsmannschaften zu thun. Daß auch lustige Streiche vollführt wurden, ist wohl bei der Jugend erklärlich, sie waren jedoch meist harmloser Natur. So erinnere ich mich eines höchst ergötzlichen Vorganges, der sich eines Abends auf dem spärlich erleuchteten Korridor abspielte. Ein Mann meiner Compagnie, ein Schuster, welcher Stand bekanntlich ja besonders zur Romantik veranlagt sein soll, hatte irgendwo eine große Gipsbüste des alten Blücher aufgetrieben, sich die Büste über den Kopf gestülpt, und durch mehrere übereinander gehängte alte Mäntel, von denen er den letzten mit Stehkragen um den Hals der Büste befestigt hatte, eine Erscheinung hervorgebracht, die geradezu von packender Wirkung in dem dämmerlichen Raume war. Musikalische Genüsse verschaffte uns das damals noch vielfach übliche Guitarrespiel.

Dergleichen Abwechslungen waren übrigens ein dringendes Bedürfnis, der Dienst war anstrengend genug, namentlich war es der Wachtdienst, der viele Kräfte absorbirte, so daß wir im Winter immer den vierten Tag auf Wache kamen. Dieser Dienst wurde streng gehandhabt, vor allem war es die Brandenburger Thorwache, damals noch Offizierwache, bei welcher von dem Posten die größte Aufmerksamkeit gefordert wurde. Außer den königlichen Herrschaften und unter diesen auch die Fürstin von Liegnitz, letzte Gemahlin Friedrich Wilhelm III., die immer vierspännig fuhr, passirten fortwährend hohe Offiziere das Thor; mit einiger Regelmäßigkeit auch der alte Prinz Friedrich, der einstige Spiel- und Exerzierkamerad des Königs und des Prinzregenten, der stets in der Uniform des ersten

Kürassierregiments, dessen Chef er war, und mit einem gewichtigen Krückstock einherging. Zu den täglichen Passanten gehörte ferner auch noch der ehemalige Adjutant Blüchers, berühmten Andenkens von Ligny her, General der Kavallerie von Nostitz, eine kleine, schwächliche Figur, immer den aufgeschlagenen Paletotkragen vor dem Munde zusammen haltend. Als Zeugen einer großen Zeit habe ich ihn nie ohne Teilnahme vorüber gehen sehen und gern strammer präsentirt als sonst. Die größte Aufmerksamkeit erforderte der alte Wrangel, der für alle Vorgänge auf dem Pariser Platz ein scharfes Auge hatte. Namentlich schien er empfindlich in Bezug auf den Takt der Offiziere zu sein. Eines schönen Nachmittags nämlich, wo wir auf Wache waren, verließ der alte Herr sein Haus; der aufmerksame Posten rief vorschriftsmäßig heraus und die Wache trat ins Gewehr. Der Alte lehnte aber durch kräftiges Winken mit der Hand die Ehrenbezeigung ab und wir traten zurück. Das letztere that nun auch unser wachthabender Offizier von P., indes, wie er bald einsehen sollte, zu seinem größten Schaden. Wrangel hatte nämlich trotz der ziemlich großen Entfernung vom Rödernschen Palais her kaum bemerkt, daß der Lieutenant auch mit zurückgetreten war, als er spornstreichs zurück und auf die Wache zukam, den Lieutenant heranrief und eine ganz gewaltige Pauke über Mangel an Takt, „nicht wissen, wie sich zu benehmen haben", und so weiter losließ. Ob die Sache weitere üble Folgen gehabt hat, weiß ich nicht, verstimmt war der Lieutenant wenigstens. Zuweilen wurden auch Wachen summarisch bestraft, eine Königswache erhielt z. B. vier Wochen lang von 7 bis 8 Uhr abends Strafinstruktion über Wachtdienst wegen einiger Unregelmäßigkeiten und namentlich deshalb, weil sich ein Mann auf Posten der strengen Kälte wegen am Abend einen Shawl unter den Mantelkragen gebunden hatte. Am unangenehmsten waren die Wachen in den Gefängnissen, Stadtvogtei, Hausvogtei u. s. w., finsteren, häßlichen Wachtlokalen mit unheimlicher Umgebung. Als ich eines Morgens auf dem Hofe der Stadtvogtei stand, sollte der bekannte grüne Polizeiwagen einige Gäste des Hauses abholen, unter diesen auch eine „Dame". Als sie frech und kokett den Fuß auf das Trittbrett setzen wollte, sah sie sich erst noch einmal nach dem Kutscher um, der schon auf dem Bocke saß: „Na, nu fahre jut, Heinrich", sie korrigirte sich dann aber selbst sofort und sagte: „Jotte doch, det is heute nicht Heinrich, det is ja en andrer!" Sie mußte demnach schon öfter ein derartiges Fuhrwerk benützt haben.

Der Sommer dieses Jahres brachte eine angenehme Abwechslung, das Bataillon rückte auf mehrere Wochen zur Abhaltung von Gefechts- und Schießübungen nach Köpenick. Welch eine Lust war es, die Kaserne verlassen zu können! War auch der Dienst anstrengend, so entschädigte doch die Freiheit, welche das Privatquartier mit sich bringt, für alles.

Als wir in das Städtchen einrückten, ereignete sich eine recht peinliche Scene. Ein Mann der dritten Compagnie war aus dem Orte gebürtig und wurde von seinen Freunden und Bekannten, namentlich aber von seinem Vater, einem pensionirten Steuerbeamten, auf dem Marktplatz erwartet. Nach dem Kommando: „Halt! Gewehr ab!“ hatte der Schütze nicht mehr bis zu dem vorschriftsmäßigen: „Rührt euch!“ gewartet und schon freundlich seinem Vater und seinen Bekannten zugenickt. Das hatte der sonst ritterliche, aber leicht erregbare Compagniechef gesehen, er sprengte wie rasend auf den Mann los, um ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe zu versetzen. Selbstverständlich mußte das die umstehenden Köpenicker in die bitterste Stimmung versetzen und namentlich den Vater schmerzlich berühren, und da das Schlagen in der Armee bekanntlich verboten ist, so beschritt der Mann in vorgeschriebener Weise den Weg der Meldung. Den Bemühungen des alten Feldwebels ist es dann aber gelungen, die Sache zu unterdrücken, wie das ja häufig im Interesse beider Teile geschieht. Von oben herab wird ja strengstens gegen die Unsitte des Schlagens vorgegangen, aber ganz wird sie sich wohl nicht unterdrücken lassen, namentlich müssen die armen Rekruten manchen Puff beim Exerzieren mit in den Kauf nehmen. Eine viel ärgere Unsitte war damals und ist es vielleicht auch heute noch, die Annahme von Geschenken der einzelnen Leute seitens der Feldwebel und Unteroffiziere, was sich nicht selten zu förmlichen Erpressungen gestaltete. Befreiung von Arbeitsdienst, von Wachen oder ein kurzer Urlaub wurden durch klingende Geschenke erreicht, und wenn der Herr Feldwebel auch direkt nichts nahm und grimmig seinen Schnurrbart weiter strich, die Frau Feldwebel war so verschlossen nicht, sie nahm und sprach nicht selten direkte Wünsche in Bezug auf Geschenke aus.

Köpenick liegt sehr malerisch und hat ein aus der Kurfürstenzeit stammendes Schloß, das zur Zeit als Seminar für angehende Volksschullehrer benützt wird. Rings von Wasser umgeben, bot der Ort uns viel Gelegenheit zu angenehmen Kahnfahrten, die an den Sonnabend Abenden noch dadurch ein erhöhtes Interesse gewannen, daß nicht selten die sorgsamen Köpenicker Hausmütter auf den am Wasser liegenden Waschbänken die große Wochen-

reinigung an ihren Kindern vornahmen, die in adamitischem Kostüm lustig dabei umhersprangen.

Auch als Retter in der Not konnten wir uns einmal bewähren. Bei einer Felddienstübung in den Müggelbergen bemerkten wir eines Tages in einem thalwärts gelegenen Dorfe Feuer und hörten die Sturmglocke läuten. Im Laufschritt ging es zu dem Dorfe hinab, das Kochgeschirr wurde als Feuereimer benützt und, mit der ganzen übermütigen Lust der Jugend am Ungewöhnlichen, Hand angelegt. Lebensgefährlich war die Sache nicht, die märkischen Bauernhäuser sind niedrig und die Straßen meist breit, dennoch brannten drei oder vier Gehöfte nieder. Am Abend wurde mir der Auftrag, einen, gewiß schönen und langen, Bericht von unserem Hauptmann für die Kreuzzeitung nach der Post zu tragen.

Die herbstlichen Manöver führten uns in die Gegend von Fürstenwalde, in die romantischen Rauener Berge, wo auch noch die andere Hälfte des Granitblockes liegt, aus welchem die große Schale vor dem Museum gemacht ist. Ich war Fourierschütze und lernte viel mit Hammelfleisch, Speck und sonstigen Viktualien umgehen, was mir später in Böhmen und Frankreich sehr zu statten gekommen ist. Bei einem Manöver sah ich, wie Prinz Friedrich Wilhelm herzhaft mit den Soldaten aus einem Kochgeschirre Wasser trank. Landschaftlich hat die Gegend große Reize durch die häufige Verbindung von Wald und Wasser; nur schade, daß die sandigen Wege das Marschiren

gar so schwer machten. Der märkische Bauer ist auch nicht allzu freigebig bei Einquartierungen, was wohl zum Teil auf seine eigene Armut zurückzuführen ist, und dann wird ja die Gegend um Berlin sehr häufig damit belastet. Acht bis zehn Meilen von Berlin habe ich noch in den sechziger Jahren Bauernhäuser getroffen, in denen man keine Lampe kannte, sondern abends bei einem qualmigen Kienspan um das Feuerloch herum saß.

Die diesmalige Entlassung der Reserven brachte für mich wieder eine wesentliche Veränderung und Verbesserung mit sich, ich wurde zum Unteroffizier oder wie es heute heißt, zum Oberjäger ernannt. Meine Stellung und meine finanziellen Verhältnisse wurden dadurch merklich gehoben, ich brauchte nicht mehr so viel zu grüßen auf der Straße, sondern wurde sogar gegrüßt, ich brauchte nicht mehr ausschließlich zu gehorchen, ich konnte nun auch befehlen, ein mir bisher unbekanntes Gefühl der Manneswürde überkam mich, und wenn man dazu den Schmuck der goldenen Tressen an Kragen und Aufschlägen rechnet, so wird man sich leicht denken können, daß ich mich recht glücklich fühlte.

Kurz vor der Ernennung zum Unteroffizier führte mich ein Kommando als Begleiter entlassener Mannschaften nach preußisch Minden, und zum erstenmale sah ich ein Stückchen von dem Lande der roten Erde mit seinen eigenartigen, von den märkischen so ganz verschiedenen Bauernhäusern und seinen biedern, treuen Bewohnern. Wir kamen etwa eine halbe Meile von Minden ins Quartier. Das trauliche Zusammenwohnen von Menschen und Tieren unter einem Dache interessirte mich höchlichst, wie überhaupt die gediegene Art der niedersächsischen Bauern mir von jeher sehr sympathisch gewesen ist. Als am andern Morgen die Reservisten ihre Pässe holten, kamen zwei stattliche junge Männer, die am Tage vorher noch Unteroffiziere der Gardeulanen waren, in der landesüblichen Tracht, in langen weißen Röcken mit blanken Knöpfen, roter Weste, Pelzmütze und der kurzen Pfeife im Munde. Die Umwandlung war vollständig, wir hatten Mühe, sie wieder zu erkennen.

Ein kurzer Urlaub um die Weihnachtszeit wurde durch den Tod Königs Friedrich Wilhelm IV. unterbrochen. Wir hatten den König als Soldaten nie zu Gesicht bekommen und hatten nur von seiner schweren Krankheit gehört. Ich für meine Person hatte ihn zum letztenmale auf seiner letzten Manöverreise nach Halle gesehen. Es wurden ihm damals unter anderen in Magdeburg im Friedrich Wilhelmsgarten auch zwei Gardejäger in Sträflingsuniform vorgestellt, die jedenfalls von der Kommandantur

zur Begnadigung empfohlen waren. Die feine Stimme des Königs ist mir noch deutlich in Erinnerung.

Nachdem wir dem nunmehrigen König Wilhelm I. den Eid der Treue geleistet hatten, fuhren wir in einer bitter kalten Winternacht nach Potsdam, um in der Leichenparade mitzuwirken. Das gesamte Gardecorps war in Potsdam versammelt, von dem ein Teil zur Parade und der andere zur Aufstellung als Spaliere verwendet wurde. Alles war in Mänteln, Tuchhandschuhen und Ohrenklappen, und doch waren noch vielen die Ohren erfroren. Die Riesengestalten der Garde du Corps eröffneten den Zug, Generale und Stabsoffiziere führten, neben den Kutschern gehend, die Pferde des Leichenwagens und hielten den Baldachin. Dem Wagen folgte unmittelbar der alte Wrangel mit dem Reichspanier, trotz der grimmigen Kälte ohne Mantel. Dann kam der König mit dem Kronprinzen, die gemeinschaftlich den König Georg V. von Hannover am Arme führten. Die hohe Gestalt des letzteren kam selbst neben dem Könige und dem Kronprinzen zur Geltung: wie alle Blinden hatte er das Gesicht nach oben gerichtet, Blinde suchen bekanntlich das Licht, das von oben kommt. Ein paar Jahre vorher hatte ich einst in Hannover in dem damals noch existirenden Schloß Montbrillant die hannoversche Königsfamilie im Park beisammen gesehen, ein Bild des glücklichsten Familienlebens, des höchsten Glanzes, den das Erdenleben dem Sterblichen bietet, und wenige Jahre nachher wurde bei Langensalza die ganze Herrlichkeit zertrümmert. König Georg von

Hannover war ein geborener Berliner und Pate des Königs Wilhelm, aber den Lauf der Weltgeschichte hat keine Freundschaft und Verwandtschaft aufhalten können.

Aeußerlich wurden mit dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm in der Armee nur wenig Veränderungen bemerkbar. Die Regimenter bekamen neben der Nummer noch eine provinzielle Bezeichnung, an den Verzierungen der Kopfbedeckungen wurde noch ein Band mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland", angebracht, und die Kragen der Waffenröcke, die bis dahin hinten immer einen sogenannten Spiegel von der Rockfarbe hatten, wurden nun ringsherum rot, respektive entsprechend farbig. Die preußische Uniform, namentlich der charakteristische Helm, der eine so ruhmreiche, historische Bedeutung erlangt hat, sind eine nicht hoch genug zu veranschlagende Schöpfung Friedrich Wilhelms IV.

Am 18. Januar 1861 wurde die feierliche Weihe der Fahnen für die neu errichteten Regimenter auf der Strecke vom Schloß bis zum Friedrichsdenkmal abgehalten. Wieder war es ein kalter Tag, die Truppen waren alle in Mänteln, diesmal auch der alte Wrangel, dennoch machte es einen überaus imposanten Eindruck, als die zu einer Compagnie zusammengestellten Fahnenträger mit den im Winde flatternden neuen Ruhmeszeichen von dem Schlosse nach dem Denkmal Friedrich des Großen hinparadirten. Selten ist wohl ein militärisches Schauspiel so feierlich und eindrucksvoll verlaufen wie dieses. Damit war das große Werk der Reorganisation der Armee besiegelt, wenn auch der Sturm im Landtage noch jahrelang forttönte.

Der Frühling und Sommer verliefen in gewohnter Weise, an dem Dienstbetriebe konnte man bemerken, daß nach jeder Richtung hin rastlos an der Ausbildung der Armee gearbeitet wurde. Häufige Uebungsmärsche in voller Kriegsausrüstung führten uns in die weitere Umgebung von Berlin, legten uns aber auch zuweilen große Strapazen auf. Als wir eines Tags sehr ermüdet zurückkehrten, ließ Lieutenant von A. bei dem „Gewehr ab!" seinen Säbel etwas schlaff fallen, was ihm das Vergnügen eintrug, eine Stunde später im Paradeanzug nach der Stadt zur Meldung bei dem gestrengen Herrn Kommandeur gehen zu müssen. Die armen Lieutenants, sie werden manchmal hart mitgenommen!

Zuweilen verrechnen sich die Herren Vorgesetzten aber auch; ich will das kleine Geschichtchen erzählen, obgleich ich es nicht selbst miterlebt habe, es passirte in einer andern Compagnie. Die Leute der letzteren

waren eines schönen Tages zum Exerzieren auf der sogenannten Schäferwiese angetreten und standen noch zwanglos umher, da der Hauptmann und die übrigen Offiziere noch nicht da waren, als ein etwas angeheiterter alter Invalide an der Einfriedigung des Platzes entlang ging. Uebermütig gestattet sich ein Schütze einen Scherz über den Alten, der aber seinerseits die Sache furchtbar verübelt. Polternd und schimpfend kommt er auf die Leute zu in demselben Augenblicke, in welchem der Hauptmann auf dem Platz erscheint. Begreiflicherweise ist derselbe von dem Vorgange unangenehm berührt und fordert nach dem Antreten den Uebelthäter auf, sich zu melden. Alles bleibt indessen still, eine weitere eindringliche Mahnung, daß die Compagnie so lange exerzieren müsse, bis der Verbrecher entdeckt sei, fruchtet auch nichts, und nun wird in der anstrengendsten Weise bis zur Mittagszeit exerziert, die Leute sind matt, sie können nicht mehr. Eine nochmalige Frage fruchtet wieder nicht. Nach einer Stunde soll die Compagnie in kriegsmäßiger Ausrüstung zur Marschübung vor der Kaserne stehen, es ist also kaum Zeit zum Essen vorhanden. Die Compagnie steht pünktlich zur befohlenen Zeit da und ebenso pünktlich kommt der Herr Hauptmann. Nachdem noch einmal vergeblich nach dem Uebelthäter gefragt wird, werden die Herren Offiziere entlassen, und der Marsch geht los. Es geht auf Köpenick zu, mit angefaßtem Gewehr durch die Stadt und auf dem rechten Spreeufer wieder zurück. Es meldete sich niemand und ein Verräter war auch nicht in der Compagnie, gewiß ein sprechendes Zeichen von Corpsgeist!

Das sommerliche Kantonnement wurde diesmal nach Teltow, der Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, verlegt, ein Teil kam nach dem romantisch gelegenen Kl. Machnow. Die Uebungen führten uns in die schönsten Teile der Umgebung von Potsdam nach Wannsee, Kohlhaarenbrück und anderen Orten. Von der heutigen prächtigen Villenkolonie war freilich damals noch keine Rede. Für meine persönlichen Verhältnisse wurde indeß Teltow noch ein ganz gewichtiger Ort, da das aber auf eine Liebesgeschichte hinausläuft, so gehört es nicht hieher.

Die Herbstmanöver führten uns nach dem Süden von Berlin an der bekannten Nuthe entlang. Die Uebungen verliefen glänzend und die Bivouacs waren von tausenden von Menschen besucht, die sich an dem frischen, fröhlichen Soldatenleben ergötzten. Der letzte Tag noch war ein sehr anstrengender, und das war insofern gut, als es den Abschied vom Soldatenleben vielleicht etwas erleichterte. Der Abschiedstag war für viele ein Tag der Befreiung und somit der Freude, für mich war er das Gegenteil; ich war mit zu viel

Luſt Soldat geweſen, war geiſtig und körperlich geſundet, hatte viele brave junge Kerle aus allen Teilen der Monarchie kennen gelernt und vieles geſehen und erlebt, was das Zivilleben nicht bieten kann. Dann lag aber auch über meiner Zukunft noch ein ſo undurchdringliches Dunkel, daß ich auf die ſo glücklich verlaufenen Soldaten- und Jugendjahre beim Abſchiede nicht ohne Wehmut zurückblicken konnte.

Bis Magdeburg wurden wir geführt, auf dem Fort Scharnhorſt mit unſeren Päſſen und wenigen Groſchen Geld entlaſſen. In alle Winde zerſtreuten ſich die Kameraden, wir nahmen ſcheinbar auf immer von einander Abſchied, ohne zu ahnen, daß wir uns fünf Jahre ſpäter zu ernſtem Thun wiederſehen würden.

Der Feldzug von 1866.

In den ersten Tagen des Monats Mai 1866 klingelte es gegen Abend an der Thür meiner bescheidenen Wohnung, und als ich öffnete, trat ein schon erwarteter Bote ein, ein Schutzmann brachte mir die Gestellungsordre für die Mobilmachung zum 9. Mai.

Etwa vier und ein halbes Jahr waren seit meiner aktiven Dienstzeit vergangen. Das Geschick hatte mich weit in die Welt hinausgebracht, mich zum Ehemann, ja schon zum Vater gemacht. Wir jungen Eheleute standen an einem Bettchen, in welchem ein niedliches Zwillingspärchen ruhte. Da kann denn wohl eine Gestellungsordre gleich einem schweren Schlage wirken, auf die unschuldigen Kindergesichtchen fielen die Thränen der Mutter. Wenn auch nicht sorgenfrei, so lebten wir doch fleißig und hoffnungsvoll unser junges Eheleben dahin. Das war nun mit einemmale alles dahin; der Gatte und Ernährer mußte ins Feld hinaus, die Pflichten gegen Weib und Kind mußten den höheren Pflichten gegen das Vaterland weichen. Gottlob! mir wurde es nicht allzu schwer; es steckte von Kindheit an zu viel Soldatenblut in mir, als daß ich nicht freudig wieder die Büchse in die Hand genommen hätte, um mitzuthun, wenn es des Vaterlandes Größe und Ehre galt.

Daß wir siegen würden, davon war ich fest überzeugt, ich war mehrere Jahre in Oesterreich und besonders in Ungarn gewesen, hatte in Pest-Ofen viel mit österreichischen Offizieren verkehrt, mehrere nähere Freunde unter ihnen gehabt und dadurch mancherlei Einblicke in die eigenartigen Verhältnisse der damaligen österreichischen Armee gewonnen, namentlich aber auch manche Schattenseiten derselben kennen gelernt.

Gewiß waren viele prächtige Soldatennaturen unter den Offizieren, vortreffliche Menschen; es war auch nach außen hin viel Kameradschaftlichkeit bemerkbar, aber man vermißte trotz des traulichen Du, mit welchem sich sämtliche jüngeren Offiziere unter einander anredeten, doch jenen straffen, unantastbaren Corpsgeist, jenes hochgehobene Standesbewußtsein, das dem preußischen Offizier einen so eigenartigen Stempel aufdrückt. Zum Teil rührte das von der Verschiedenheit der Nationalität her, denn außer den aus den österreichischen Kronländern stammenden gab es eine bedeutende Anzahl norddeutscher Offiziere, namentlich bei der Kavallerie. Ja, es soll Regimenter gegeben haben, bei denen das Offizierscorps etwas darin suchte, keinen geborenen Oesterreicher unter sich zu haben, so wurde mir wenigstens erzählt.

Häufig wurde auch ein zu rücksichtsloser Ton von seiten der höheren Offiziere den jüngeren gegenüber angeschlagen und namentlich waren das diejenigen Hauptleute und Majors, die, niederem Stande entsprossen, ihre Stellung einzig und allein ihrer Bravour als Soldat zu danken hatten. In meiner Gegenwart wurde einst ein Freund von mir, ein Offizier, auf offener Straße von seinem Hauptmann schroff zur Rede gestellt wegen angeblich unvorschriftsmäßigen Haarschnittes.

Abends in den Kaffee- und Bierhäusern herrschte dagegen die größte Gemütlichkeit, da saßen der Herr Oberst, der Herr Hauptmann und der Lieutenant harmlos neben einander und lauschten den Wiener Volkssängern, die gewöhnlich auf einer kleinen Bühne des Gastzimmers ihre harmlose Kunst übten. Schon damals bildete Bismarck die Zielscheibe vieler Witzeleien, was denn immer lebhaft beklatscht wurde. Rauchende und trinkende Soldaten in den Nebenzimmern und zwischen den Thüren störten die Gesellschaft durchaus nicht.

Härte auf der einen Seite und zu weit getriebene Gemütlichkeit auf der andern sind von jeher ein charakteristischer Zug des österreichischen Militärlebens gewesen. Nicht selten habe ich damals auf der Wachtstube des Neugebäudes in Pest Soldaten getroffen, die wegen geringer Disziplinarvergehen krumm geschlossen waren, nichtsdestoweniger aber gemütlich eine Cigarre oder Pfeife rauchten und ungenirt mit der Wachtmannschaft plauderten.

Eine Ausnahme machte die Artillerie, die vortrefflich adjustirt war und ein kavalleristisch wohl besser als das preußische, ausgebildetes Offizierscorps hatte. Auch die Geschütze waren leichter und beweglicher, und daß sie besser konstruirt waren und sämtlich gezogene Rohre hatten, ist eine bekannte Sache.

Die Sprach- und Stammesverschiedenheiten der österreichischen Kronländer sind ein schwer auf der Armee lastender Faktor. Wenn auch die Kommandosprache einheitlich deutsch war, so reichte das doch nicht hin, um die vielen Schwierigkeiten zu überwinden. So sah ich beispielsweise eines Tages ein kroatisches Regiment auf dem Platze vor der Kettenbrücke in Pest ankommen, als aber die Mannschaften in die Quartiere abrücken sollten, mußten sie durch die Offiziere truppweise in die Häuser geführt werden, weil wohl die meisten ein Quartierbillet nicht hätten lesen können.

Dergleichen Uebelstände kannten wir in unserer Armee nicht und zudem hatten wir durch das Zündnadelgewehr eine weit überlegene Waffe. Verständnis für außerösterreichische Dinge war unter den Offizieren nicht häufig anzutreffen, überhaupt ein Mangel an historischem Sinn bemerkbar. Selbst die furchtbaren Schläge von Magenta und Solferino hatten die Offiziere nicht von der hochmütig auftretenden Ansicht abbringen können, daß sie den Preußen unendlich an militärischer Tüchtigkeit überlegen seien. Wien war damals ein höchst unangenehmer Ort für den Norddeutschen, speziell für den Preußen. Wohin man kam, hörte man die fadesten Witze und Spötteleien über uns, sei es im Theater oder sonst in einem öffentlichen Lokale. Das Wort „Viechpreuße" lag selbst gebildet sein wollenden Leuten schnell auf der Zunge. Dieser speziell wienerische Hochmut hat sich im Geschicke des Kaiserstaates bitter gerächt.

Die kurze Waffenbrüderschaft in Schleswig-Holstein 1864 sollte die Gegensätze mehr verschärfen als ausgleichen. Gern wäre ich damals mitgefahren, als das Regiment Khevenhüller vom Pester Bahnhofe nach dem Norden fuhr, aber mein Truppenteil gehörte nicht zu den mobilisirten. Die Nachrichten von den Siegen wurden von den Ungarn durchaus nicht mit Jubel begrüßt, die Spannung zwischen Oesterreichern und Ungarn war damals eine sehr hohe, war ich doch sogar einst Zeuge, daß in einem Kaffeehause die Nachricht, der österreichische Dampfer Radetzky sei in dem Kampfe bei Helgoland von den Dänen in Brand geschossen worden, mit nicht endenwollenden „Eljen!" begrüßt wurde.

Die preußische Mobilmachung vollzog sich trotz der Neuheit der Armeereorganisation mit größter Präzision. In wenig Tagen waren wir in voller Kriegsstärke marschbereit und vortrefflich ausgerüstet. Eine wahre Freude war's, das Bataillon zu sehen, man konnte es dreist zu den besten der Armee zählen; in Bezug auf Ausbildung und Intelligenz der Mannschaften war ihm wohl keines überlegen. Noch aber vergingen Wochen, ehe der Tag des

Ausmarsches kam, noch wurden Noten gewechselt und in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt am Main am grünen Tisch die alten Zänkereien fortgesetzt.

Derweilen wurde bei uns fleißig geschossen, exerziert und größere Uebungen abgehalten, die kurz vor dem Ausmarsch mit einer Parade des ganzen mobilen Gardecorps endeten.

Bis hieher war die Verbindung mit meiner Familie noch nicht ganz aufgehoben, in den ersten Junitagen aber mußte Abschied genommen werden. Weib und Kinder zogen aufs Land. Als die Droschke mit den Zwillingen um die nächste Straßenecke gebogen war und ich die blauen Schleier der Kleinen nicht mehr flattern sah, verließ auch ich die erste Wohnung unserer jungen Ehe, gab meinem Wirt die Wohnungsschlüssel und war allein. — In der alten Jakobsstraße kaufte ich mir eine Feldflasche, die damals noch nicht geliefert wurde, dann ging ich nach der Kaserne, um die letzte unruhvolle Nacht dort zu verbringen. An Schlaf war nicht viel zu denken, jeder hatte noch mit seinen Sachen zu thun, alles Ueberflüssige wurde zum Fenster hinaus auf den Kasernenhof geworfen, der bald mit Czakofutteralen, Cigarrenkisten und so weiter wie besät war.

Um 4 Uhr morgens war alles munter, und um 5 Uhr marschirten wir unter den Klängen eines lustigen Jägermarsches zur Kaserne hinaus durch die trotz der frühen Morgenstunde von Menschen wogenden Straßen des Köpenicker Viertels. Viele nasse Augen begleiteten uns, jeder hatte noch einem Bekannten die Hand zu drücken oder ein Abschiedswort zuzurufen, aus allen Fenstern wehte man mit Tüchern und rief uns Glück- und Segenswünsche zu.

Vor dem Kottbuserthore an der Brücke stand der König Wilhelm mit zwei Adjutanten, der Kriegsherr hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Abmarsch beizuwohnen. „Adieu, Gardeschützen, auf Wiedersehen!“ rief er uns ernst, aber sicher zu, was natürlich mit einem kräftigen Hurrah erwidert wurde. Dann ging es in den glühend heißen Junimorgen hinein auf der Straße nach Königswusterhausen, dem ersten Marschquartiere, zu. Der etwa 30 Kilometer lange Marsch war höchst anstrengend, viele Leute wurden marode, woran wohl die allzu gefüllten Feldflaschen und die durchschwärmte Nacht am meisten schuld waren. Zum erstenmale schlief ich seit langer Zeit wieder auf einem Strohlager und konnte mich somit bei Zeiten daran gewöhnen, was um so nötiger war, als wir für Monate lang mit Strohlager vorlieb nehmen mußten. Ich für meine Person habe

wenigstens erst auf dem Rückmarsche in Sachsen die Annehmlichkeiten eines reinen und behaglichen Bettes wieder genossen.

Früh am andern Morgen ging es weiter durch eine echt märkische Sand- und Kieferngegend nach dem Städtchen Storkow, das Quartier war unbehaglich, die Wirtsleute hatten außer 16 Soldaten noch ein todkrankes Kind zu pflegen. Der nächste Tag brachte uns in die Spreewaldgegend, nach dem Dorfe Kossenblatt. Wir teilten unsere Quartiere meist mit den Gardekürassieren. Die stolzen Reiter rückten gewöhnlich viel später aus als wir, trabten dann wohl im Walde rasselnd an uns vorüber und kamen viel früher an wie wir, da kann der Infanterist wohl neidisch werden. Als ich aber eines Tages im Quartier mein Gepäck, Dachs, Büchse, Hirschfänger mit Patrontaschen, auf der Wage mit einem Küraß abwog, da war ich kurirt; der einfache Küraß wog $28^1/_2$ Pfund, also mehr wie meine gesamte Ausrüstung. Das Traben mit einem achtundzwanzigpfündigen Küraß aber kann unmöglich zu den Annehmlichkeiten gehören.

Das Abrücken aus Kossenblatt gestaltete sich noch zu einer kleinen, recht poetischen Scene. Das Quartier unseres Hauptmanns, vor welchem wir in früher Morgenstunde antraten, war das Pfarrhaus. Als die Compagnie angetreten und der Hauptmann schon zu Pferde war, trat noch der alte, ehrwürdige Geistliche hervor, erbat sich die Erlaubnis, zu sprechen, und hielt in Morgenschuhen und Käppchen eine Ansprache an uns, in welcher er auf die ernsten, aber auch erhebenden Stunden hinwies, denen wir entgegen gingen, daß Gottesfurcht und Vaterlandsliebe die höchsten Tugenden seien, daß nichts Großes ohne Opfer errungen werde, und dann rief er uns noch ein herzliches Glückauf! zu. Einfach, aber aus warmem Herzen

gesprochen, machten die Worte einen tiefen Eindruck, und gern erinnere ich mich des lieblichen Vorganges.

Weiter durch die Wendendörfer kamen wir in die Gegend von Kottbus, wo wir in dem Dorfe Striesow ein sechstägiges Kantonnement bezogen.

Das Dorf war ein rein wendisches, zum Teil wollten die Leute nicht oder sie konnten auch wohl nicht deutsch sprechen. Es war ein heißer Sonntag Vormittag, als wir ankamen, das Dorf war ganz still, weil die meisten Bewohner noch in der Kirche waren. In unserem Quartier fanden wir nur einen alten Mann anwesend, der, in einem Gesangbuche lesend, in der Nähe des riesigen Ofens saß und kaum von uns Notiz nahm. Erschöpft vom Marsch und von der Hitze, wollten wir es uns bequem machen, fanden aber in der Stube eine so drückende Temperatur und ein so dichtes Fliegengeschwirre, daß wir einige Fenster öffneten, um atmen zu können. Kaum hatten wir uns jedoch diese Freiheit gestattet, als der alte und, wie wir bemerkten, auch taube Mann aufstand und ruhig wieder die Fenster schloß. Unsere Verwunderung darüber schien ihn nicht im mindesten zu berühren. Einen zweiten Versuch schlug er mit derselben Kaltblütigkeit zurück, wir

mußten den Rückzug antreten, und quartierten uns in einem Stalle ein, um wenigstens in erträglicher Luft zu bleiben. Selbstverständlich wurde während des Kantonnements fleißig Felddienst geübt, von Ruhe ist bei unseren Militäreinrichtungen selten die Rede, man hält nicht viel davon. Näherer Anschluß an die wendischen Landleute ward durch die Eigenart des Völkchens nicht leicht, aber dennoch wird manches Schäferstündchen in den lauschigen Dörfchen abgehalten worden sein. Das Jugendblut verleugnen ja die schmucken Spreewälderinnen bekanntlich am allerwenigsten.

Der kurze Aufenthalt ging rasch zu Ende, die Notenschreiberei zwischen Berlin, Wien und Frankfurt war vergeblich gewesen, der hohe Bundestag hatte sein 50 Jahre altes, blühendes Geschäft geschlossen, der gewiß nicht kleine Vorrat an Akten war mit einemmale Makulatur. Wenn in meiner Jugend der Vater zuweilen aus der nun längst entschlafenen Spenerschen Zeitung etwas vom Bundestage vorlas, so erschienen mir die Gesandten wie eine Versammlung von Göttern, die natürlich auch ewig auf ihren Frankfurter Sesseln sitzen mußten; nun war plötzlich die Sache vorbei, — vorbei, ohne daß sich irgend jemand bedenklich aufgeregt hätte, und wir in den Spreewalddörfern erfuhren erst recht nichts davon.

In zwei Märschen über Preilack und die ehemalige altbrandenburgische Festung Peitz ging es nach Guben. Die industriereiche, lebhafte Stadt ist von einer Hügelkette umrahmt, die ganz mit Wein bepflanzt ist. Der Wein ist wohl ein bißchen sauer, aber die Gubener Wirte sind gutmütige Leute, sie geben ein Schälchen zerriebenen Zucker dazu. Mein Quartierbillet lautete auf

den Totengräber, was ja zunächst keinen verführerischen Eindruck machen konnte. Trotzdem rechne ich das Quartier zu den besseren, die ich gehabt habe. Die beiden alten Leute thaten uns schon um deswillen alles Mögliche zu liebe, weil sie selber einen einzigen Sohn ins Feld hatten schicken müssen, um welchen sie sehr besorgt waren. Später habe ich erfahren, daß diese Besorgnis sehr begründet war, ein Schuß in den Oberschenkel hat den jungen Mann bei Königgrätz tödlich dahingestreckt. In Guben war damals ein lebhaftes, militärisches Getriebe, und auch eine kriegerische Begeisterung. Merkwürdig war es, daß in Berlin beim Ausmarsch eine eigentlich kriegerische Stimmung noch gar nicht vorhanden war, es gab gewaltig viel Leute, die sich viel klüger zu sein dünkten, als König Wilhelm und sein Bismarck, hatten doch noch im Mai die Behörden der großen Städte, voran Berlin, Königsberg, Danzig, Stettin, Magdeburg, Köln und andere, eine Petition an den König geschickt, er möge das gefährliche Ministerium Bismarck entlassen. In Schlesien fanden wir dies anders und die kriegerische Stimmung steigerte sich bis unmittelbar an die Grenze, wo die Leute geradezu fanatisch waren.

Von Guben aus benützten wir eine Strecke lang die Eisenbahn. Auf Güterwagen, in denen Bänke angebracht waren, ging die Reise durch das grüne, schöne Schlesien dahin. In Sorau wurde uns ein großer Korb mit Eßwaren und Getränken in den Wagen geschoben, den eine Gräfin Schlieffen ihrem Sprößling, der, bei uns als Avantageur stehend, sich mit im Wagen befand, als Erfrischung auf den Weg mitgab. Der gräfliche Sprößling ist auch ein

vortrefflicher Soldat geworden, aber vier Jahre später ist der hoffnungsvolle Jüngling bei Gravelotte in den Tod gesunken.

In Breslau war nur kurzer Aufenthalt, und in Brieg war die Eisenbahnfahrt zu Ende. Das Bataillon benützte von da an während des Krieges bis zum Einzuge in Berlin eine Eisenbahn nicht mehr.

In der Nähe von Brieg wurden Kantonnementsquartiere bezogen; die Gegend ist eine der reichsten Schlesiens. Bauern, die hunderttausend Thaler im Vermögen haben, sind durchaus keine Seltenheit, dennoch zeichnet auch diese Leute, wie die gesamten Schlesier, eine große Einfachheit und Anspruchslosigkeit aus. In der Dorfschenke wurden die primitivsten Genüsse feil gehalten, Spiritus mit Wasser verdünnt spielte unter dem Namen Schnaps die Hauptrolle dabei. Trotz der Milliarden Fliegen, die in dem schmutzigen Raume summten, saßen die braven Landleute gemütlich hinter den langhalsigen Flaschen und unterhielten sich über den kommenden Krieg.

Die wenigen Tage, die wir in den Dörfern bei Brieg lagen, bildeten die letzte harmlose und friedliche Zeit vor der eigentlichen kriegerischen Aktion, sie wurden lustig verbracht. Das echte Soldatenblut kennt keinen Trübsinn, auch wenn es noch so ernster Stunde entgegengeht. Noch kamen ja auch Briefe aus der Heimat an und mit ihnen mancher Spargroschen von Eltern und Geschwistern, die verjubelt und verzehrt wurden. Ein scherzhafter Streich aus jenen Tagen ist mir noch immer in Erinnerung. Ein Westfale bei unserer Compagnie, ein biederer, prächtiger Mensch, hatte aus dem Lande der roten Erde ein hübsches Sümmchen zugeschickt bekommen und sich dadurch veranlaßt gesehen, ein Fäßchen Bier zum besten zu geben. Scherzend und singend lagerten wir in der Dorfstraße, während vor uns an der Pforte eines Bauernhauses ein Hundegespann der armseligsten Art hielt, einer Lumpensammlerin gehörig. War es nun das reichlich genossene Bier oder die hungrig schmachtenden Blicke der Hunde, die ihn reizten, kurz der biedere Westfale setzte sich urplötzlich auf das Hundegespann und jagte mit demselben unter allgemeinem Gelächter die Dorfstraße hinunter, wo er hinter einem Zaune verschwand. Seltsamerweise kehrte er nicht wieder zurück, wohl aber erschien die Lumpensammlerin auf der Bildfläche und jammerte nicht schlecht, als ihr kostbares Gefährt auf und davon war. Alles machte sich nun auf, dasselbe dem armen Weibe wieder herbeizuschaffen; aber nirgends war von dem Westfalen und den Hunden eine Spur zu entdecken, bis ich endlich in dem Winkel eines Hofes den Wagen fand und nach weiterem längerem Suchen auf dem Heuboden den Räuber entdeckte, tief im Heu

versteckt und schlafend, während er die Hunde an seine Füße gebunden hatte, wo sie, ängstlich umherblickend, kauerten. Wie der Mann mit den beiden Hunden die Leiter hinauf gekommen war, ist mir ein Rätsel geblieben. Der Scherz endete damit, daß die Lumpensammlerin ein reichliches Schmerzensgeld erhielt, mit welchem sie vergnügt und dankbar abzog.

Der Ruf der Signalhörner, der in langgezogenen Tönen durch das Dorf klang, machte bald darauf dem lustigen Leben ein Ende. Der erste Marsch ging bis Grottkau, wo wir erst mit Dunkelwerden eintrafen; die Stadt wimmelte von Soldaten, und alle Häuser waren dicht belegt. Früh morgens ging es in die Grafschaft Glatz hinein, auf allen Straßen zogen Truppen, wir sahen auch ab und zu einen General mit seinem Stabe, was bisher noch nicht vorgekommen war. Der Marsch war lang, erst um zwei Uhr nachmittags wurde Halt gemacht. Ein Gutshof nahm zweihundert Mann von uns auf, und da wir auf Selbstverpflegung angewiesen waren, so kochten wir zum Schrecken der Hofleute im Hofe und im Garten unsere Fleischbrühe, unbekümmert darum, daß vielleicht ein Brand entstehen könne. Der Schafmeister ließ mich wenige Stunden auf der Bank seiner Stube schlafen; wer den ganzen Tag im Freien ist, liegt gern unter einem Dache, und wenn es noch so schlecht ist.

Bald nach 1 Uhr in der Nacht ging es weiter; wir glaubten, es würde nur der Hitze wegen des Nachts marschirt, aber es stellte sich bald heraus, daß auch der folgende Tag für diesen Marsch kaum ausreichen sollte. So lange die Kühle der Nacht anhielt, ging es schnell und flott vorwärts, und wenn unsere Musik durch die in tiefer Stille liegenden Dörfer blies oder, wie das merkwürdigerweise schon damals immer geschah, die Wacht am Rhein gesungen wurde, dann war es eine Lust, über Berg und Thal dahin zu ziehen. Aber höher und höher stieg die Sonne, Dachs und Büchse fingen ganz bedenklich an zu drücken, und noch immer wurde nicht an einen Halt gedacht. Um zehn Uhr morgens kamen wir in Camenz an, um endlich eine längere Ruhepause zu genießen und abzukochen, was auf einem freien Platze vor der Stadt geschah. Alle hatten wir schon den Wert der gelieferten Viktualien kennen gelernt; namentlich wußte schon ein jeder, welchen Schatz er an seinem kleinen gelieferten Salzbeutel hatte.

Hier in Camenz sahen wir zum erstenmale den wenige Tage darauf so berühmt gewordenen General von Steinmetz. Die gedrungene Gestalt saß stramm auf dem Pferde, und das rote Gesicht mit dem starken weißen Schnurrbart, die schwarze Wachstuchmütze mit einem Vorder- und einem

Hinterschirm machten ihn zu einer recht martialischen Erscheinung. Ein paar Worte von bevorstehenden kriegerischen Ereignissen, von Vertrauen auf unsere Schützengewandtheit erweckten lebhafte Begeisterung. Steinmetz hatte etwas vom alten Blücher an sich, der ja auch gern ein Wörtchen mit seinen Soldaten sprach. Wir bei der Garde waren in dieser Beziehung nicht verwöhnt, unsere Generale hatten wir noch kaum gesehen, geschweige denn ein Wort von ihnen gehört. Auch während des ganzen Feldzuges ist beispielsweise unser Divisionskommandeur uns niemals näher getreten; es schien ein kränklicher, mißmutiger Herr zu sein. Das Wesen und die Art der höheren Vorgesetzten übt einen großen Einfluß auf die Truppen aus, wir beneideten immer die erste Gardedivision, bei der augenscheinlich alles viel flotter und lustiger zuging.

In den heißesten Nachmittagsstunden ging es von Camenz weiter. Gegen fünf Uhr kamen wir durch einen Ort, durch welchen uns die Musik des fünften Jägerbataillons blies, die der Adjutant im Vorreiten bestellt hatte, da man von unseren ermüdeten Musikanten nichts mehr verlangen konnte. Die Hitze war enorm, die Leute stürzten wie rasend an jede Wasserpfütze und wurden ebenso oft mit Gewalt davon zurückgetrieben. Vier Jahre später in Frankreich waren die Führer und Aerzte gerade entgegengesetzter Ansicht, da standen in jedem Dorfe Leute mit Eimern an der Straße und wir konnten trinken, so viel wir wollten. Um sechs Uhr erreichten wir das Städtchen Wartha, waren jetzt sechzehn Stunden auf dem Marsche und aufs äußerste erschöpft, man kann sich also unsern Schrecken denken, als der Adjutant den Befehl brachte, daß unsere, die vierte Compagnie,

noch weiter müsse. Das sind Momente zum Verzweifeln, die Erschöpfung ist so groß, daß man den Tod als einen Erlöser betrachten würde, aber die Truppen sind zu gut disziplinirt, es geht ruhig weiter!

Für die Schönheiten des Glatzer Gebirges, in welchem wir marschirten, hatte kein Mensch mehr Empfindung, doch erreichten wir ein Dorf, gottlob, in einer halben Stunde. Als wir Quartierbillette erhielten, traf mich das Los: mit vier Mann in dem fast eine Stunde langen Dorfe das allerentfernteste Quartier, in einer Thalschlucht unter Tannen gelegen, zu bekommen. Das war hart, wir krochen mehr als wir gingen dorthin, und einer von uns kam überhaupt nicht hin, er bekam einen Blutsturz und ist für uns nicht wieder sichtbar geworden. Ich hatte kaum noch die Kraft, mich meines Gepäcks zu entledigen, die freundlichen Bauersleute halfen uns, so viel es ging. Kaum hatten wir nun aber ein wenig Atem geschöpft und mühsam etwas von dem dicken Brei gegessen, den man uns vorgesetzt hatte, da klang erschreckend von weitem das Signal: „Das Ganze sammeln" an unser Ohr; verzweifelt sahen wir einander an. Das war zu viel, und dennoch mußten wir fort. Die geschwollenen Füße in die eben abgelegten Stiefel wieder hineinzubringen, schien unmöglich, was den Bauer so weit erbarmte, daß er anspannte und uns zum Sammelplatze fuhr.

Die Compagnie stand schon, der Hauptmann, der keine Ahnung von der Entfernung unseres Quartiers hatte, schnauzte uns gewaltig wegen zu späten Eintreffens an, dann ging es vorwärts, oder vielmehr wieder rückwärts, nach Wartha. Wegen der Nähe der Grenze sollten die Truppen näher zusammen liegen, mit ein paar Federstrichen macht das geschwind ein Generalstabsoffizier! — Darüber war es Nacht geworden, und bei der totalen Erschöpfung erinnere ich mich des nächsten Quartiers gar nicht mehr, ich weiß nur, daß ich in ein Haus kam, welches ganz mit Soldaten vollgepfropft war; daß mir Leute behilflich waren, mich eine Treppe hoch zu bringen; dort aber bin ich, ohne mich entkleiden zu können, sofort auf einem Sofa in tiefen Schlaf gesunken. An den Tag denke ich noch oft.

Es mag am andern Morgen wohl so gegen fünf Uhr gewesen sein, als eine Frau mich weckte und mir mitteilte, daß meine Kameraden schon längst fort seien. Aufspringen, Gepäck umhängen und mit der Büchse in der Hand hinausstürmen war natürlich das Werk eines Augenblicks, glücklicherweise war durch andere Truppen das Bataillon aufgehalten, ich traf es unweit des Thores haltend und konnte mich unbemerkt an die Compagnie schließen. Immer tiefer ging es dann in das Gebirge hinein,

immer steiler und enger wurden die Wege. Es hatte geregnet und, wie ich erzählen hörte, auch stark gewittert, dadurch war es ein wenig abgekühlt, und das Marschiren war erträglich; wurde irgend ein Halt gemacht, dann schliefen indes viele gleich ein. Gegen zwei Uhr machten wir auf einem hochgelegenen Bergplateau Halt, um das Bivouac zu beziehen, Landeskundige zeigten uns einen gegenüberliegenden Berg als die Heuscheuer. Das Wetter war prachtvoll und der Blick über Gebirge und Thäler herrlich, wir konnten von unserer Stellung aus schon weit in das Böhmer Land hinein sehen und waren nach der ersten Erholung und Verpflegung bald wieder in heiterer Stimmung. — Das Leben in einem Bivouac ist bei günstigem Wetter immer interessant. Die Einfachheit und Gleichmäßigkeit der Verpflegung, die gemeinschaftliche Herstellung des Mahles, das gleiche Nachtlager für Arme und Reiche erzieht eine echte Kameradschaftlichkeit, die für den Geist einer Truppe hohen Wert hat. Für das äußere Ansehen derselben ist das Bivouac natürlich nicht so wohlthätig, zum Reinigen und Putzen der Sachen ist gewöhnlich nicht viel Gelegenheit und nur wenigen Leuten gelingt es, sich am Morgen die nötige Quantität Wasser zum Waschen zu verschaffen, und wenn auch das noch der Fall ist, wer hätte dann ein Handtuch. — Unser Bivouac war bis zum Abend vom herrlichsten Wetter begünstigt, beim Niederlegen aber konnten wir schon finstere Wolken bemerken, die in der Ferne aufstiegen. Der Vorsicht halber deckte ich mich nicht unmittelbar mit meinem Mantel zu, sondern legte erst eine Schicht Stroh auf den Leib, es sollte wärmer sein und besser den Regen abhalten, indes so gut ich es mit mir gemeint hatte, — sollte alles nichts nützen. Lange mochten wir noch nicht gelegen haben, da erwachte ich an Kälte und Nässe, ein durchdringender Regen hatte sich eingestellt, so daß an ein Liegenbleiben gar nicht zu denken war. Der Hauptmann wetterte und fluchte in die stockfinstere Nacht hinein, sein Zelt wollte wegfließen, aber Leute mit Spaten waren nicht aufzutreiben, der Regen hatte unser etwas am Abhange liegendes Gepäck eine weite Strecke fortgeschwemmt, kein Mensch konnte das seinige finden. Nur mit Mühe konnten wir ein Feuer erhalten, das wir, die Mäntel über den Kopf gehängt, dicht gedrängt umstanden.

Unter solchen Umständen war der heranbrechende Morgen eine wahre Erlösung; die durch Nässe bleischweren Sachen wurden umgehängt und fort ging es, ohne daß ein Mensch hätte Kaffee kochen können.

Es war der letzte Marsch auf preußischem Boden, beim Halt am Nachmittage lagen wir unmittelbar an der österreichischen Grenze. Wer nicht

auf Wache oder Patrouille kommandirt war, suchte seine Sachen zu trocknen, wozu arme Gebirgsbewohner, die in der Nähe wohnten, gern ihr Stübchen heizten. Die Leute waren, wie schon gesagt, von warmem Patriotismus durchdrungen, sie haßten die Böhmen aus tiefstem Grunde des Herzens, was mich um so mehr wunderte, als in Friedenszeiten doch gewiß mancherlei Beziehungen zwischen hüben und drüben bestanden, und die nächsten österreichischen Grenzbewohner doch auch Deutsche sind. —

Morgens 2 Uhr am 26. Juni, irre ich nicht, so war es ein Sonntagmorgen, trat das Bataillon wieder an, um die Avantgarde zu übernehmen und als erstes vom Gardecorps die Grenze zu überschreiten. Unser Hauptmann übernahm auf besondern Wunsch die Tête und mir wurde die Führung der ersten drei Mann als Spitze anvertraut.

Es war ein eigenartiges Gefühl, das uns beschlich! Wir drangen in ein fremdes Land ein, die Leute in dem stillen Dorfe vor uns sollten unsere Feinde sein, und doch schliefen sie noch alle sanft und ahnten nicht, daß wir so nahe waren. Ein tiefer, feierlicher Sommernachtsfriede lag über der schönen Landschaft, die Grashüpfer zirpten ebenso harmlos auf den böhmischen Ackerstücken wie auf den schlesischen, als wir noch einmal unsere Geschosse in den Läufen nachsahen. Still traten wir an und schritten an dem kaiserlich-königlichen Grenzpfahl vorüber, das Dorf war bald erreicht. Vor dem ersten Hause, einem Zollgebäude, stand ein behäbiger Mann in Morgenschuhen und Käppchen und erwiderte, sich tief verneigend, unsern Gruß. Auf meine lächelnd abgegebene Bemerkung, daß er bald Besuch bekommen würde, zog er sich zurück, die Steuerkasse war jedenfalls schon in Sicherheit gebracht.

Auf dem Weitermarsche, bei welchem uns jetzt immer einige Mann des dritten Gardeulanenregiments begleiteten, gelang es uns, ein paar Führer zu erlangen; die Leute waren weit vor uns im Felde gegangen und im Sonntagsstaat, wahrscheinlich wollten sie einen Besuch machen; sie waren aber bald von einem Ulanen herbeigeholt und traten zitternd und bebend mit uns den Marsch an.

Um sechs Uhr kamen wir in Braunau an. Ein paar Ulanen sprengten in die Stadt hinein und ein Zug von uns folgte im Laufschritt hinterdrein. Ein Feind war nicht zu entdecken, aufs höchste bestürzt blickten die schlaftrunkenen Einwohner auf das fremde Kriegsvolk, das so urplötzlich in ihre Stadt hereinbrach. — Seit des Herzogs von Oels Zeiten, der im Jahre 1809 in Nachod und Braunau seine schwarze Kriegerschar errichtet hatte, mochten wohl

keine fremden Krieger diese Gegend betreten haben, und wir kamen nun sogar als Feinde.

Unser Vortrupp marschirte durch die Stadt und machte erst eine Strecke jenseits Halt, in der Stadt ging es dann bald lebhaft her, namentlich wurden zuerst die kaiserlichen Trafiks (Tabaks-handlungen) ausgeräumt. Bataillon auf Bataillon

ist dann hindurchmarschirt; sie alle hatten den Uebergang über die Grenze mit lautem Hurra begrüßt.

Wir waren nun schon stundenlang in Feindesland marschirt, hatten aber vom Feinde selbst noch keine Spur entdeckt. Oberst Mirus, eine martialische, stattliche Reitererscheinung, hielt sich viel bei der Spitze auf, während seine Reiter, die dritten Gardeulanen, kühn und schneidig das Vorterrain durchsuchten. Jeder einzelne Reiter schien vor Unruhe zu brennen, aber bis jetzt wurde das Verlangen, an den Feind zu kommen, noch nicht gestillt. Bald hinter Braunau führt die Heerstraße durch einen größeren

Wald, ein wenig bergauf und bergab ging es ſchnurgerade aus. Die Ulanen zogen es vor, im Schatten zu reiten, nur ein oder zwei Mann ritten vor uns auf der Straße. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und die Hitze machte ſich recht bemerklich, durch die ſtete Aufmerkſamkeit beim Marſchiren war auch ſchon eine große Abſpannung über uns gekommen, aus welcher wir indes urplötzlich herausgeriſſen wurden! Die vor uns reitenden Ulanen bemerkten mit einemmale in ziemlicher Entfernung Reiter auf der Straße, die unſeren Vormarſch zu beobachten ſchienen. Das konnten nur Oeſterreicher ſein. Im Nu waren die Unſern, etwa fünfzehn Mann, auf der Chauſſee und ritten in ſcharfer Gangart dem Feinde entgegen, während wir ſo ſchnell wie möglich hinterher eilten. Die Oeſterreicher thaten in Erfüllung ihres Auftrags dasſelbe, und galoppirten uns entgegen. Es war, wie wir bald darauf ſahen, eine Abteilung des berühmten Regiments der Windiſchgrätzdragoner. Mit äußerſter Spannung ſahen wir dem Zuſammenſtoß entgegen; leider aber war der Staub ſehr hinderlich und wir konnten den Vorgang nicht genau beobachten. Der Kampf muß heftig geweſen ſein; als wir herankamen, jubelten uns ſchon unſere Ulanen entgegen und ſchwenkten die eroberten großen hölzernen Feldflaſchen der Oeſterreicher. Drei oder vier Windiſchgrätzdragoner waren verwundet und gefangen; ein armer Teufel lag ſchon mit entblößtem Oberkörper unter einem Baume, eine der Potsdamer Lanzen hatte ihm die Bruſt durch und durch geſtochen, der ſchwarzhaarige und totenfahle Mann war keines Wortes mehr fähig. Ein anderer Oeſterreicher war vom Pferde geriſſen; die Rabatten ſeiner grünen

Uniform hingen ihm bis über die Kniee herab und an der lederbesetzten Hose klapperte die Medaille für den Krieg in Schleswig-Holstein, in welchem die Windischgrätzdragoner in treuer Kameradschaft neben den Preußen gefochten hatten. Der Mann ist als erster Gefangener an dem ganzen heranmarschirenden Corps vorüber gebracht und wird viel begafft worden sein. Auch von den unseren hatte einer etwas abbekommen, ebenso hatte ein Pferd einen kräftigen Hieb über das Hinterteil erhalten, das arme Tier stand zuckend und blutend da.

Nun hatten wir schon ein wenig Krieg gesehen, Feindesblut war geflossen und damit das Selbstbewußtsein außerordentlich gehoben. Namentlich waren die Ulanen nun überzeugt, daß sie der so gerühmten österreichischen Kavallerie überlegen seien. Wie gern hätten wir Infanteristen an diesem Tage unsere Ueberlegenheit auch noch bewiesen, aber bei dem Weitermarsche war ferner vom Feinde keine Spur mehr zu sehen.

Bei einem kleinen Städtchen, dessen Name mir entfallen ist, wurde ein Bivouac bezogen, und da wir in Feindesland waren, so marschirten wir vom Wege ab direkt in ein blühendes Roggenfeld, Rücksichten waren ja nun nicht mehr nötig. Ein Schornsteinfeger in seinem Berufskostüm, der ein wenig neugierig an die Truppen herankam, wurde arretirt, man witterte einen Spion in ihm. Es wird wohl nicht so schlimm gewesen sein, man ist im Anfange immer ein wenig übereifrig.

Am andern Morgen, den 27. Juni, früh $4^1/_2$ Uhr, ging es weiter; wir waren von vornherein überzeugt, daß es heute sicher etwas geben würde. Die Gegend war bergig und hätte den Oesterreichern augenscheinlich vortreffliche Mittel geboten, unsern Marsch aufzuhalten. Es mochte gegen 8 Uhr sein, das Bataillon, das heute nicht die Avantgarde bildete, lag während einer Marschpause neben der Straße auf einer Wiese, als wir in der Ferne lebhaften Kanonendonner hörten. Es war der grimme Steinmetz, der mit seinem fünften Armeecorps durch den Paß von Nachod drang und dort sich und seinem Corps unvergängliche Lorbeeren erwarb. Gleich nach den ersten Schüssen sprengte der Kronprinz mit seinem Stabe und einem Zuge seiner schlesischen Dragoner an uns vorüber und rief uns ein kräftiges „guten Morgen!“ zu. Es war ein prächtiges Bild, voll kriegerischen Lebens und voller Bewegung, zu dem der Kanonendonner vortrefflich stimmte. Im Weitermarsch hörten wir wohl das Schießen immer lebhafter werden, aber es schien zu weit zu sein, als daß wir noch herankommen konnten. Um ein Uhr machten wir in der Nähe des

Städtchens Koſtelez Halt und bekamen gleich darauf den Befehl, im Verein mit einem Füſilierbataillon und dem dritten Gardeulanenregiment eine Patrouille größeren Stiles unter dem Kommando des Oberſten Mirus nach links zu dem kämpfenden fünften Armeecorps zu machen.

Wir waren noch nicht weit marſchirt und gewahrten eben in der Ferne die Rauchſäulen und das Getümmel des Schlachtfeldes von Nachod, als vorausgeſchickte Ulanen die Meldung brachten, daß ein öſterreichiſches Ulanenregiment in Sicht ſei. Die Oeſterreicher hatten augenſcheinlich einen ähnlichen Auftrag wie wir, ſie ſollten in der Richtung auf Trautenau hin die Verbindung mit dem Gablenz'ſchen Corps herſtellen. Dem Oberſt Mirus war das ein ſehr willkommener Moment, ſeine Ulanen brannten vor Begierde, an den Feind zu kommen, und ſo wurde denn ſofort zum Angriff geſchritten. Der Infanterie, alſo auch uns, fiel in dieſem Falle wieder die Rolle des Zuſchauens zu; wir mußten an geeigneten Punkten eine zur Verteidigung und etwaigen Aufnahme der Kavallerie eingerichtete Poſition einnehmen.

Unſerer Compagnie ward zu dieſem Behufe ein einſam im Felde ſtehendes Gehöft angewieſen, da dasſelbe aber nur aus zwei einander gegenüberſtehenden Gebäuden beſtand und namentlich an der Seite nach dem Feinde zu ganz offen war, ſo mußten wir erſt durch eine Barrikade eine Verbindung herſtellen. — O du armes Gehöft, was iſt in der nächſten Viertelſtunde aus dir geworden! Bei unſerer Annäherung waren die Bewohner ſchon längſt

entflohen, hatten aber in der Wohnstube einen hochbetagten, hilflosen Greis, im Bette liegend, zurückgelassen. Augenscheinlich durchs Alter schon etwas kindisch geworden, starrte uns derselbe, indem er sich mühsam auf die Hände stützte, geisterhaft und stumm an. Die Situation war hoch dramatisch, ein packendes Bild: die Bauernstube, gefüllt, voll sonnenverbrannter, staubiger Krieger, und in der Mitte in einem unförmlichen, blau angestrichenen Bettgestell die trostlos und aufs höchste verwundert sich umsehende Gestalt des Greises. Die Umstände ließen aber kein langes Versenken in das Bild zu, die Möglichkeit lag nahe, daß wir in dem Gehöft angegriffen würden, daß in wenigen Minuten Gewehrfeuer und Pulverdampf die Räume erfüllen würden, wir mußten also den alten Mann fortschaffen. Schnell wurde angefaßt, die Breite des Bettgestelles machte es zwar etwas schwierig, durch die Thür zu kommen, aber mit einigem Seitwärtsbiegen ging es. Mehrere hundert

Schritte hinter dem Gehöft, in einem sichern Grunde, wurde der Alte niedergesetzt und seinem Schicksale überlassen. Es ist anzunehmen, daß ihn die versteckt gewesenen Bauersleute nach unserem Abzuge bald aufgefunden und wieder in sein Heim gebracht haben. — Im Gehöft selber wurde dann schleunigst alles zur Verteidigung hergerichtet, aus allen erreichbaren Dingen, aus Möbeln, Treppen, Wagen, Leitern und so weiter wurde eine die Häuser verbindende Schanze hergestellt, so daß das Anwesen in kurzer Zeit den Eindruck totaler Verwüstung machte. Vor der Front wurde der Schußlinie wegen das in voller Blüte stehende Korn mit dem Hirschfänger niedergehauen und zum Ueberfluß hatte einer unserer Leute, — der beste Bruder war er freilich nicht, wir hatten glücklicherweise wenige derartige Kerle, — auch noch sechzehn Gänsen, die er in einem Winkel aufgestöbert hatte, die Hälse abgedreht.

Derweilen hatten unsere tapferen Ulanen den Kampf mit den Oesterreichern allein ausgefochten und glänzend gesiegt, die Schöpfung unserer kleinen Festung war also eine vergebliche gewesen, den alten Mann hätten wir ruhig in seiner Stube lassen können. Der Kampf der Ulanen gegen Ulanen hatte sich hinter dem Dorfe Cerwenahora abgespielt, wir konnten nur den aufwirbelnden Staub davon sehen, es muß ein schreckliches Gerassel gewesen sein. Unser Lazaretgehilfe, der zum Verbinden der Verwundeten abberufen war, kehrte mit ganz blutigen Händen zurück und erzählte uns viele Einzelheiten von dem, was er gesehen. Es seien mehr wie dreißig Oesterreicher gefallen, darunter ein Rittmeister und zwei Oberlieutenants, von den Potsdamer Ulanen seien zwanzig Mann verwundet. Ein Unteroffizier der letzteren erzählte uns, die österreichischen Reiter seien, der Mann sowohl wie das Pferd, viel leichter wie die unseren gewesen, sie seien beim Anprall gleich an die Seite gedrückt worden.

Oberst Mirus war den Seinen fünfundzwanzig Schritte voraus, zuerst inmitten der Oesterreicher gewesen, hatte aber sofort kräftig um sich gehauen und nur zwei leichte Verwundungen davongetragen.

Als die Oesterreicher über alle Berge waren, zogen wir ab; die Gänse mußten wir wie gestohlene Ware, was sie ja auch eigentlich waren, heimlich, in Taschentücher gewickelt, ins Bivouac schleppen, damit um keinen Preis der strenge Budritzky, unser Brigadekommandeur, etwas merke. Unser Hauptmann war aufs höchste über die Geschichte erbittert, und als ein Weib hergelaufen kam und jammerte, warf er ihr eine Handvoll Geld zu. Der eine und der andere warf auch noch ein Geldstück hin, und was das Weib

an Federn von den Gänſen retten konnte, rettete ſie noch, ſo daß wir ſchließlich das zähe Gänſefleiſch im Bivouac mit gutem Gewiſſen verzehren konnten. —

Wie immer wurde am andern Morgen frühzeitig aufgebrochen. Die Nachricht über den Sieg bei Nachod hatte ſich ſchon überall verbreitet und alles war in der gehobenſten Stimmung. Ein paar Tage war das Gepäck gefahren worden, jetzt mußten wir es wieder umhängen, weil Wagen und Pferde anderweitig gebraucht wurden. Ich bin nie ein Freund des Gepäckablegens geweſen, man ſollte es lieber nach Möglichkeit erleichtern und ſtreng darauf halten, daß die Leute keine unnützen Sachen einpacken. Das häufige Ablegen und Wiederaufnehmenmüſſen thut nicht gut, der Soldat muß ſeine Sachen immer, zu jeder Zeit um ſich haben und ganz mit ihnen verwachſen; das hält die Ordnung am beſten aufrecht, erſpart viel Zeit, viele Pferde und Wagen und verkürzt damit die ohnehin endloſen Marſchkolonnen. Die Gepäckgeſchichte verdarb mir diesmal auch einen Tag, denn beim Herunternehmen meines Dachſes vom Wagen ſchlug mich ein Pferd ſo heftig vor das Knie, daß es ſofort anſchwoll und ich mich während einiger Stunden des Marſches auf den Compagniewagen begeben mußte.

Das Gardecorps hatte an dieſem Tage das erſte größere Gefecht. Das erſte Armeecorps, welches rechts von uns in Böhmen eingerückt war, hatte

unter seinem kommandirenden General von Bonin nicht so viel Glück gehabt wie der alte Steinmetz links von uns. Gablenz hatte die Ostpreußen mit einem letzten Vorstoß wieder zurückgetrieben, so daß sie weiter als eine Stunde wieder zurückgegangen waren, und nun mußte das Gardecorps die Scharte wieder auswetzen. Den Löwenanteil an dem glänzenden Erfolge des Tages hatte, glaube ich, das Kaiser Franz-Regiment, welches dafür aber auch nicht unerhebliche Verluste hatte und unter anderen auch den der bekannten Dichterfamilie angehörigen Major von Gaudy verlor, welchen ich am Morgen noch frisch und heiter vor seinem Bataillon gesehen hatte. Einen Unteroffizier von demselben Regiment sah ich in beinahe komischer Erregung an einer Hecke stehen, die österreichischen Flintenkugeln mußten ihn ganz gewaltig umsaust haben, er hatte sieben Schüsse bekommen, aber alle hatten ihn doch nur ganz äußerlich berührt, ihn gewissermaßen nur geneckt. Die Helmspitze war dahin, der gerollte Mantel, der Gewehrkolben, die Säbelscheide hatten etwas abbekommen, — der brave Franzer war ganz unversehrt geblieben!

Für Herrn von Gablenz war der Ruhm von gestern dahin, und er hat nie wieder Gelegenheit gefunden, den Schaden zu repariren. Kaum eine Woche später fuhr er nächtlicherweile in einem verschlossenen Wagen, der von preußischen Husaren umgeben war, an unserem Bivouac vorüber, um einen Waffenstillstand im großen Hauptquartier vergeblich zu erbitten. Der General muß ein ziemlich eitler Herr gewesen sein; wenigstens erzählte mir der damals im österreichischen Lager anwesende Kriegsmaler Beck später ein charakteristisches Stückchen von ihm. Beck mußte sich damals wohl oder übel dem Rückzuge anschließen; gelegentlich des Durchzuges durch Trübau unter den Bogengängen des Ringes in eine Gastwirtschaft tretend, trifft er in einem hinteren Zimmer den General, mit mehreren Offizieren hinter dem Biertische sitzend. Gablenz begrüßt Beck dann freundlichst und sagt zu ihm: „Nicht wahr, lieber B., ich bin doch der einzige, der etwas reüssirt hat."

Direkt eingreifen in das Gefecht konnte mein Bataillon auch diesmal nicht, und nur in den letzten Momenten mußten wir durch Ersteigung des steilen Kapellenberges, der unmittelbar vor der Stadt Trautenau aufsteigt, ein Bravourstück im Klettern vollführen.

Trotz mancher Unannehmlichkeit hatten auch die Stunden, die ich bei der Wagenkolonne zubringen mußte, manches Interessante an sich; ich gewann dabei zunächst einen Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten,

die ihr der Marsch durch das Gebirge gemacht haben mußte, Schwierigkeiten, von denen wir vorn in geschlossener Truppe Marschirenden gar keine Ahnung hatten. Man konnte dabei einmal übersehen, welche Massen von Fuhrwerken dazu gehört, um eine Division zu verpflegen und bei allem Bedarf zu erhalten; Feldprediger, Auditeure, Zahlmeister und die unvermeidlichen Marketender, alles bildet einen gewaltigen Troß.

In dem Städtchen Eipel hatten wir gleich in der Frühe einen längeren Aufenthalt. Der bergig liegende Ort bildete gewissermaßen die erste Etappe hinter dem Schlachtfelde von Trautenau und war deshalb überfüllt mit Wagen, die Verwundete zurückbrachten, Freund und Feind neben einander. Da habe ich so manchen schmucken Jüngling zu Tode getroffen auf dem Leiterwagen im Stroh liegen sehen, und wenn auch alles geschah, um das Los der Unglücklichen zu erleichtern, so blieb doch noch immer genug des Elends. Am Marktplatz saß ein junger österreichischer Lieutenant auf einer steinernen Bank vor einem Hause, noch hatte er den Czako auf dem Kopfe und die gelbseidene Schärpe über der Schulter, aber er war tödlich getroffen, eine Zündnadelkugel war ihm durch die Brust und zum Rücken wieder herausgegangen. Mit schwacher Stimme rief er mich an und bat, doch ein paar Worte seinen Eltern in Brünn zu schreiben, zum Dank wollte er mir seine Schärpe geben. Was sollte ich mit einer Schärpe, aber das Schreiben habe ich besorgt, und da der Brand schon die Wunde ergriffen hatte, so schaffte ich noch einen Armvoll frischen Klee herbei und packte denselben unter den Mantel auf Brust und Schultern zur Kühlung.

Ein preußischer Fähnrich, ich weiß nicht mehr von welchem Regiment, lag, durch beide Beine geschossen, aber doch heiter und siegesfreudig auf dem Wagen, und hinten auf demselben hockte ein österreichischer Infanterist, dem ein Säbelhieb gerade in den Mund gefahren war und diesen weit aufgerissen hatte. Dick verschwollen und mit einer Menge von Heftstreifen verbunden, machte der Aermste einen schrecklichen Eindruck, man hatte ihm

den Scherben eines Topfes in die Hand gegeben, um sich die Wunde im Gesicht durch Begießen mit Wasser zu kühlen, lange wird es indes wohl nicht nötig gewesen sein. Im Kriege muß man sich an erschütternde Eindrücke gewöhnen! —

Im Weitermarsche spielte sich noch manche interessante Scene in dem Wagenzuge ab. So fuhr ein ungeschickter böhmischer

Fuhrmann mit seiner Deichsel mitten in die Pauke des Augusta-Regiments, die an dem vorauf fahrenden Wagen befestigt war, und zerstörte dieses wichtige Instrument damit ganz gründlich; ja selbst eine tolle Fluchtscene sollte sich noch ereignen. Der die ganze Wagenkolonne führende Zahlmeister hatte es sich eben auf einem der vorderen Wagen bequem gemacht, als wir vor uns auf einer Anhöhe eine langsam heranmarschirende Kette von Soldaten gewahrten.

Da wir uns in der Nähe des Gefechtsfeldes befanden und ununterbrochen schießen hörten, so war der Gedanke, daß es Oesterreicher seien, vielleicht gar nicht so absurd; bei dem Zahlmeister und den Fuhrleuten gestaltete sich derselbe aber sofort zu einer festen Ansicht. — Die ersten Wagen halten an, es fängt an zu stocken und mit einemmale ergreift eine furchtbare Panik sämtliche Fuhrleute. Alles kehrt um und damit entsteht eine unglaubliche Verwirrung! In rücksichtsloser Hast suchte jeder nun sich und das Seinige zu retten. Wagen flogen in den Chausseegraben, Kisten und Kasten mit allen möglichen Gerätschaften, Flaschen, Offiziersbestecke und so

weiter hinterher, Fässer rollten den Weg entlang, kurz es war eine Verwirrung, wie ich sie nie ärger gesehen habe. Da die Geschwulst meines Knies schon wieder nachgelassen hatte, so war ich schon längst wieder marschirt, und sah nun wütend auf die wilde Jagd hin, die uns bald, mit Ausnahme der Trümmer, in einer Staubwolke aus unserem Gesichtskreis verschwand. Einem Unteroffizier vom Franz-Regiment erging es wie mir, auch er blieb zurück. Wir hielten dicht an einem Dorfe, in welchem wir Deckung finden konnten, waren in Wehr und Waffen und auf alle Fälle so flink auf den Beinen wie etwaige Oesterreicher, was konnte uns also passiren? — Bald klärte sich denn auch die Geschichte auf; die marschirenden Soldaten waren eine größere preußische Patrouille, von einem Offizier geführt, um das Terrain aufzuklären. Wir lachten und ärgerten uns zugleich über den ängstlichen Zahlmeister und machten uns dann auf, um unsere Truppenabteilungen aufzusuchen, die wir in der Nähe von Trautenau fanden.

Die Stadt war während zweier Tage wenn auch nicht der Mittelpunkt, so doch der Stützpunkt, heftiger Gefechte gewesen und sah dem entsprechend aus. Unter den Lauben vor den Häusern lagen die Verwundeten reihenweise, Fuhrwerk und Soldaten aller Waffengattungen erfüllten die Straßen, alles war in der wildesten Aufregung. Die Bewohner Trautenaus sollten sich teilweise an dem Kampf beteiligt haben, der Bürgermeister Dr. Roth war verhaftet und fortgeschafft; einmal sah ich auch, wie drei oder vier Zivilisten mit gefesselten Händen an uns vorübertransportirt wurden.

Unter dem Tumult mußten die Bewohner natürlich leiden; die Verwundeten und Kranken mußten verpflegt werden, und die erschöpften Truppen verlangten auch nach allem Möglichen, es mußte also energisch requirirt werden. Ganz ordnungsmäßig kann es in so wilder Zeit nicht zugehen, die Kommandirenden können nicht überall sein. Am Abend sah ich Leute in den feinsten und saubersten Oberhemden im Bivouac einherstolziren, die auf keinen Fall aus dem Tornister genommen waren; aber zu entschuldigen ist es, wenn sich ein armer Teufel nach so vielen Strapazen einmal den Genuß reiner Wäsche verschafft.

Wer zerrissene Stiefel hatte, verschaffte sich aus den umherliegenden österreichischen Tornistern neue Schuhe und benützte auch wohl die dazu gehörigen Gamaschen, auch wenn er sie einem Gefallenen abziehen mußte. Die Schuhe wurden schnell beliebt, sie waren leichter als unsere Stiefel und schlossen vortrefflich an, aber für die Dauer ist der Stiefel doch wohl praktischer, er ist schneller aus- und anzuziehen, und schützt den Fuß mehr

beim Durchwaten von Sümpfen und Gewässern. Das echt kriegerische Bild des Bivouacs wurde außer von den Wachtfeuern durch eine in der Nähe befindliche Fabrik, die in hellem Brande stand, erleuchtet; aber wer kümmert sich um dergleichen, man ist todmüde und schläft selbst bei dem ärgsten Getümmel ein. —

Am 29. ging es von Trautenau nach Königinhof. Die Oesterreicher hatten sich auch dort nicht lange gehalten und nach kurzem Kampfe, bei welchem es dem dritten Garderegiment noch gelang, eine feindliche Fahne zu erobern, sich aus dem Staube gemacht. Stundenlang marschirten wir durch die Gefechtstrümmer der vorhergehenden Tage; eine Menge von Toten und Verwundeten, namentlich Oesterreicher, lagen noch in den Gräben und auf den Feldern umher, zum Teil einen grausigen Anblick darbietend. Viele von den Toten waren schon bis zur Unkenntlichkeit geschwollen, und welche Kraft bei diesem Verwesungsprozeß zu Tage tritt, beweist die Thatsache, daß häufig die doch starken Sturmriemen an den Czakos durch das Anschwellen des Kopfes geplatzt waren. Unvergeßlich ist mir der Anblick eines österreichischen Infanteristen, der wimmernd im Graben am Wege auf dem Rücken lag, die Hände hatte er scheinbar wie erstarrt in die Luft gestreckt und zwischen die Finger waren von Vorüberziehenden mitleidig Cigarren gesteckt, man wollte dem Armen eine Wohlthat erweisen und hatte sonst nichts. Die größte Wohlthat wäre freilich für ihn ein Schuß in den Kopf gewesen, um den er jammernd die Vorbeikommenden bat, aber das ging nicht an.

Die Garde bezog in und um Königinhof Bivouac, wir an einem bewaldeten Abhange des Elbthales. Wie weit es mit dem Kriege war, wie es überhaupt stand, davon erfuhren wir in Reih und Glied Stehenden natürlich nicht viel, wir wußten nur so viel, daß es nicht schlecht stehen

konnte, wir waren ja immer vorwärts gegangen und demnach sorglos und siegesbewußt. Da es hieß, wir würden hier einige Tage verbleiben, so richteten wir uns so behaglich wie möglich ein; namentlich bauten wir uns im Walde ganz trauliche Hütten, restaurirten unsere arg mitgenommenen Uniformstücke, schrieben Briefe in die ferne Heimat und dergleichen mehr.

Von der Bevölkerung Böhmens war uns mit Ausnahme der wenigen kleinen Städte nicht viel zu Gesicht gekommen, hie und da hatten wir Leute gesehen, die mit ihren Habseligkeiten flohen, aber sonst machten die Dörfer immer einen öden Eindruck, wahrscheinlich hielten sich die Leute während des Durchmarsches versteckt. Was an Fuhrwerken und Fuhrleuten aufzutreiben war, wurde natürlich mitgenommen, und so hatten auch wir von Braunau aus einen Fuhrmann. Als der Mann zu uns kam, war er in Hemdsärmeln; die Leute, die den Wagen requirirt hatten, erzählten, daß sie denselben hinter dem Thorwege fertig angespannt vorgefunden hätten, und ein junger Mann sei eben im Begriff gewesen, auf und davon zu fahren. Beim Erscheinen der Preußen im Hofe sei er aber fortgelaufen, und so hatte sich der alte Mann entschließen müssen, in aller Eile mitzugehen, die Soldaten hätten das Fuhrwerk mit zwei stattlichen Braunen sonst allein mitgenommen. Der Mann, der zuerst sehr stumpfsinnig erschien, heiterte unter gutem Zureden und namentlich auch Zutrinken bald auf und versprach zuletzt mit den Preußen so weit zu fahren, als es ginge. Bei Trautenau verschafften wir ihm aus einem Tornister einen nagelneuen weißen österreichischen Infanterierock, der wahrscheinlich für den erhofften Siegeseinzug in Berlin bestimmt war, nun aber durch einen böhmischen Bauern wieder zurückgetragen wurde; ein Witzbold hatte noch mit großen Buchstaben „Eilgut nach Wien" auf den Rücken geschrieben. Viel Deutsch konnte der Fuhrmann nicht, nach seinem Namen frug auch keiner, sein Nachtlager hatte er auf oder unter seinem Wagen und für Verpflegung brauchte er nicht zu sorgen; er nahm und man gab ihm mehr, als gut war, und das war sein Unglück. Eines Morgens im Bivouac bei Königinhof saß er in der Schoßkelle seines Wagens und war tot. Der Stabsarzt kam und bestätigte den Fall, der Mann wurde in der Nähe eingegraben; Pferde und Wagen haben wir mitgenommen und die Geschichte war bald vergessen, später habe ich aber oft daran gedacht, ob wohl jemals die Witwe und die Kinder erfahren haben mögen, wo ihr Vater und Ernährer geblieben ist, ich glaube es nicht.

Im Bivouac bei Königinhof sahen wir auch zum erstenmale unsern Brigadekommandeur, von Budritzky, als General, er war eben erst zu

dieſer Würde ernannt worden. Er war ein kleines, zierliches, etwas tanzmeiſterliches Männchen, aber doch von echt preußiſcher Art; ſein ganzes Weſen war Dienſteifer, vielleicht ein bißchen kleinlicher, aber doch ehrenfeſter, verläßlicher Art.

Eine Unterbrechung des Bivouaclebens, dieſer wenigen Ruhetage, fand durch ein Abendmahl ſtatt. Seit dem Spreewalddorfe waren wir noch nicht wieder mit einem Geiſtlichen in Berührung gekommen, unſern Diviſionsprediger ſahen wir alſo zum erſtenmale. Schon die Vorbereitung zu der feierlichen Handlung war indes nicht dazu angethan, eine religiöſe Stimmung zu erwecken. Es wurde ein Zug kommandirt, um ein benachbartes blühendes Getreidefeld ſo weit mit dem Hirſchfänger niederzuhauen, daß es möglich wurde, einen Platz zu der feierlichen Handlung zu gewinnen, und eine ſolche Thätigkeit bringt begreiflicherweiſe die Leute in alle möglichen Stimmungen, nur nicht in eine religiöſe.

Der Diviſionspfarrer kam mit ſeinem Küſter, einem echten „zivilverſorgungsberechtigten“ Geſicht, in einem Wagen, hielt inmitten des im offenen Viereck aufgeſtellten Bataillons zunächſt eine kurze Predigt und reichte dann das Abendmahl. Das war aber eine ſchwere Arbeit für den Herrn, denn da ein Tiſch nicht vorhanden war, mußte er von Mann zu Mann die Front abſchreiten, was mit dem langen Talar in dem niedergehauenen, feuchten Korn wahrlich keine Kleinigkeit war.

Die ſchlimmſte Störung aber erlitt die heilige Handlung durch unſere brave „Couleur“, die Gardedragoner. Bekanntlich halten einige Truppengattungen beſonders freundſchaftliche Beziehungen unter einander, grüßen ſich

und haben auch sonst viel Verkehr zusammen. In Potsdam sind es die Gardehusaren und die Gardejäger, in Berlin die Gardedragoner und die Gardeschützen. Diese unsere Couleur ritt nun gerade während unseres Abendmahles an einem gegenüberliegenden Abhange hinunter und versäumte dabei nicht, uns den üblichen Gruß „Guten Morgen, Couleur" schwadronsweise zuzurufen, und da wir begreiflicherweise nicht antworten konnten, so brüllten die Dragoner um so ärger. Es war schwer, ein Lächeln zu unterdrücken, ich glaube, selbst unserem braven Major ist dies schwer geworden.

An dem fleißigen Hinundherrücken von Offizieren und Patrouillen konnten wir bemerken, daß wohl etwas Größeres im Werke, wir hörten auch, daß der König bei dem Heere angekommen sei, aber Näheres drang bis zu unserem Waldbivouac nicht, und so legten wir uns denn sorglos in unsere Hütten, unbekümmert um die gewaltigen Vorgänge, die sich gerade in dieser Nacht vom 2. zum 3. Juli vorbereiteten; nicht einer hat geahnt, welch folgenschwerer Tag uns am Morgen begrüßen sollte.

Der Tag von Königgrätz.

rübe und regnerisch begann der Tag zu grauen, als Kälte und Nässe mich zwangen, das Lager zu verlassen. Noch schliefen die meisten um mich her, und nur der Posten bei den Gewehren starrte müde und abgespannt in den Waldnebel hinein. Nach und nach erhoben sich indes einige, um gleich mir den Versuch zu machen, durch einen Schluck heißen Kaffees die erstarrten Glieder zu erwärmen. Das Bivouacfeuer glimmte noch und konnte leicht wieder angefacht werden, so daß wir bald einen Kochgeschirrdeckel voll des erwärmenden Getränkes hatten. Eben wollte ich die übrigen Schläfer wecken, als auf einmal von weither durch die Stille des Waldes jenes langgezogene Signal ertönte, das jeder Soldat kennt: „Das Ganze sammeln!“ Sofort wird es von sämtlichen Lagerwachen aufgenommen und bis zu den entferntesten Plätzen getragen. Wie mit einem Zauberschlage verändert sich das Bild; aus der Stille wird das lebendigste Treiben, aus den Schläfern werden die muntersten Leute. Der Kaffee kann nicht mehr ausgetrunken werden, er wird ins Gras gegossen, das Kochgeschirr wird aufgeschnallt, und in wenigen Minuten steht das Bataillon zum Abmarsch bereit. Zunächst geht es in den Wald hinein einen grundlosen Hohlweg entlang, der aber glücklicherweise nicht lang ist und uns bald auf die Chaussee nach Königinhof bringt. Rechts und links vom Wege sammeln sich die Truppen, überall blitzt es von Bajonneten und auch das schöne erste Garderegiment steht schon marschbereit da. Immer dichter wird der Verkehr auf der Heerstraße, Ordonnanzen und Adjutanten sprengen hin und her, es ist ein Treiben und Vorwärtsdrängen in der Garde, das jedes Soldatenherz höher schlagen macht. Daß es was Großes geben würde, dafür sprachen alle Anzeichen!

In Königinhof marſchirten wir mit Hurra an dem Kronprinzen vorüber, der dort vor einem Gaſthofe ſtand — die Campagnepfeife mit dem heraldiſchen ſchwarzen Adler auf dem Porzellankopfe ſchon im Brande — und unſere Zurufe mit herzgewinnender Freundlichkeit erwiderte.

Hinter der Stadt führt die Straße bergan; der Weg war durch den Regen ſehr ſchlüpfrig, ſo daß wir vielfach von den vorüberreitenden Generalen und Offizieren beſpritzt wurden. Mit einem kleinen Stabe von zum Teil in Zivil gekleideten Herrn kommt auch der Graf Eberhard zu Stolberg, der Kanzler des Johanniterordens, in der Uniform der hellblauen Huſaren daher, und mit ihm fahren an der Seite des Weges eine Menge von Krankenwagen, Medizinkarren und dergleichen, Wagen mit Feldpredigern, Intendanturbeamten: alles drängt nach vorn, das Getümmel iſt überaus maleriſch und bunt.

Etwa eine Stunde wird ſo marſchirt; dann biegen wir links vom Wege ab in das Feld hinein, und da es ſtiller um uns geworden iſt, ſo hören wir auch entfernten Kanonendonner, der immer dichter, immer rollender wird. In dem durchweichten Acker iſt das Marſchiren aber fürchterlich; das Getreide ſteht in voller Blüte und an jedem Halm hängen dicke Regentropfen; haben wir ein Feld hinter uns, ſo beginnt das andere. Die vorn Marſchirenden ſchreiten als Bahnbrecher immer in einer naſſen Umſchlingung. — Wir können rechts und links ſehen, daß die Diviſion in Gefechtsformation marſchirt, aber es geht verhältnismäßig langſam vorwärts, die Näſſe von oben und die noch viel ſchlimmere Näſſe von unten vergrößert das Gewicht unſerer Equipirung um ein Bedeutendes, aber raſtlos geht es weiter. Mit noch größeren Schwierigkeiten wie wir hat die Artillerie zu kämpfen, die großen glatten Zwölfpfünder ſinken fußtief in den Boden, um die Räder wickeln ſich große Wulſte von Erde und Halmen, ſo daß die Artilleriſten fortwährend mit dem Säbel die Stücke herunterhauen müſſen.

Kommt ein Hügel, dann müssen die Pferde zweier Geschütze vor eines gespannt werden, um hinauf zu kommen, die Tiere triefen von Wasser und Schaum. Stundenlang wird so weiter marschirt, an ein Halten ist gar nicht zu denken. Das Terrain ist wellig, es geht fortwährend bergauf, bergab. Sind wir oben, dann sehen wir in der Ferne große Wolken von Pulverdampf aufsteigen, vermischt mit schwarzen Rauchwolken von brennenden Häusern; der Kanonendonner rollt jetzt ununterbrochen daher. Die Phantasie malt sich schon ein Bild des Schlachtgetöses aus; man denkt an die vielen Toten und Verwundeten, die dort drüben schon herumliegen müssen.

Mehrfach kommen wir auch durch Dörfer, die wir in Gefechtsformation, also ohne Rücksicht auf Wege, passiren müssen, mitten durch Gärten und Gehöfte geht es fort. In einem steilgelegenen Garten fallen die Leute einer über den andern und kollern förmlich herunter, ein Wunder, daß keine von den geladenen Büchsen losgeht und kein Unglück passirt. Von Einwohnern ist nichts zu entdecken, die Dörfer sehen wie ausgestorben aus. Artilleristen durchsuchen die Gehöfte nach Vorspannpferden, müssen aber immer erst die Thore einschlagen, und wo die Fußtritte und Faustschläge nicht helfen, da schießt wohl ein Unteroffizier mit seiner Pistole in das Schloß.

Trotz aller Schwierigkeiten rücken wir, wenn auch langsam, so doch sicher und stetig dem Kanonendonner näher, es war die Zeit, wo die Armee des Kronprinzen in der Umgebung des Königs mit Sehnsucht erwartet wurde, wo die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee schwer mit der in dominirender Stellung befindlichen österreichischen Armee rang. Ich habe später vielfach die Ansicht aussprechen hören, daß die Schlacht wahrscheinlich sich zu einem Siege der Oesterreicher gestaltet hätte, wenn die

Kronprinzenarmee nicht noch in letzter Stunde eingetroffen wäre; aber selbst diesen, nicht erwiesenen Fall angenommen, was hätte dann Benedeck, wenn ihm der Kronprinz gleich darauf in die Flanke gefallen wäre, mit einem Siege erringen können?

Das immerwährende Bergauf, Bergab erschöpfte die Leute aufs äußerste; einzelne hatten in dem schweren Boden ihre Stiefel stecken lassen, aber der immer deutlicher sprechende Kanonendonner erhielt die Kräfte in Spannung. Das erste, was wir als ein Zeichen des nahen Kampfplatzes bemerkten, war ein österreichisches Husarenpferd, das sich nur noch mühsam auf seine Vorderfüße stützen konnte. — Fortwährend marschiren wir wie beim Brigadeexerzieren, die Compagniekolonnen halten strenge Richtung in den Intervallen, denn am Fuße eines Hügels ertönt das Kommando „Schwärmen"; der erste Zug zerstreut sich nach vorn, aber es ist unmöglich, die Leute können in dem steilen Terrain nicht schnell vorwärts kommen. Ueber unseren Köpfen sausen schon die ersten Granaten dahin oder schlagen klatschend in den weichen Erdboden; es überkommt uns ein ganz eigenes Gefühl.

Endlich auf dem Hügel angekommen, muß auch der zweite Zug, der meine, schwärmen. Sofort geht es vorwärts, zunächst wie auf dem Exerzierplatze, die Leute halten ganz von selbst die vorgeschriebenen Rottenabstände, jeder fühlt ja, daß die Ordnung der sicherste Schutz ist in gefahrvoller Stunde. Derweilen umsaust uns ein unheimliches Zischen, das lauter und lauter wird, es sind die Kugeln der österreichischen Jäger, die vor uns in einem Wäldchen mit ihren grünen Federbüschen hin und her huschen. Das Herz pocht ein wenig, aller Scherz, alle Frivolität ist mit einemmale verschwunden, glücklicherweise auch die Müdigkeit. Zuweilen öffnet sich ein Blick auf das große Schlachtfeld, meilenweit hin sieht man die aufflammenden Geschosse der Kanonen und den Pulverdampf sich wütend über den Rasen wälzen, lange Reihen Infanterie — sie mußten vom vierten Corps gewesen sein — feuern Salven auf Salven auf die hochgelegenen Dörfer ab.

Einige Verwundete haben wir schon, ruhig, ohne Geschrei sinken sie dahin, der erste ist unser Lazaretgehilfe, dem eine Kugel den Schulterknochen zerschmettert; mit bewundernswerter Ruhe und Sicherheit geht es vorwärts. Beim Näherkommen an den Wald wird von uns das Feuer begonnen, sämtliche Compagnien rechts und links von uns eröffnen das Gefecht. Weiterhin sehen wir die Garderegimenter in strammer Haltung vorrücken, einzelne mit Musik, dazu das ungeheure Getöse des Kanonen- und Gewehrfeuers, es ist ein erhebender Anblick.

Als wir im Laufschritt an das Gehölz herankommen, sind die Federbüsche der Oesterreicher schon in dem Dickicht verschwunden, wir begreifen gar nicht, weshalb; sie haben ja große Bäume umgehauen, die eine prachtvolle Deckung bieten!

In dem dichten Gehölz verlieren wir bald die Fühlung unter einander; nur kleine Gruppen bleiben zusammen, aber an dem Schlachtgetöse hören wir, daß wir mitten drin sind. Rasch sind wir auch wieder aus dem Buschwerk heraus; es ist nur eine Spitze, die wir durchschritten haben. Ein kleiner Wiesengrund liegt vor uns und drüben auf der Anhöhe ein Dorf; wir erfahren erst am Abend, daß es Lipa heißt. In und hinter dem Dorfe wogt es von Oesterreichern hin und her, man sieht aber an allem, daß eine grenzenlose Panik die Leute erfaßt hat. In der Ferne galoppirt eine große Kavalkade von Reitern vorüber und allen voran ein einzelner General mit wallendem grünem Federbusch auf dem Hut. Das dürfte Benedeck gewesen sein, dem man in dem Augenblicke die Einnahme von Chlum durch die erste Gardedivision gemeldet hatte.

In dem Gebüsch haben wir einen Moment Atem geschöpft, an das Zischen der Kugeln und das Knacken in den Zweigen sind wir nun schon gewöhnt; wir springen über eine Wiese in den nächsten Garten hinein. Ein Zug Infanteristen, ich weiß nicht von welchem Regiment, stürmt ebenfalls durch die Wiese dahin; einen Augenblick sehe ich hin, da fällt der Offizier mit dem Degen in der Faust vornüber in das hohe Gras, seine Leute haben ihn wohl nicht einmal fallen sehen, es drängt ja alles nach vorne.

Meine Kameraden sind an einer andern Stelle über die Hecke gesprungen, ich sehe sie im Augenblick nicht mehr, der Pulverdampf wird ja auch immer dichter. Der Garten selbst ist zu einem Verhau eingerichtet; es rasselt nur so von Kugeln darin, aber hinter einem alten Birnbaum finde ich etwas Schutz und strecke mich so lang und dünn als irgend möglich dahinter hin. Zwanzig Schritte vor mir treiben sich österreichische Infanteristen umher, die nur noch aus Verzweiflung feuern, denn von allen Seiten dringen die Preußen heran. In dieser Lage habe ich etwa sechs Schüsse abgegeben, es wird aber so viel geschossen und ein so wildes Getümmel ist rings umher, daß man den Erfolg des einzelnen Schusses gar nicht zu beurteilen vermag. — Die Lage der Oesterreicher wird immer hoffnungsloser, einer nach dem andern sinkt dahin, oder sie werfen die Gewehre fort und verkriechen sich; den Zündnadelgewehren können sie beim besten Willen nicht standhalten. In wenigen Sprüngen bin ich oben in dem Garten, um eine Hausecke

herum, dann in der Dorfstraße. Grenadiere und Schützen stürmen wie rasend in der engen Straße vorwärts.

An den Gartenzäunen und den Winkeln der Häuser liegen die Oesterreicher haufenweise umher, zum teil sind sie verwundet, zum teil werfen sie Waffen und Gepäck von sich und bitten knieend und händeringend um Pardon. Einzelne Offiziere sehe ich im bittern Groll dabei stehen, was konnten auch sie noch machen. Der Lärm und die Aufregung ist ganz unbeschreiblich, die Leute feuern blindlings in das Dorf hinein, so feuert ein Mann meiner Compagnie ganz nahe auf einen sich ergebenden Oesterreicher, — die unritterliche, wenn auch durch die Hast entschuldbare, That wird gleich darauf gesühnt, ein Schuß streckt auch diesen tot nieder.

Im Vorwärtsgehen muß ich mich an einem Pferde vorüberdrängen, dem armen Tiere war der Leib durch eine Granate aufgerissen, die ganzen Eingeweide lagen ihm zwischen den Füßen, ein erbarmungswürdiger Anblick, aber wer hat Zeit, sich Gefühlen hinzugeben.

Da wir in dem Gedränge nicht gut vorwärts kommen, so brechen wir mit einer Anzahl Leute rechts durch einen Garten hindurch und kommen an den Rand des Dorfes. Vor uns ist ein Ackerstück und hinter demselben liegt ein einzelnes Haus, das dicht mit Oesterreichern besetzt ist. Als wir darauf los wollen, werden wir mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, so daß wir uns alle niederwerfen müssen, und erst allmälich fangen wir an zu feuern. Rechts und links höre ich an dem Aufschreien, daß Leute getroffen werden, aber den Oesterreichern in dem Hause mußte die Situation doch bedenklich erscheinen, sie wollten einzeln das Haus verlassen, gebückt laufen sie davon, aber es sind nur wenige lebendig davon gekommen, denn was feuern kann, das feuert.

In diesem Augenblicke kam unser Kommandeur, Oberstlieutenant von Besser, an, mit unerschütterlicher Ruhe die Cigarre im Munde sieht er sich die Sachlage an, gibt einzelne Anordnungen und reitet ruhig weiter, der ungekünstelte Gleichmut des Kommandeurs hat außerordentlich wohlthätig gewirkt; sein braunes Reitpferd macht aber gleich darauf die letzten Schritte, es wird ihm unterm Leibe erschossen.

Im weiteren Vorrücken kommen wir auf ganz freies Feld, mein Freund B., der brave Westphale, derselbe, der in dem schlesischen Dorfe bei Brieg den lustigen Hundestreich ausgeführt, hat eben einen Schuß bekommen, ein zweiter Schuß zersplittert den Büchsenkolben und geht durch den Leibriemen noch in den Rock, glücklicherweise aber nicht weiter, er zeigt mir seine

stark blutende Hand und geht dann nach fast heiterem Abschiedsgruße zurück nach dem Verbandplatze. Schlimmer ergeht es unserem Flügelmann, ein Schuß spaltet ihm, der im Anschlage liegt, das rechte Schulterblatt. Doch alles das geht schneller vorüber, als es sich niederschreiben läßt, das allgemeine „Vorwärts" läßt uns nicht rasten. Noch aber kämpfen die Oesterreicher, wenn auch nur um die Ehre. Deutlich sehe ich, wie einer ihrer Bataillonskommandeure wütend mit geschwungenem Säbel um sein Bataillon herumreitet und auf die fliehen wollende Mannschaft einhaut, aber er kann nicht überall sein, hat er die eine Ecke in Ordnung, so bröckelt die andere wieder auseinander, bis es endlich in hellen Haufen rückwärts geht. Derweilen ist auch unsere Artillerie herangekommen und schmettert die Fliehenden haufenweise nieder.

Trotz alledem fährt noch einmal eine österreichische Batterie vor uns auf — ich habe später erfahren, daß sie vom achten Regiment gewesen ist — und sucht die Preußen mit Kartätschen aufzuhalten; wirklich müssen wir uns alle hinwerfen, aber es dauert nicht lange, da schweigt ein Geschütz nach dem andern. Die Bedienungsmannschaft erliegt unseren Kugeln; die Fahrer, die mit ihren Pferden auf und davon wollen, brechen nach wenigen Schritten in dichtem Knäuel zusammen, sie können nichts mehr machen.

Ein Offizier, an seinem langen Mantel und der Schärpe deutlich erkennbar, scheint die Geschütze nicht verlassen oder vielleicht vernageln zu wollen, aber auch er sinkt bald getroffen zu Boden. Als wir dann hinzulaufen, sehe ich ihn liegen, er hat einen Schuß in den Knöchel bekommen, will aber von freundlicher Zusprache nichts hören und blickt finster zur Erde nieder.

Vierzig oder fünfzig Schützen sind wir jetzt beisammen, alle aber zu Tode erschöpft, wir werfen uns hinter einen Erdhaufen, der Schutz gewährt, nur der Lieutenant von Bassewitz bleibt aufrecht stehen und läßt die Kugeln ruhig um sich herausen. Seine Kugel war noch nicht gegossen, sie sollte ihn erst nach Jahren in tragischer Weise treffen.

Als wir etwas Atem geschöpft haben, brechen wir wieder auf, die Oesterreicher sind in vollem Rückzuge begriffen, aber noch sollen wir Zeuge eines der schönsten Momente der Schlacht sein.

Wo unsere Kameraden, das gesamte Bataillon sind, wissen wir im Augenblicke nicht und bleiben deshalb in der Nähe eines großen Gehöftes halten. Vor demselben stehen verlassene österreichische Geschütze, hinter welche wir uns stellen müssen, um nicht überritten zu werden, denn in demselben Augenblicke saust die bekannte große Reiterattake, die eben in der Entwicklung begriffen ist, an uns vorüber.

Welch ein Anblick, diese tausende von Reitern an sich vorüber rasen zu sehen! Die ohnehin stark gebräunten Gesichter der Leute glühen vor Kampfeslust und Erregung, die Säbel werden jauchzend in der Luft geschwungen, die Ulanen haben die Lanzen zum Stoß fertig, das Stampfen der aufs äußerste ausgreifenden Rosse verursacht ein donnerähnliches Getöse und hochauf fliegt das Erdreich unter den Hufschlägen, es ist ein Bild sondergleichen, das unverlöschliche Eindrücke hinterläßt. So stürmen die Zietenhusaren, Ulanen und Dragoner, Regiment auf Regiment, an uns vorüber. Als ich mit den Augen folgen will, sehe ich in dichten Schwärmen die österreichische Kavallerie daher kommen; die weißen Mäntel schlägt der Wind hoch auf, dann schiebt sich unsere Reiterei davor und das Auge sieht nur ein entferntes wildes Durcheinander.

So schnell geht alles vor sich, daß wir staunen, als auch schon einige Reiter ohne Pferde wieder zurückkehren. Ein Unteroffizier von den blauen Husaren sucht verzweifelt nach einem andern Pferde, es laufen deren einige herrenlos umher, er erfaßt eins und jagt wieder fort.

Ein Trompeter und ein Ulan geleiten zwischen ihren Pferden einen

Offizier, der ſchwankend im Sattel ſitzt, während ihm das Blut vom Geſicht auf die Uniform herabſtrömt. Drüben kommen zwei Offiziere Arm in Arm an, ein Oeſterreicher und ein Preuße, ſie ſind beide verwundet und wollen nach einem Verbandplatze zurück, ein packendes Bild ſoldatiſcher Ritterlichkeit, die nach dem Kampfe den geſchlagenen Feind wieder zum Kameraden werden läßt. Mit dem ſtammverwandten Oeſterreicher ging das; in Frankreich wird es wohl kaum vorgekommen ſein. Wer könnte die Einzelbilder alle aufzählen, die in dem bunten Gewirr an uns vorüberziehen!

Inzwiſchen rücken Infanterieregimenter vom erſten Armeecorps heran; ein Mann ruft aus der Kolonne heraus, man ſolle uns doch gefangen nehmen, der brave Oſtpreuße hält uns nämlich für Oeſterreicher, weil wir Czakos tragen; mit ſeiner Uniformkenntnis iſt es augenſcheinlich nicht weit her.

Schwächer und ſchwächer wird der Kanonendonner und zieht ſich mehr und mehr in die Ferne, da kommt auch unſer Bataillon im Felde daher, wir treten wieder ein. Wie viel iſt da zu erzählen, jeder einzelne hat viel erlebt. Viele fehlen auch und können nichts mehr erzählen; ſie ſind in und bei dem Dorfe liegen geblieben, das Bataillon hat einige achtzig

Tote und Verwundete. Auch zwei vortreffliche Offiziere hat der Tag gekostet, den Hauptmann von Leue, den ernsten, stillen Mann, und den Grafen Bethusy Huc, den ich noch vor kurzem in Brieg so glücklich mit seiner jungen Gattin an dem Fenster gesehen hatte.

Dieser und jener nähere Bekannte ist unter den Gebliebenen, aber der Siegesjubel läßt keine traurige Stimmung zu. Große Begeisterung hatte das Erscheinen des Königs bei Lipa hervorgerufen, der Kriegsherr hatte die heranziehende Armee seines Sohnes sogleich begrüßen wollen und war trotz der noch überall einschlagenden Kugeln mitten in die Truppen hineingeritten. Unser Hauptmann von Chélieu hatte ihn mit einem kräftigen „Vive le roi“ begrüßt, was sich ein alter Neufchateler wohl gestatten durfte. Des Königs Gedanken werden hierbei einen Moment weit in die Vergangenheit zurückgekehrt sein; war doch ein Fräulein von Chélieu einst die Lehrerin und Freundin der königlichen Mutter Luise gewesen. Wer von den Mannschaften dazu kommen konnte, hatte dem Könige wenigstens die Steigbügel berührt; es ist ein erhebender, großer Moment gewesen: wohl dem Heere, das einen solchen König an der Spitze hat!

Die Schlacht war für uns zu Ende, den fliehenden Oesterreichern sendet die Artillerie die letzten donnernden Grüße nach. Was von ihnen sich um uns herum befand, war tot, verwundet oder gefangen.

In den langen Stallungen des erwähnten Gehöftes lagen hunderte und aber hunderte von Verwundeten. Schon waren eine Menge Aerzte, darunter auch viele zurückgebliebene Oesterreicher, bei ihrer entsetzlichen Arbeit, sie konnten sich aber kaum unter der Masse bewegen, nur in der Mitte der Räume war ein schmaler Bretterweg gelegt, auf welchem man hin und her gehen konnte, ein ununterbrochenes Stöhnen und Wimmern tönte aus der Dunkelheit hervor. Neben mir am Eingange stand ein Wachtmeister eines ungarischen Husarenregiments und zeigte auf die Frage, was er hier mache, auf einen sterbenden Husaren zu unseren Füßen hin, der mit dem Kopfe auf der Schwelle des Eingangsthores lag. Er wollte nur so lange bei ihm bleiben, bis er tot sei, der Mann sei von seiner Schwadron und ein braver Kerl gewesen. Nur wenige Minuten dauerte es auch, dann war der letzte Atemzug dahin, der Wachtmeister faßte den Toten hinten an dem Pelzkragen und ich half dabei, daß die langen Sporen nicht an der Schwelle festsitzen blieben, ein rührendes Bild von Kameradschaftlichkeit und Treue.

Ein paar tausend Schritte von der Stätte bezogen wir das Bivouac. Ich hatte das Gefühl, als müsse es etwa nachmittags vier Uhr sein und war

ganz erstaunt, als ich hörte, daß es acht Uhr abends sei. Sonnig war der Tag ja nicht gewesen, der überall lagernde Pulverdampf hatte zur grauen Stimmung des Tages beigetragen, hauptsächlich war es daher wohl die Aufregung des Kampfes, die über die Zeit hinweggetäuscht hatte.

Wir wußten zwar, daß Großes geschehen war, aber die ganze Größe, die ungeheuren Folgen des Ereignisses, hat wohl niemand an dem Abend übersehen können. Wir kannten auch keine Namen, konnten das Dorf nicht nennen, das wir mit eingenommen hatten, wußten ebenso nicht im entferntesten, daß wir in der Nähe von Königgrätz uns befanden, und daß die Schlacht ihren Namen in der Weltgeschichte nach dieser Festung bekommen sollte, haben wir erst mehrere Tage darauf erfahren.

Doch schon an diesem Abend ging eine Ahnung von einer neuen deutschen glorreichen Kaiserkrone für unsern König durch die Armee, und thatsächlich ist ja auch an diesem Tage das Fundament für die späteren großen Erfolge gelegt, auf den böhmischen Feldern die Kaiserkrone erkämpft worden, wenn sie auch erst vier Jahre später zu einer geschichtlichen Thatsache wurde.

Trotz der gehobenen Stimmung machte die Natur nun endlich ihre Rechte geltend. Hunger und Müdigkeit kämpften einen grimmigen Kampf in uns. Wir waren vierzehn Stunden auf den Beinen, hatten einen Marsch von beinahe vier Meilen unter sehr erschwerenden Umständen gemacht, die

stundenlange Schlacht mit durchgekämpft und durchlebt, aber zum Essen war keiner gekommen, auch wenn er etwas gehabt hätte. Das machte sich nun in furchtbarer Weise fühlbar. Aber wo waren Marketender, wo Proviantkolonnen? Das bißchen trockene Brot, welches der eine oder der andere wohl noch bei sich hatte, verschwand im Umsehen, und so mußte denn trotz aller Müdigkeit noch auf die Suche gegangen werden. Der Lieutenant von Massow trieb auch richtig noch einige Mann auf, wobei der lustige Schuster mit der Blücherbüste nicht der letzte war, und brachte nach einer wilden Jagd von Garten zu Garten in einem brennenden Dorfe ein Schwein glücklich noch ins Bivouac. Da das Tier aber nicht groß war, so reichte es nicht weit und manche sind noch hingegangen und haben sich von einem gefallenen Pferde etwas abgesäbelt; der Hunger thut eben weh und ist bekanntlich ein vortrefflicher Koch.

Ringsum, so weit das Auge reichte, loderten Bivouacfeuer in die dunkle Nacht hinein. Ein seltsam großartiges Bivouac der gesamten preußischen Armee, wie es wohl selten vorgekommen ist und als ausschließlich preußisches Bivouac wohl nie wieder vorkommen wird!

Bei allen Regimentern, auch bei unserem Bataillon, traten die Musikcorps an, spielten den großen Zapfenstreich und darauf das „Nun danket alle Gott". Einen solchen Moment erlebt zu haben, betrachte ich als ein unschätzbares Gut. Gleich darauf wurde Appell beim Schein des Feuers abgehalten, die Mannschaften wurden verlesen, die Toten und Verwundeten aus den Listen der Unteroffiziere gestrichen, die Munition wurde erneuert und ersetzt, wie überhaupt alle Anordnungen getroffen, um die volle Aktionsfähigkeit herzustellen.

Dann sind wir sanft entschlummert, wenn wir auch weiter nichts als das blecherne Kochgeschirr zum Kopfkissen hatten und von wärmendem Stroh keine Rede war, unbekümmert um das Stöhnen verwundeter Oesterreicher in unserer Nähe und das ununterbrochene Knallen der Gewehre, mit welchen die Feldwachen einzelne verwundete, umherhumpelnde Pferde erschossen.

Der Morgen des 4. Juli leuchtete schon hell über uns, als es lebendig in unserem Bivouac wurde, doch die Sonne beschien ein wesentlich anderes Bild, als das von gestern, der malerische Pulverdampf war verflogen; grau und schmutzig sahen die Toten, grau und schmutzig sah die zerstampfte Erde aus. So gut es ging, suchte sich jeder etwas zu reinigen, die Hauptsache jedoch war sogleich wieder der Hunger. Wo aber sollten wir etwas hernehmen? Von unseren Proviantwagen war ja noch nichts zu sehen! Da fuhr in ziemlicher Entfernung eine Proviantkolonne vorüber, und weil ich mit Recht vermutete, daß es nicht unmöglich sei, etwas davon zu ergattern, machte ich mich heimlich auf den Weg und bekam von einem Unteroffizier auch glücklich ein Brot vom Wagen zugeworfen.

Welch eine Gottesgabe ist ein Stück Brot, wenn uns der Hunger so grimmig durchzuckt! Ich danke dem braven Unteroffizier noch heute dafür und gewiß auch alle die, denen ich ein Stück davon abbrechen konnte, der Herr Hauptmann nicht ausgenommen, der gleichfalls ein ansehnliches Stück bekam.

Nun war der schlimmsten Not gewehrt, und wenn nicht viele davon gesättigt werden konnten, so kam doch glücklicherweise bald unsere eigene Kolonne und brachte wenigstens hinreichend Fleisch, das viele gleich roh verzehrten.

Vom Hauptmann erhielt ich dann den Befehl, nach dem Dorfe Lipa zu gehen, um nach unseren Verwundeten mich umzusehen. Schon waren

allerorten die Krankenträger und Totengräber in Thätigkeit, die toten und verwundeten Preußen waren zum größten Teile vom freien Felde fort, aber Oesterreicher lagen noch in großer Anzahl umher.

Am Bivouacsplatze der siebenten Division vorüberkommend, erkundigte ich mich nach einem Bruder, der in einem magdeburgischen Regiment diente, von dessen großen Verlusten am gestrigen Schlachttage wir schon gehört hatten. Ein alter Brigadegeneral saß mitten zwischen den Mannschaften und gab mir freundlichst Bescheid, daß das Regiment schon südlich weitergezogen sei. Wie bringen doch solche Stunden die Menschen näher zusammen!

Das Dorf Lipa war natürlich noch überfüllt von Verwundeten. In allen Häusern und Höfen lagen sie zum Teil in gräßlicher Verfassung. Aber auch hier waren die Preußen schon vielfach fortgeschafft. In einem Kuhstalle fand ich den Freiwilligen Thür von unserer Compagnie vor, seiner Uniform war er schon entledigt, nur in Hosen und rotem Flanellhemd saß er mit durchschossener Brust in einer Ecke, sechs oder acht schwer verwundete Oesterreicher um ihn her. Wie sah der blühende Jüngling aus! „Wasser!“ war das erste, nach dem man aus allen Winkeln rief; aber wo sollte ich das gleich herbekommen? Die Brunnen waren ja fast lauter altmodische Ziehbrunnen und Geräte dazu nicht vorhanden. Glücklicherweise kam eben im Dorfe ein Wagen mit Vorräten an und ich erhielt auf vieles Bitten und mit der Notlüge, daß es für einen Offizier sei, eine Flasche Wein und eine Flasche Selterswasser. Als ich zurückkam, fingen die Aermsten fast an zu heulen vor Gier, aber ich mußte doch erst unsern Freiwilligen befriedigen. Die meisten wollten in ihrer Körperlage verändert, respektive auf eine andere Seite gelegt werden, sie hatten schon fast vierundzwanzig Stunden in dem blutgetränkten Dünger gelegen und waren zu schwach, um sich selber bewegen zu können. Das Elend war zuweilen entsetzlich.

Unsern Freiwilligen habe ich nicht wieder gesehen; bis zum 11. Juli hat er in dem Stalle zugebracht, dann hat ihn ein Verwandter, an den ich geschrieben hatte, glücklich gefunden und auch noch lebend nach seinem geliebten Berlin gebracht; aber bald darauf ist er trotz sorgsamer Pflege verschieden.

Da wir den 4. Juli noch auf dem Schlachtfelde liegen blieben, so bekam ich die Erlaubnis, auch nach Rosberitz und Chlum gehen zu dürfen. Noch immer lagen, obgleich die Totengräber fleißig arbeiteten, in den Gräben und Ackerfurchen tote Oesterreicher umher, die zum Teil krampfhaft das Gewehr umklammert hielten. Ein wertloses und doch sprechendes Erinnerungszeichen habe ich mir von diesem Gange mitgebracht, ein Stück Papier, das

unter vielen anderen Gegenständen auf dem Felde umherlag. Es war ein Regimentsbefehl, mit etwas volltönenden Phrasen an das Regiment Hannover gerichtet: „Das Auge des Kaisers sieht auf euch, Soldaten.“ Sie sollten den habgierigen und übermütigen Feind vernichten und den alten Ruhm der Armee bewähren. Angesichts des Schlachtfeldes und der umherliegenden Oesterreicher las sich das ganz merkwürdig.

Auf halbem Wege zwischen Chlum und Rosberitz betrat ich ein einsam im Felde liegendes Vorwerk, das von außen nicht sehr gelitten hatte; aber welch einen Anblick bot das Innere desselben dar! Hunderte von Verwundeten und verstümmelten Menschen lagen auf dem Hofe und in allen Winkeln der Gebäude umher. Noch schien keine helfende Hand hier gewaltet zu haben, denn mit markerschütterndem Geschrei wurde ich empfangen. „Wasser!“ „Hunger!“ schrieen die einen matt, die anderen in bellendem Tone. In meinem Feldkessel hatte ich ein rohes Stück Fleisch, dies warf ich gewissermaßen unter die Unglücklichen, die sich darum rissen. Die Toten, die zwischen den noch Lebenden umherlagen, erschienen mir beneidenswert; nie wieder möchte ich ein solches Elend sehen.

Was konnte ich als einzelner hier ohne Hilfsmittel thun? Einzelnen, die noch kriechen konnten, half ich bis an die etwas entfernt liegende Straße, damit sie doch ein mitleidiger Fuhrmann aufnehmen konnte, aber wie wenige waren dies!

In Chlum wiederholte sich dasselbe Schauspiel, nur lagen hier auch die langen Leiber unserer Potsdamer Gardisten zahlreich umher. Seitwärts des Ortes waren schon mehrere Gräber gegraben, etwa zehn Fuß tief und die Seitenlängen je zwanzig Schritte lang. Halb waren die Gruben schon

gefüllt und immer neue Leichen wurden herbei gekarrt. Die Krankenträger stellten sich an den Rand, nahmen einen Körper an Kopf und Füßen, schwenkten ein paarmal hin und her und ließen ihn dann in die Grube fallen.

Die gestern sich blutig bekämpft hatten, ruhten hier nun blaß und starr, aber friedlich neben und auf einander!

Etwas abseits wurden ein paar besondere Gräber für den Generallieutenant Hiller von Gärtringen, Kommandeur der ersten Gardedivision. den Major von Helldorf und einige andere Offiziere, die im Kampfe bei Chlum gefallen waren, gemacht.

Das Bivouakiren auf dem öden, trostlosen Felde war unheimlich geworden, wir waren froh, als es am 5. Juli morgens weiter ging. Noch immer kamen wir durch verlassene Dörfer, mit zum Teil für uns unaussprechbaren Namen, erinnere ich mich doch eines Ortes, dessen Name aus den drei Buchstaben Wrd bestand.

Bei Pardubitz passirten wir auf einer Schiffbrücke die Elbe, am diesseitigen Ufer standen noch einige Oesterreicher, die harmlos unserem Uebergange zusahen.

In der Stadt selber fanden wir ein arges Kriegsgetümmel vor. Die ausgehungerten, aber siegestrunkenen Soldaten waren schwer zu zügeln. Kaufleute und Gastwirte hatten unter dem ersten Ansturm schwer zu leiden. In einen Laden tretend, um Schokolade zu kaufen — denn Schokolade ißt der Soldat besonders gern, weil sie den schroffsten Gegensatz zu den sonstigen monotonen Ernährungsmitteln bildet, — fand ich ein furchtbares Gedränge von Grenadieren. Der unglückliche Kaufmann konnte nicht alle zugleich befriedigen und hatte außerdem mit dem ihm fremden Gelde große Schwierigkeit. Die Wartenden, die zum Teil Zucker haben wollten, wurden ungeduldig und faßten deshalb mit ihren Bajonetten hinter eine hochstehende Reihe von Zuckerhüten, die dann mit Poltern und Krachen auf den armen Materialisten herunter fielen. Durch den Lärm veranlaßt, trat auch ein alter General in die Thür, er konnte aber nicht weiter dringen und ging kopfschüttelnd weiter. Der Wirrwarr solcher Scenen ist unbeschreiblich.

In einem Wirtshause spielte sich ein ähnlicher, aber ungleich heitererer Vorgang ab. Den anstürmenden durstigen Soldaten, die so lange Tage kein Bier gesehen, geschweige denn getrunken hatten, konnte der alte dicke Wirt so wenig wie seine derbe Kellnerin genügen, so daß sich ein heilloser Tumult entwickelte, der seinen Höhepunkt erreichte, als zwei Offiziere, ein Gardehusar und ein Gardeulan, spornstreichs in die Stube geritten kamen,

um ebenfalls am Schenktisch ihren Durst zu löschen. Die sonnverbrannten Reiter mit ihren schnaubenden, stampfenden Rossen, der in komischer Angst und Ehrerbietung an seinem erhöhten Schenktisch stehende Wirt, die ängstlichen Frauenzimmer und die Menge der lärmenden Soldaten dazu bildeten eine Scene, wie sie origineller nicht leicht vorkommen dürfte.

Die Märsche, mit welchen wir hinter der fliehenden österreichischen Armee einherzogen, waren zum Teil sehr anstrengend. Die Hitze war groß und die Verpflegung oft sehr mangelhaft, weil nicht selten thörichterweise die Einwohner entflohen waren. Am drückendsten war der häufige Mangel an Brot, und Brot ist weit schwerer zu entbehren als Fleisch. Als unsere Compagnie eines Tages in einem Dorfe Halt machte und die Leute sich in der Erwartung auf Brot wieder enttäuscht sahen, entstand eine ernste Unruhe, ein drohendes Gemurmel in den Reihen. Das ist ein unerhörtes Ding in einer preußischen Compagnie, man konnte also daraus schließen, wie hungrig die Leute waren. Der Hauptmann stellte zwar durch ein paar energische Worte die Ruhe sofort her, sorgte aber auch zu gleicher Zeit dafür, daß Mehl

requirirt und noch in der Nacht Brot gebacken wurde, das die Leute zum Teil noch warm verschlangen.

Zuerst hatten wir bei unseren Märschen die Richtung auf Olmütz verfolgt, aber eines Tages kehrten wir um, passirten ein verlassenes Quartier wieder und marschirten auf Brünn zu, und zwar tagelang auf dem Eisenbahnkörper, was wegen der vorstehenden Schwellen wahrlich keine Annehmlichkeit war.

In der Nähe von Trübau mußten wir eines Tages stundenlang im Sonnenbrande an der Chaussee liegen bleiben, weil sich das fünfte Corps mit dem Gardecorps im Marsche kreuzte. Die Spitzen der marschirenden Truppen waren mitten in dem Städtchen, von verschiedenen Straßen kommend, auf einander gestoßen. Dabei kam es über den Vortritt des einen oder des andern Corps zu einem Streit unter den Führern, der namentlich zwischen unserem Divisionskommandeur von Plonsky und dem alten Steinmetz von dröhnender Heftigkeit gewesen sein soll. Der Alte mußte wohl seinen Kopf durchgesetzt haben, die Schlesier und Polacken zogen voran und wir mußten warten.

Der Tag war, wie gesagt, heiß, und infolge dessen erhielt ich von dem Hauptmann den nicht unwillkommenen Auftrag, beim endlichen Durchmarsch durch die Stadt ein paar Flaschen Wein zu kaufen. Während nun unter Musik und Trommelschlag Regiment auf Regiment durch die Straßen zog, paßte ich einen günstigen Moment ab, um mich, wie man so sagt, zu drücken, denn von höheren Offizieren durfte das ja keiner sehen. In Böhmen wurde

ſchon viel auf Marſchdisziplin gehalten, vier Jahre ſpäter in Frankreich wurde ſie, wenigſtens bei uns, eiſern gehandhabt.

Zwiſchen einigen Ulanen, die an der Seite hielten, konnte ich hindurch ſchlüpfen, und um mich ſchnell unſichtbar zu machen, betrat ich die erſte ſich mir bietende Thür.

Der Raum, in welchem ich ſtand, nachdem ich die Thür wieder geſchloſſen, hatte etwas ungemein Fremdartiges an ſich. An einen kleinen Vorplatz ſtieß ein langer, hoher Gang, der weiß getüncht und ganz ohne Möbel war; nur vereinzelt hingen ein paar alte, ſchwer erkennbare Bilder an der Wand. Alles war ſtill und menſchenleer und ſtand in ſonderbarem Kontraſt zu dem Lärm da draußen. Ich war noch nicht im klaren über den Ort, wo ich mich befand, als ich, den langen Gang hinuntergehend, einen Mönch in braunem Ordenskleide bemerkte, der händeringend und jammernd vor einem ſtattlichen Garde du Corps-Offizier ſtand, zwei Geſtalten im Gegenſatz abſtechend, wie er nicht intereſſanter gedacht werden kann.

Da man mit nägelbeſchlagenen Stiefeln nicht gut ſchleichen kann, ſo war ich bald bemerkt, und mußte mich denn in entſprechender Haltung melden und den Grund meines Erſcheinens angeben. Als ich von den

Entbehrungen und dem Durst anfing, unter dem auch unsere Offiziere litten, zeigte der schöne Garde du Corps lächelnd auf eine Thür: „Dahinter werden Sie schon alles finden," und in der nächsten Sekunde machte ich ein strammes Kehrt, um die Klinke zu erfassen.

Was ich hinter der Thür fand, war ein so wildes, interessantes Bild, wie es selbst im Kriege nicht häufig vorkommt. Von einem Flur aus ging es eine breite Treppe in einen Keller hinunter, aus welchem Lachen und Schimpfen durcheinander heraufdrang. Auf der Treppe und in dem Keller, dem Weinkeller des Klosters, drängten sich etwa dreißig Soldaten, meist Artilleristen, hin und her. Alle waren durstig und wollten den Weinfässern zu Leibe. Da Niemand einen Hahn zum Abziehen hatte, so schlug man mit dem Säbel die Spundzapfen heraus und fing mit den Kochgeschirren die edle Gottesgabe auf. Das ging natürlich nicht so glatt ab. Ströme flossen auf den Erdboden, so daß man, als ich eintrat, schon bis an die Knöchel im Wein watete. Ein Licht, das einer hatte, fiel in dem Gedränge bald nieder, und nun wurde mit einzeln entzündeten Streichhölzchen von einem Faß zum andern gezogen; wie lange die Geschichte gedauert und wie sie geendet, ich weiß es nicht. Als ich mit großer Mühe mein Kochgeschirr mit Wein gefüllt und selbst einen kräftigen Zug gethan hatte, patschte ich zum Keller hinaus; die Kerle waren zu wüst da unten, es erinnerte lebhaft an Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

Die übrigen Räume des Klosters schienen öde und verlassen, so weit ich sie übersehen konnte. Nur in der Küche, die ich einer leeren Flasche wegen aufsuchte, fand ich den Bruder Koch in jämmerlicher Stimmung vor. Noch hatte er über das stattliche Bäuchlein die Küchenschürze gespannt, aber er wischte sich mit ihr die Thränen ab, die über sein fettglänzendes Gesicht herabrannen.

Eine Flasche konnte mir der Gottesmann nicht geben, er hatte selbst keine, aber einen Teller voll kräftiger Bouillon gab er mir unaufgefordert und wies auch jede Bezahlung dafür zurück; wir sind als gute Freunde geschieden.

Noch immer marschirten unsere Garderegimenter vorüber, als ich mit meinem Kochgeschirr in der Hand die weiten Räume verließ. Die Leute sahen furchtbar erhitzt aus, und da ich mich gesättigt fühlte, so konnte ich es nicht über mich gewinnen, das kostbare Getränk zu behalten, der Nächste bekam das Kochgeschirr, trank und ließ es sich von dem Nebenmann schon wieder aus der Hand reißen, aber nicht für eine Sektion reichte der Inhalt,

es war ein Tropfen auf einen heißen Stein, ich mußte daneben herlaufen und hatte Mühe, mein Gerät wieder zu bekommen.

Zwei Flaschen Wein für meinen Hauptmann kaufte ich dann noch am Markt, freilich auch nicht so ohne weiteres. Der jüdische Kaufmann traute meiner Zahlungsfähigkeit nicht und gab zuerst vor, keinen Wein zu haben, als ich ihm aber zwei blanke preußische Thaler hinwarf, da wurde der Kerl höflich, sogar ekelhaft höflich. Das Dorf, in welchem ich später die Unseren wieder einholte und schon im Quartier antraf, hieß Rattendorf.

Rastlos ging es mit jedem Tage weiter; häufig trafen wir Orte an, in denen Tags zuvor noch die Oesterreicher gehaust hatten. Die Bevölkerung nahm uns natürlich nie freundlich auf, war aber mehr teilnahmlos als feindselig; von aufwallendem Patriotismus, wie ihn selbst der ärmste französische Bauer zum mindesten zur Schau trägt, haben wir keine Spur bemerkt. Am meisten erwärmte die Leute der Anblick unseres blanken Silbergeldes, und wenn wir in ärmeren Dörfern einen Thaler zeigten, ging er von Hand zu Hand, um angestaunt zu werden. Oft war die Landschaft, die wir durchzogen, von großem Reiz, namentlich aber bot der Höhenzug, den wir vor Brünn überschreiten mußten, überraschend schöne Bilder. Um den Mannschaften das Abkochen zu ermöglichen, wurde häufig erst um elf oder zwölf Uhr mittags abmarschirt, weil sich herausgestellt hatte, daß das Kochen nach dem Marsche aus Müdigkeit ganz unterblieb; aber das späte Abrücken hatte doch den großen Nachteil, daß wir immer erst bei Dunkelwerden ins Quartier oder Bivouac kamen.

In der Nähe von Hohenmauth verlor die Compagnie einen Mann auf höchst tragische Weise. Das Bataillon bezog etwa eine Meile von der Stadt ein Bivouac, und als die nötigen Wachen ausgestellt wurden, traf mich das Los, mit einem Offizier und etwa fünfundzwanzig Mann in einem Walde eine entfernte vorgeschobene Feldwache zu beziehen. Es regnete unaufhörlich und der Tag und die Nacht wären sehr ungemütlich gewesen, wenn sich nicht in der Nähe der Wache ein einsam liegendes Gehöft gefunden hätte, in welchem sich die dienstfreien Leute erwärmen und erholen konnten. Oesterreichische Husarenpatrouillen wollten die Leute am Morgen noch gesehen haben, aber die Nacht verlief ganz ruhig und gegen Morgen wurden die Posten eingezogen und zum Abmarsch bereit gemacht.

Schon ließ ich die Mannschaft antreten und Vordermann nehmen, um abzuzählen, da krachte in nächster Nähe ein Schuß, der im Walde dröhnend

widerhallte, und in demselben Augenblicke stürzte wenige Schritte vor uns ein Schütze, in den Kopf getroffen, nieder. Ein starker Blutstrom drang im Bogen aus der Wunde inmitten der Stirn, ein kurzes Röcheln und Zucken — der Mann war tot.

Das Ereignis war um so furchtbarer, als das Unglück durch die Unvorsichtigkeit eines Kameraden herbeigeführt war. Zwei Schützen hatten einen Bauern des Gehöfts kurz vor dem Abmarsch um etwas Oel gebeten, ihre während der Nacht verrosteten Büchsen zu fetten. Der alte Mann hatte auch das Oel gebracht und das Fläschchen gehalten, während die beiden, sich gegenüber stehend, mit einer ins Oel getauchten Feder an ihren Büchsen manipulirten. Fahrlässig hatte der eine davon das Schlößchen hereingeschoben, war dabei mit dem Zeigefinger an den Drücker gekommen, und das Unglück war geschehen. Fern vom Bataillon konnten wir weiter nichts thun, als einen Posten zurücklassen, den Mörder aus Fahrlässigkeit arretiren und den Vorfall dem Bataillon melden.

Der Tote, ein allgemein beliebter und braver Mensch, ein geborener Sigmaringer, ist dann im stillen Wald, fern von dem Weltgetriebe und seiner schönen Heimat begraben worden, und wenn auch das schlichte Kreuz, das wir auf den Hügel steckten, längst vermodert sein wird, die Kameraden von damals werden ihn nicht vergessen.

Mit dem Weitermarsche hörten für uns die Spuren der Oesterreicher auf, sie waren wohl zum größten Teil mit der Eisenbahn zurücktransportirt und sammelten sich um diese Zeit vielleicht schon in der Nähe von Wien. Von diesem erzählten die Leute, wenn wir uns überhaupt mit ihnen verständigen konnten, Wunderdinge, namentlich sollten die Florisdorfer Schanzen eine ganz uneinnehmbare Festung sein, wir würden dort noch alle unser Ende finden und was dergleichen Redensarten mehr waren. Es war aber, wie gesagt, selten, daß man Leute fand, mit denen man sprechen konnte, diese waren kleine Beamte, Forstleute oder ehemalige Soldaten; mit der übrigen Gesellschaft, den Landleuten, mußten wir uns meist mit der Zeichensprache durchhelfen, eine Umgangsform, die nicht viel Vertraulichkeit und Höflichkeit zuläßt. Zuweilen fand man auch ein vereinzeltes Blatt einer Zeitung und konnte sich über den bombastischen, übermütigen Ton ärgern, respektive amüsiren, den die Wiener Zeitungen noch kurz vor dem 3. Juli angeschlagen hatten. Auch bei uns wurde manches an Ueberschwenglichkeiten und Geschmacklosigkeiten geleistet, und unter diese rechne ich auch die Proklamation eines preußischen Generals in Prag: „An die edle böhmische Nation", die sich uns gefügig zeigen, ja womöglich mit uns verbinden sollte, aber im ganzen waren uns die Wiener Zeitungen darin „über". Man mußte aber ganz besonderes Glück haben, wenn man dergleichen fand. meistens war in den Bauernhäusern nichts Lesbares vorhanden, und dann war man ja auch immer zu ermüdet, als daß man sich nicht niedergelegt hätte, um zu ruhen und zu schlafen.

Bis zu welcher Abspannung die Leute zuweilen kamen, davon erlebte ich während unseres Marsches ein sprechendes Beispiel. — Eines Abends spät in einem Dorfe ins Quartier gekommen, erhielt ich den Befehl, mit einem Wagen nach der benachbarten Stadt zu fahren, um womöglich für die Compagnie ein größeres Faß Bier zu kaufen. Als ich mit dem Bauer nun durch ein kleines Gehölz fuhr, das wir auf dem Marsche passirt hatten, machte mich derselbe auf einen im Grase liegenden Soldaten aufmerksam, den ich beim Nähertreten sofort als einen Mann meiner Compagnie erkannte, als unsern Avantageur, den jungen schlesischen Grafen, dessen Mutter uns seinerzeit bei Sorau im Eisenbahnwagen ein so vortreffliches Frühstück verschafft hatte. Der junge Mann war kurz vor dem Ende des Marsches zusammengesunken, ohne daß seine gleichfalls übermüden Nebenleute es bemerkt oder Notiz von ihm genommen hätten, und so fand ich ihn in todesähnlichem Schlafe liegen. Selbstverständlich brachte ich ihn mit

dem Wagen sofort ins Dorf und in das Quartier des Hauptmanns, wo ihn aufmerksame Pflege bald zu frischen Kräften brachte. Mit dem Bierfaß kam ich aber sehr spät in der Nacht an, so daß das edle Naß erst am andern Morgen verteilt werden konnte.

Sehr anstrengend war auch der Marsch, den wir über den Gebirgszug unmittelbar vor Brünn machen mußten. Die Wege waren so steil und schmal, daß mehrfach das ganze Bataillon nur ein Mann hinter dem andern darauf fortkommen konnte. Unsere Packkarren verloren fast alle ihre Pferde und mußten im Walde umgestürzt liegen bleiben; erst spät in der Nacht erblickten wir die Lichter von Brünn, in dessen Nähe wir in einem Dorfe Quartier bezogen.

Hier gab es zum erstenmale süßen Landwein, von dem herzhaft zugetrunken wurde, dessen Wirkungen aber auch am andern Tage noch zu spüren waren.

Der Durchmarsch durch Brünn am andern Tage gestaltete sich zu einem so lebhaften militärischen Bilde, wie es eben nur kriegerische Zeiten hervorzubringen pflegen. In dichtem Drängen zogen wir mit anderen Regimentern, darunter auch das Regiment Garde du Corps, durch die stark belebten Straßen. Aus allen Fenstern sahen Menschen herab, aus Fabrikgebäuden auch wohl solche, die uns zujubelten, und von allen Straßen her schallten die Klänge des Preußenliedes, oder wirbelten die Trommeln. Solche Momente frischen das soldatische Bewußtsein außerordentlich auf und entschädigen für die endlosen Strapazen der weiten Märsche.

So blitzend und kriegerisch wie damals sieht ein Bataillon jetzt kaum aus; die Infanterie trug noch die Bajonette permanent auf dem Gewehr, was auf die österreichische Bevölkerung, die nicht daran gewöhnt war, einen mächtigen Eindruck machte.

Nach 1870 hat man die Bajonette abgeschafft, sie werden bei Bedarf durch das Seitengewehr ersetzt; es mögen gewichtige Gründe sein, die dazu Veranlassung gegeben haben, aber die Thatsache bleibt, daß die preußische Armee zwei mächtige Feinde besiegt hat, die keine Bajonette trugen und also die jetzige Art voraus hatten.

Gern wären wir einmal in der Stadt im Quartier geblieben, wir hatten seit Guben Städte eigentlich nur beim Durchmarsch gesehen, aber es war uns nicht vergönnt; wir mußten unsere Wünsche und Hoffnungen auf städtische Genüsse, auf Einkäufe von nötigen Sachen und Genußmitteln unterdrücken, wir kamen eine Meile weiter in ein Dorf. Dieser Ort hatte

kurz vorher unter einem heftigen Gewitter gelitten, so daß beispielsweise in unserem Quartier noch dicker Schlamm und Kies zollhoch in der Stube lagen, und dazu war kein Mensch im Hause vorhanden, obgleich viele andere Dorfbewohner anzutreffen waren.

Das Lager in der Nacht auf dem feuchten Fußboden war an sich kein behagliches, wurde aber besonders unangenehm dadurch, daß in der Nacht ein dicht neben mir liegender Kamerad schwer an der Cholera erkrankte. Durch einen heftigen Schlag aufs Gesicht wachte ich auf und fand den sonst so kräftigen Mann schon in schweren Krämpfen sich windend vor. Bisher hatten wir von der fürchterlichen Krankheit nur gehört, nun sollten wir sie selber kennen lernen. Hilfe und Linderung zu verschaffen, dazu hatte keiner ein Mittel, und selbst als ich nach langer Mühe in dem unbekannten Orte den Stabsarzt auffand, konnte der mir nur eine Handvoll Thee aus seiner Rocktasche geben; er war schon unterwegs, weil auch aus anderen Quartieren Cholerakranke angemeldet waren. Am andern Morgen hoben wir den Mann schon wie eine Leiche auf den Wagen, von dem er lebendig auch nicht heruntergekommen sein soll. Noch zwei Mann unserer Compagnie waren in der Nacht gestorben, und als wir abmarschirten, wurde beim ersten Halt auch der Feldwebel fortgebracht, um nie wieder zurückzukehren.

Die nächsten Märsche waren keine angenehmen; die Cholerafurcht war doch nicht ganz zu unterdrücken, wenn auch der Soldat sonst leicht wieder zur alten Sorglosigkeit zurückkehrt.

Mit jedem Tage näherten wir uns aber mehr dem Ziele unseres Marsches. An der Breite der Heerstraße, an manchen anderen Einzelheiten konnten wir die Nähe Wiens bemerken, wenn auch die Bevölkerung noch meistens slavisch war. Lundenburg berührten wir nur im Durchmarsch. Die Stadt, die viele Juden beherbergen soll, machte aber keinen verführerischen Eindruck; wir waren froh, als wir durch waren. Dann aber betraten wir das niederösterreichische Gebiet und fühlten uns sofort angeheimelt. Die Ortschaften hatten ganz das Gepräge behäbiger mitteldeutscher Dörfer, und namentlich stachen auch die Landleute sehr zu ihrem Vorteil von denjenigen ab, die wir bisher in Böhmen und Mähren kennen gelernt hatten; sie waren treu, bieder und gefällig, wir fühlten uns wie unter Freunden.

Es schienen jetzt endlich bessere Tage für uns kommen zu sollen, schon schwirrten Nachrichten von Waffenstillstandsverhandlungen durch die Luft, und wenn wir auch wohl gern noch Wien gesehen hätten, so waren wir

doch alle zufrieden, daß den unerhörten Strapazen ein Ziel gesetzt werden sollte. Die Truppen wurden schon nach zwei Tagen weiter auseinander gelegt; wir mußten unseren freundlichen Dörfern und auch dem Stephansturme, den wir in blauer Ferne von einem Hügel aus hatten schimmern sehen, den Rücken kehren auf Nimmerwiedersehen; wir kamen ganz in der Nähe von Nikolsburg, dem großen Hauptquartier des Königs, ins Quartier.

Diesen damaligen Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Ereignisse konnten wir von unserem Quartier aus liegen sehen, wenngleich eine Grenze zwischen den Orten durchlief; wir lagen nämlich noch in Niederösterreich und Nikolsburg liegt in Mähren.

Da wir länger wie acht Tage der wohlverdienten Ruhe genossen, so bin ich häufig in Nikolsburg gewesen, um auch das Leben des großen Hauptquartiers, das damals bereits in Stadt und Schloß aufgeschlagen war, kennen zu lernen. Die Stadt liegt an sich schon malerisch, wird aber noch bedeutend durch das stattliche Schloß der ehemaligen Fürsten von Dietrichstein überragt, in welchem damals gerade alle jene Männer weilten, welche die Fäden der Weltgeschichte in ihren Händen hatten.

Der Weg von der Stadt zum Schlosse hinauf wurde nie leer und auch die Straßen zeigten einen lebhaften militärischen Verkehr. Fast alle die damals vielgenannten und berühmten Männer habe ich dort hinauf und hinab steigen sehen. Der kleine, spießbürgerlich aussehende Herr von Benedetti, der Handlanger des damals noch so gefürchteten Napoleon, war einer der häufigsten Passanten; er sah meist recht nachdenklich und recht mißgestimmt aus, und bekanntlich sind ja auch die Geschäfte, die er da oben im Schlosse mit unserem Bismarck gemacht hat, nicht gerade glänzend gewesen.

Auch die zu den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen anwesenden österreichischen Offiziere sah man häufig, den alten Ritter von Degenfeld habe ich öfter den Schloßberg mühsam ersteigen sehen. Mehr als das Alter schien ihn der Gram über das Unglück Oesterreichs niederzubeugen, das so ganz unerwartet uud ungeahnt hereingebrochen war. — Eines schönen Tages gingen auch kokett uniformirte italienische Offiziere durch die Straßen von Nikolsburg, sie stachen durch die Eleganz, mit welcher sie einherstolzirten, sehr gegen unsere Offiziere ab, deren Feldkostüme zum Teil schon sehr gelitten hatten.

Durch den verstorbenen Geheimerat Borck, sowie durch den bekannten

Herausgeber des „Soldatenfreundes“, Geheimen Hofrat und Vorleser des Königs, Louis Schneider, ist es mir möglich geworden, auch das Innere des Schlosses, soweit es nicht unmittelbar bewohnt war, zu besichtigen. Auch Bismarcks Wohn- und Arbeitszimmer konnte ich in einem geeigneten Momente betreten. Der Raum war einfensterig und schlicht möblirt, bot aber eine entzückende, meilenweite Aussicht ins Land hinein. In der Mitte stand ein mäßig großer Tisch und auf demselben eine Menge Schriftstücke, die ich natürlich nur flüchtig überblicken konnte; auch eine Nummer des „Kladderadatsch“ lag daneben, die ich mit besonderem Interesse betrachtete, weil wir so lange kein Berliner Blatt zu sehen bekommen hatten. Ueber dem Tische hing ein Kronleuchter, ganz eingehüllt in einen alten blau und weiß karrirten, zerfetzten Bettüberzug, es sah schändlich aus; aber Bismarck wird wohl damals mehr zu thun gehabt haben, als an die Aeußerlichkeiten seines Zimmers zu denken, wie er ja immer das Praktische und Bequeme dem eigentlich Schönen vorzieht. Der Ministerpräsident mußte sich nicht weit entfernt haben, der Degen und die weißgelbe Mütze lehnten an einem Stuhle.

Ganz unschuldig und ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, bin ich auch einmal in Nikolsburg in eine diplomatische Verbindung geraten, was gewiß bei einem einfachen Soldaten zu den seltenen Erscheinungen gehört. — Als ich eines Tages vom Schloß herabkam, wo ich gezeichnet und skizzirt hatte, fühlte ich das Bedürfnis nach einer leiblichen Stärkung und trat deshalb in eines der Wirtshäuser an der Hauptstraße der Stadt. — Wie überall in solchen Häusern fand ich die Räume des Erdgeschosses

so von Soldaten gefüllt, daß ich es vorzog, in einem der oberen Räume, die auch zu Wirtschaftszwecken benützt wurden, eine Tasse Kaffee zu trinken. Zunächst befand ich mich allein in dem geräumigen Zimmer und blätterte gedankenlos in meinem Skizzenbuche umher, als ein Herr in reiferen Jahren, etwa Mitte der Fünfziger, eintrat und ebenfalls an meinem Tische Platz nahm. Er war in feinem schwarzem Anzuge, sah aber mehr behäbig bürgerlich, als aristokratisch aus.

Wir kamen nach kurzem Gruße bald in ein Gespräch, das sich natürlich um die jüngsten Ereignisse, um den Krieg überhaupt und um die Schlacht von Königgrätz im besondern drehte. Der Fremde hörte meinen Schilderungen mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme zu, schien aber über sich selbst und den Zweck seiner Anwesenheit in Nikolsburg nicht gern viel sprechen zu wollen, machte überhaupt den Eindruck eines Mannes, auf welchem eine große Sorge ruht. Daß er ein hochgebildeter Mann war, hörte ich nach den ersten Worten, merkte auch bald an der Aussprache, daß er kein echter Oesterreicher sei; klar konnte ich jedoch über die Persönlichkeit nicht werden, aber das kümmerte mich wenig, es war mir genug, daß ich mich ein halbes Stündchen angenehm unterhalten hatte.

Bald darauf habe ich durch Zufall erfahren, daß der Herr mit dem feinen schwarzen Anzuge der bayrische Ministerpräsident von der Pfordten gewesen war, der sich mit einem preußischen Gardeschützen unterhalten hatte. Ich war gewissermaßen ein Lückenbüßer gewesen; Herr von der Pfordten hatte oben auf dem Schlosse den Bescheid erhalten, daß man noch nicht für ihn und seine Friedensanträge zu sprechen sei, er müsse sich noch gedulden, und da mußte denn der Schütze einspringen und über die Langeweile mit forthelfen. Ich bin den ganzen Tag gehobenen Hauptes einhergegangen und bekam einen leisen Anflug von diplomatischem Dünkel, — er ist aber glücklicherweise bald vorübergegangen!

Mit dem Abschluß der Friedensverhandlungen war für uns auch der Tag der Rückkehr angebrochen, vorher aber war es mir durch die Liebenswürdigkeit zweier Offiziere noch vergönnt, einen Abstecher nach dem prächtigen Schlosse Eisgrub, dem Hauptquartier unseres Kronprinzen, zu machen.

Wie gern erinnere ich mich dieses Tages! Es wurde mir das Glück zu teil, von unserem hohen fürstlichen Feldherrn angeredet zu werden, als ich im Park spazieren ging, und nicht allein das, — ich erhielt den Auftrag: den Kronprinzen am andern Tage im Feldanzuge zu zeichnen.

Der hohe Herr wollte aber wohl mehr dem Soldaten eine Freude

bereiten, als sich an meinen Leistungen erbauen, denn es fehlte ja nicht an Malern im Hauptquartier.

Durch den vier Jahre später in Frankreich ruhmvoll gefallenen Hauptmann von Jasmund, einen der damaligen Adjutanten, wurde ich am andern Tage in ein prachtvoll ausgestattetes Zimmer geführt, in welches bald darauf der hohe Herr mit mehreren Offizieren trat. Es ist bekannt, mit welcher Liebenswürdigkeit der Kronprinz ihm Gegenübertretende von jener Beklemmung befreit, deren sich der schlichte Mensch im Verkehr mit so hochgestellten Personen nicht erwehren kann. Auch ich fühlte mich bald frei und konnte ruhig meine kleine Arbeit im Skizzenbuche beginnen. Während des Zeichnens rauchte der Kronprinz seine Feldpfeife und ließ sich zu gleicher Zeit von einem der Offiziere verschiedene Zeitungen vorlesen. Das Unrichtige an dieser oder jener Nachricht gab öfter Veranlassung zur Heiterkeit; überhaupt wurde ganz ungenirt über politische Dinge gesprochen. So hatte eines der Bundesmitglieder sich erst etwas spät entschlossen, mit Preußen zu gehen, und nicht ohne einen leisen Zug von Humor erzählte der Kronprinz, wie der Herr Vetter sich schwankend und unsicher noch beim Abschiede in Berlin ausgedrückt habe.

Schloß Eisgrub ist vielleicht einer der schönsten herrschaftlichen Sitze in Oesterreich, dem Fürsten von Liechtenstein gehörig; es ist im Stil der englischen Gotik erbaut und von einem weiten, prächtigen Park und Wald umgeben, den die preußischen Herren damals viel zu Jagdausflügen benützten. — —

Als wir den Rückmarsch antraten, war natürlich alles in gehobener Stimmung; die einzigen, denen der Abschied schwer wurde, waren unsere biederen österreichischen Wirtsleute. Arbeit war für die armen Leute in der Kriegszeit nicht gewesen, sie hatten nichts, lebten von unserer reichlichen Verpflegung und bekamen außerdem kleine Dienstleistungen gern bezahlt; sie trennten sich also schwer von uns und haben uns buchstäblich Thränen nachgeweint.

In einigen Märschen erreichten wir wieder Brünn, von wo wir mit der Eisenbahn zurückbefördert zu werden hofften, befanden uns aber dabei in einer gründlichen Täuschung. Herr von Budritzky, unser kleiner Brigadekommandeur, ließ uns am Ausgange der Stadt an sich vorbeimarschiren und dann ging es auf der alten Kaiserstraße weiter.

Brünn selbst erschien uns diesmal viel weniger aufgeregt und teilnehmend für die Truppen; die vielen Einquartierungen hatten wohl die Gemüter sehr

herabgestimmt, die Friedensbedingungen mögen auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Das gebirgige Terrain hinter Brünn erforderte wieder angestrengte Märsche, doch lange nicht in dem Maße wie auf dem Hinmarsche. Traurig aber war es um die Quartiere bestellt; die Leute waren oft so armselig, daß sie staunend und gierig zusahen, wenn wir Kaffee kochten und Fleisch aßen, es schienen ihnen diese Genüsse selten oder unbekannt zu sein.

Trotz der jetzt besseren Verpflegungsverhältnisse mußten wir doch fast täglich einzelne Leute vom Bataillon in die Lazarete überführen, wenn es auch selten schwere Fälle waren.

In einem entlegenen Gebirgsdörfchen erhielt ich nun eines Tages den ganz unerwarteten, aber hochwillkommenen Befehl, jenen unglücklichen Schützen, der seinen Kameraden auf der Feldwache bei Hohenmauth erschossen hatte, nach der Festung, und zwar nach Torgau, zu bringen. Der Mann hatte ruhig allen Dienst und alle Märsche mitgemacht, war auch hier und da einmal verhört worden, aber sonst war der Vorgang schon fast in Vergessenheit geraten. Jetzt war er nun zu neunmonatlicher Festungsstrafe verurteilt und sollte dieselbe möglichst bald antreten. — Das Packen und die nötigen Vorbereitungen nahmen nur wenig Minuten in Anspruch, ein eben gewaschenes, noch nasses Hemd wurde über den Dachs gehängt und fort ging's, dem Vaterlande, der Heimat, zu!

Noch an demselben Tage erreichten wir eine kleine böhmische Stadt, deren Namen mir entfallen ist. Ich quartierte mich gemeinsam mit meinem Arrestanten ein; an einen Fluchtversuch war nicht zu denken, der Mann war ja nur unglücklich und durchaus kein Verbrecher.

Am zweiten Tage erreichten wir mit Hilfe von Armeefuhrleuten, die nach Hause eilten, Kollin. Die Freundlichkeit der Fuhrleute mußten wir aber insofern teuer bezahlen, als sich auf ihren Wagen eine Anzahl Tierchen zu uns gesellt hatten, die einem die Reinlichkeit liebenden Menschen schon durch ihren Namen gruselig machen können. Noch an demselben Tage erreichten wir mit der Eisenbahn Prag. Da ich die Stadt aus früheren Besuchen kannte, so fand ich mich bald nach der Kleinseite hin, wo ich meinen Arrestanten auf der Hauptwache unterbrachte und mir Quartierbillet verschaffte. Der alte Radetzky stand noch immer auf seinem von Soldaten gehaltenen Piedestal, sah aber auf ein ausschließlich preußisches Militärleben herab. Die Hauptmasse der Garnison bildete damals Landwehr, Garde sowohl wie solche aus den Provinzen. Prag ist ja bekanntlich eine der interessantesten Städte; wenn man seine Straßen durchwandelt, blättert man gleichsam ein reiches

Geſchichtsbuch durch, und zu jener Zeit erhöhte das reiche militäriſche Leben den Eindruck noch bedeutend.

Die Hauptwache in der Altſtadt war von einer kokett und glänzend uniformirten Bürgergarde beſetzt, wie das der Oeſterreicher liebt. Selbſt in dieſer ſchweren Zeit hatten die Leutchen noch Zeit und Luſt, an inhaltsloſen Putz zu denken, wie jener öſterreichiſche Wachtmeiſter, den ich am Morgen nach der Schlacht von Königgrätz in Lipa traf. Jener Geck hatte ſich die Pelzmütze eines gefallenen Huſaren aufgeſetzt und zu der einen Reiherfeder noch

eine zweite hinzugefügt, um damit einherzuſtolziren. Hätten dieſe Prager Stadtgardiſten einen bürgerlichen Rock und ein altes Gewehr als Waffe gehabt, ſie hätten mir beſſer gefallen. Mein Quartier beſtand aus einem Strohlager in dem Winkel eines alten Hauſes, das ich mit ſieben Landwehrleuten teilte.

Da die Züge noch nicht regelmäßig gingen, konnte ich erſt um die Mittagsſtunde des andern Tages weiter. Thereſienſtadt, das wir berührten, war als Feſtung noch in den Händen der Oeſterreicher, wir ſahen vom Bahnhofe aus Patrouillen vor den Werken und Schildwachen auf den Mauern,

dann fuhren wir das schöne Elbethal weiter auf Dresden zu. Die Gegend wurde immer anmutiger; immer friedlichere und heimatlichere Gefühle durchzogen die Brust, man hätte weich werden können.

In Dresden mußte ich meinen Arrestanten der Wache des Bahnhofs überlassen, und da ich erst am Nachmittage des andern Tages weiter konnte, so hatte ich Zeit, die schöne Stadt und ihre zahlreichen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, in erster Reihe natürlich die weltberühmte Gemäldegalerie. Meine nägelbeschlagenen Stiefel knirschten zwar bedenklich auf den glatten Fliesen, und einer oder der andere der zarten Besucher und Besucherinnen sahen mich wohl bedenklich von der Seite an, aber meinem Genusse that das keinen Abbruch. Die unvergleichlichen Niederländer und auch die interessanten Canalettoschen Architekturen habe ich nie lange genug ansehen können.

Die Dresdener gingen damals noch ziemlich verbissen umher, der Friede war noch nicht definitiv, das Schicksal des Landes noch nicht endgiltig entschieden und überall, sogar auf dem schönen Königstein, dominirten noch die „verwünschten Preußen".

Als ich meinen Arrestanten zur Weiterfahrt abholen wollte, wurde ich wutschnaubend von einem alten mecklenburgischen Offizier, der die Stelle des Etappenkommandanten versah, empfangen. Die Wache, der ich meinen Schützen anvertraut hatte, war nämlich nicht sehr ängstlich gewesen und hatte denselben ruhig auf dem Perron promeniren lassen, wo ihn der Kommandant getroffen und über seine Verhältnisse ausgefragt hatte. Das sollte ich nun büßen, aber das Poltern und Schimpfen wurde schwächer und schwächer und verlief zuletzt, wie man sagt, im Sande, ich war ja auch ganz unschuldig gewesen. —

Unser Ziel Torgau erreichten wir mittels der Eisenbahn und eines etwa dreistündigen Marsches noch an demselben Tage und betraten damit wieder den vaterländischen Boden.

Der Abend war sehr schön, und wir wären gewiß in der besten Stimmung gewesen, wenn meinem armen Schützen nur nicht die in der Ferne auftauchenden Türme und finsteren Wälle der Festung peinliche Beklemmungen verursacht hätten. Er wurde stiller und stiller, und als er seitwärts der Straße die Hügel seiner Heimat zu sehen glaubte und dabei an seine arme Mutter dachte, die vielleicht in diesem Augenblicke sehnsüchtig der baldigen Rückkehr ihres Sohnes harrte, da war er ganz geknickt und heiße Thränen rannen ihm von den Wangen.

Und wie barsch und hart war der Empfang in Torgau! Der Platzmajor,

ein kleiner, trockener Mann mit einer verkrüppelten Hand, zeigte keine Spur von menschlichem Mitgefühl. Er sah uns kaum an, sondern durchblätterte nur die Papiere und gab dann kurz den Befehl, den Mann nach Bastion Nr. 9 zu bringen. Hätte es der Würde des Mannes geschadet, wenn er eine teilnehmende Frage für uns gehabt hätte? Ich glaube nicht.

Ein mir erteilter Urlaub gestattete mir dann, nach Berlin zu fahren, wo ich natürlich auf das freudigste von meiner Familie empfangen wurde und mich nach all den Strapazen erholen konnte. Eine Augenentzündung verlängerte auch den Urlaub etwas, aber gute Tage laufen bekanntlich schneller wie die schlechten.

In der Lausitz an der preußisch-sächsischen Grenze traf ich wieder bei meinem Bataillon ein; die Reise dorthin hatte ich auf der damals noch nicht im Betriebe befindlichen Görlitzer Bahn zurückgelegt.

Märsche in die Heimat, bei der Rückkehr siegreicher Truppen, sind wohl das Schönste, was dem Soldaten geboten werden kann. Im Bann der geliebten schwarzweißen Grenzpfähle gestaltete sich jeder Marsch zu einem

Festtage. Gleich der Eintritt bot ein entzückendes Bild. — Vor einem Försterhause im Walde stand des Försters Töchterlein, um dem heranmarschirenden Bataillon Blumen auf den Weg zu streuen. Der grüne Wald, die staubigen und gebräunten Soldaten und das rosige Mädchen, man kann sich nichts Lieblicheres denken.

Spremberg, Kalau, die bekannte Schusterstadt, Luckau und so weiter wurden passirt. Die Städte hatten alle Ehrenpforten mit begrüßenden Inschriften erbaut, und selbst der ärmste Einwohner bot alles auf, um seine Einquartierung aufs beste zu pflegen. Wenn wir morgens abrückten, waren unsere Czakos mit Kränzen geschmückt, wohin wir kamen, trafen wir freudige, glückliche Gesichter. Die Trauernden freilich, die Söhne und Brüder verloren hatten, blieben bei dem Hörnerklang in den Hinterzimmern und wischten sich die Thränen ab.

Ganz besonders thaten sich die Hüttenleute der Glashütte Baruth hervor, wo wir eines Tages einquartiert wurden. Ursprünglich Böhmen, bereiteten die Leute uns dennoch einen überaus festlichen Empfang. Es mag wohl kaum ein Mann bei der Compagnie gewesen sein, der nicht zum Mittagessen eine Flasche Wein bekommen hätte. Abends war im Wirtshause Ball, den auch die Offiziere teilweise besuchten, und da ist denn mancher Kuß im Rausche der Feststimmung gegeben und genommen worden, ja ein verteufelter Kerl der Compagnie setzte das Geschäft am andern Morgen beim Abrücken noch fort, sprang aus der schon marschirenden Kolonne heraus und küßte unter dem Jubel der Kameraden noch seine Wirtstochter herzhaft ab.

Ebenso lustig war das Quartier in einem Dorfe bei Golsen, wo nachmittags unsere Musik in dem Park des Gutshofes zum Tanz aufspielte und selbst die jugendschöne gnädige Frau Baronin es nicht verschmähte, mit den Schützen im Tanz herum zu wirbeln. Wer wollte sich nicht ganz dem Zauber solcher Stunden hingeben, wer es mir verübeln, daß auch ich, wenn gleich verheirateter Mann, mich einmal mit der schönen Frau im Walzer gewiegt habe?

Es waren eben glückliche Tage, die durch nichts getrübt wurden. Selbst als ich in demselben Dorfe meinen Wirt, einen notorischen Trunkenbold, etwas unsanft aus dem Hause spediren mußte, nahm das der festlichen Stimmung durchaus nichts.

So rückten wir von Tag zu Tag näher nach Berlin, bis wir das letzte Quartier vor der Hauptstadt erreicht hatten, das mir schon heimisch gewordene Teltow, von wo es am andern Morgen zum Einzuge ging.

Ein herrlicher und glanzvoller Tag, dieser 22. September! Allen, die ihn miterlebt haben, wird er unvergeßlich sein.

Zwischen Zehlendorf und Steglitz rückte das Bataillon noch einmal von der Straße aufs Feld, formirte ein offenes Carré und nach kurzer entsprechender Ansprache erhielten zweiunddreißig Mann das Militärehrenzeichen am schwarzweißen Bande, das auch sofort auf der Brust befestigt wurde. Da ich einer der Glücklichen war, welche die schöne Auszeichnung bekamen, so habe ich es durchgefühlt, wie stolz und glücklich man sich in solchen Momenten fühlt.

Vor Schöneberg schon machten sich die Anzeichen des festlichen Empfanges bemerkbar. Hunderte von Leuten kamen dem Bataillon entgegen und umstanden die erste Ehrenpforte. Von hier ab nahm die uns begrüßende und begleitende Masse stetig zu und schwoll zuletzt zu einem mächtigen Strome an.

Die Potsdamerstraße, wenn auch damals noch lange nicht so reich bebaut wie heute, machte mit ihren vielen Fahnen und Guirlanden einen prächtigen Eindruck.

Da der eigentliche Einzug an dem Königsplatze von dem Krollschen Etablissement aus beginnen sollte, so marschirten wir durch die Viktoriastraße und den Tiergarten.

Dicht aufgeschlossen standen dort die Regimenter der zweiten Gardedivision mit der entsprechenden Kavallerie und Artillerie. Hier begrüßte

auch König Wilhelm jeden Truppenteil und teilte Belohnungen und Anerkennungen durch königliche Worte aus. Dem Kommandeur der dritten Gardeulanen, unserem schneidigen Kameraden von Braunau und Kostelez, drückte der König besonders warm die Hand und erhob ihn bei dieser Begrüßung in den Adelsstand.

Dann ging es durch das Brandenburger Thor wie in ein brausendes Meer voll Jubel und Begeisterung hinein, so ungeheuerlich und so lärmend, daß wir wie betäubt am Schloßplatz und später in der Kaserne ankamen.

Allen wurde ein festlicher Tag bereitet und Billette zu allen möglichen Theatern, Bällen und so weiter verteilt. Ich nahm eine Einladung zur Hochzeit eines wohlhabenden Kaufmanns an, da die Meinigen nicht in Berlin waren. Die Braut hatte sich in patriotischer Empfindung zu ihrem Ehrentage ein paar Inhaber des Militärehrenzeichens erbeten und empfing uns mit herzlichen Worten unter Ueberreichung eines Lorbeerkranzes, wies uns Ehrenplätze an der Tafel an und suchte uns in jeder Weise zu erfreuen.

Der nächste Tag schon brachte die Entlassung der Reserven, die stark mitgenommenen Uniformen wurden wieder mit den eigenen Zivilkleidern vertauscht, und unter herzlichem Abschied von den Offizieren und dem verehrten Kommandeur ging es in alle Winde, der Heimat zu.

Der Feldzug von 1870—1871.

Um eine Zeit, wie es die Sommertage von 1870 waren, werden uns noch bis in die fernsten Zeiten unsere Nachkommen beneiden können. Gibt es denn Größeres und Erhabeneres, als wenn ein Volk sich um seinen Heldenfürsten schart und unter seiner Führung seine heiligsten Güter, seine Freiheit und seine Heimat, verteidigt?

Wo bleibt in solchen Zeiten der kleinliche Hader des Alltagslebens, das Gezänk der Parteien und Zeitungen, wie schwindet der Egoismus, der in Friedenszeiten so üppige Blüten treibt; ja in dem echten und rechten Menschen tritt das Privatinteresse weit hinter die großen Fragen des Vaterlandes zurück!

Der unselige Mann, der auf dem Throne Frankreichs saß, fühlte oder glaubte zu fühlen, daß dieser sein Thron durch den Schlachtendonner von Königgrätz ins Wanken geraten sei, die Schöpfungen seines krankhaften und unsittlichen Ehrgeizes zu zerbröckeln drohen und sein Stern im Sinken sei. Das war ihm und seinen Handlangern unerträglich; ein Krieg, noch so frivol vom Zaune gebrochen, sollte diesem Zustand ein Ende machen.

Schlauheit und Kurzsichtigkeit sind viel verwandter, als man im gewöhnlichen Leben annimmt. Auch der schlaue Napoleon war kurzsichtig, er kannte Deutschland nicht und verkannte Preußen und seinen König Wilhelm. Der Usurpator verstand nichts von dem Königtum von Gottes Gnaden, er begriff ebensowenig die Demut, die es enthält, wie die Kraft, die in ihm verborgen liegt. Nicht mit Gott, sondern mit menschlichem Witz und Raffinement hatte er sich zu der Höhe eines Beherrschers der Franzosen aufgeschwungen, und als dieses Menschenwerk dann zusammenbrach, brach auch

Napoleon zusammen. Matt, ohne innern Halt, von seinen Feinden mehr bemitleidet als verwünscht, ist er dahingegangen.

Das französische Volk, das seit der großen Revolution bis jetzt noch nicht recht die Form für sein Dasein gefunden hat, hat es schwer büßen müssen, daß es dem Köder Napoleons folgte. Viele tausend seiner besten Söhne sind dahingesunken, sein Einfluß ist für lange Zeit lahm gelegt, und dauernd wird es sich nicht eher zu altem Glanz und Ruhm erheben, als bis es wieder zu einer geläuterten sittlichen Anschauung zurückkehrt, zu einer Familie mit einem unantastbaren königlichen Oberhaupte wird.

Die Mobilmachung der gesamten deutschen Armee erfolgte trotz der erst seit wenig Jahren vollzogenen Einigung der Wehrkräfte mit größter Präzision.

Auf einer Reise begriffen, mußte auch ich wieder nach der alten bekannten Kaserne in die Köpenickerstraße eilen. Wieder kamen die alten Kameraden zusammen, um noch einmal hinaus zu ziehen, um Preußens und glücklicherweise diesmal ganz Deutschlands Ehre und Freiheit mit wahren zu helfen. Fehlte auch mancher von den Alten, so waren doch schon vier jüngere Jahrgänge wieder dazu gekommen, und das Bataillon in wenigen Tagen vollzählig und kriegsbereit. Freilich hatte dasselbe einen neuen Kommandeur und zum großen Teil neue Offiziere, die die älteren Reservisten nicht mehr kannten, so daß man sich zuerst nicht heimisch fühlte. Auch wurden die Alten zunächst ein wenig mißtrauisch auf ihre Brauchbarkeit hin betrachtet, während man die jüngere Mannschaft genau kannte, und wiederum konnten die älteren Mannschaften nicht gleich die rechte Stellung zu den jüngeren Compagnieführern, die sie vielleicht als Fähnriche bei der Compagnie gekannt hatten, finden, ja öfter noch die Führer nicht zu den älteren Leuten.

Uebelstände der Art machen sich bei einem Jägerbataillon am meisten bemerklich. Die älteren Mannschaften der Infanterie treten zur Landwehr über, bilden so eine fast gleichalterige Gemeinschaft, die sogar noch durch landsmannschaftliche Verbindung ein vortreffliches Bindemittel erhält; bei den Jägern dagegen tritt alles wieder zum Bataillon ein und Alt und Jung steht in Reih und Glied neben einander. Wohl wird aus den ältesten Leuten eine Ersatzcompagnie gebildet, aber dennoch sind die Altersunterschiede im mobilen Bataillon nicht unerheblich, sie betragen nicht selten 12 bis 15 Jahre; wenigstens war es damals so.

Als einem der ältesten Jahrgänge zugehörig, wurde ich zunächst bei der Ersatzcompagnie eingeteilt. Wir waren dort, mit Ausnahme der jüngeren, nicht felddienstfähigen Leute, alle Männer in reiferen Jahren und der bei weitem größte Teil verheiratet. Wohl war es schmerzlich, nicht gleich dem mobilen Bataillon anzugehören, nicht gleich mit hinausziehen zu können, aber die Rücksicht auf die vergrößerte Familie, auf die erweiterte Thätigkeit gebot dem stürmischen Drängen Ruhe.

Jeder weiß, daß die Präliminarien dieses Krieges nicht so lang dauerten wie die im Jahre 1866, und das war gut; langes Hangen und Bangen ist in solchem Falle unausstehlich. Zwischen dem Befehl zur Mobilmachung und dem Ausmarsch lag nur eine kurze Spanne Zeit, die aufs beste ausgenützt wurde. Jeder wußte, was kam und welcher schweren Aufgabe die Nation entgegenging. Wohl hatten wir erst vor wenigen Jahren einen siegreichen Kampf gegen ein großes Reich bestanden, aber dennoch stiegen in vielen Zweifel auf, ob auch der Kampf gegen unsern Erbfeind, die Franzosen, einen glücklichen Ausgang nehmen würde. Die afrikanischen Feldzüge, der Krimkrieg und der italienische Krieg von 1859 hatten in der Anschauung aller anderen Nationen die Franzosen und ihre Armee auf eine Höhe des Ruhmes und der Kriegstüchtigkeit gehoben, daß die Zweifel wohl erklärlich waren, sollten doch zudem die Franzosen in dem Chassepotgewehr und den Mitrailleusen Waffen haben, die den unseren viel überlegen waren!

Man war ernst, aber nicht zaghaft, weil man die Geschicke der Nation in den besten Händen wußte, weil an der Spitze der König Wilhelm stand, ein Greis zwar an Jahren, aber ein Jüngling an Thatkraft und Pflichttreue!

In Berlin entwickelte sich in jenen Tagen ein gewaltiges kriegerisches Leben. In langen Zügen fuhr Regiment auf Regiment auf der damaligen Verbindungsbahn durch die Königgrätzer- und Gitschinerstraße; mit Hurra wurden sie begrüßt und mit Segenswünschen ging es dem Rheine zu. Jünglinge aller Stände strömten nach den Kasernen, um sich freiwillig zu melden, und wer nicht mitkonnte, suchte durch Spenden aller Art das Seinige zum Gelingen des großen Kampfes beizutragen.

Auch für das Gardeschützenbataillon kam der Tag des Ausmarsches heran. Wir älteren Mannschaften der Ersatzcompagnie konnten natürlich nur mit schmerzlicher Bewegung zusehen, ahnten wir doch nicht, wie schnell wir den jüngeren Kameraden nacheilen sollten.

Es war eine milde dunkle Sommernacht, als das Bataillon abrückte;

ich war zur Kaserne gegangen, um dem Abmarsch beizuwohnen und bis zur Eisenbahn zu folgen. Auf dem Köpenicker Felde sah ich durch die offenstehende Thür einer Destillation noch einen Unteroffizier in bedenklich trunkenem Zustande am Boden und konnte ihn nur mit Mühe fortschaffen, um ihn Leuten seiner Compagnie zu übergeben. Der Mann war in dem Augenblicke sehr pflichtvergessen gewesen, aber er hat seine Schuld schwer gebüßt, — doch davon an anderer Stelle.

Um zwei Uhr etwa trat das Bataillon an, mit Hurra ging es aus der Kaserne heraus unter den Glückwünschen der alten Wachtmannschaften und des — wegen der Nachtzeit spärlichen — Publikums. Für viele Kameraden war es das letztemal, daß sie die Kaserne sahen, ja weit über die Hälfte; mehr wie zweihundert Mann gingen schon nach wenigen Tagen auf dem Plateau von Amanvillers zur ewigen Ruhe.

Der Ausmarsch des so beliebten Bataillons war still, weit stiller als jener von 1866. Das lag zum Teil an der nächtlichen Stunde, zum Teil auch wohl an dem Ernst, der über dem Ganzen lag. Ernst und schwarz bewegte sich die lange Kolonne die Köpenickerstraße entlang und bog dann in die Roß- und alte Jakobstraße ein; die Musik spielte nicht, nur der Tritt der Mannschaft dröhnte in die Stille der Nacht hinein.

Aus einem verrufenen Lokale, dem sogenannten Orpheum, trat eben eine Anzahl Weibsbilder der niedrigsten Art heraus und, Gott sei's geklagt,

mit ihnen auch junge Männer, die in dieſer Zeit den traurigen Mut hatten, gemeinen Luſtbarkeiten nachzugehen. Man kann ſich gar keinen ſchärferen Gegenſatz denken, als hier die marſchirenden Gardeſchützen, die ſchweigſam, aber voll Gottvertrauen und entſchloſſen dem Kampfe entgegen gingen, und dort die lüſterne Verworfenheit in ihrem frechen Aufputz!

Die Kochſtraße entlang ging es dem Anhalter Bahnhofe zu. Auf dem Ascaniſchen Platze wurde Halt gemacht, wir konnten uns noch einmal von näheren Bekannten verabſchieden, dann gingen wir heim. Eben kam auch der noch immer nicht ernüchterte Unteroffizier, von einem Lazaretgehilfen geführt, an, und faſt ſchien es, als ſollte er ungeſehen mit durchgeſchleppt werden können, aber der noch auf dem Platze ſtehende Kommandeur bemerkte ihn, und damit verfiel er einer ſchweren Sühne. In Kaiſerslautern verurteilte ihn ein Kriegsgericht trotz ſeiner achtjährigen Dienſtzeit zur Degradation zum Gemeinen und Verſetzung in eine andere Compagnie. Daß er bei Saint-Privat ſchwer verwundet wurde, wird ihm gewiß willkommen geweſen ſein. —

Für uns Zurückgebliebenen begann ſofort ein angeſtrengter Dienſt, weil ſchon nach wenigen Tagen die erſten glorreichen Schlachten von Weißenburg und Wörth lange Züge von Gefangenen brachten, die bewacht und transportirt werden mußten. In der Königgrätzerſtraße und überall an der Verbindungsbahn bot ſich den neugierigen Berlinern bequeme Gelegenheit, die Rothoſen

in den offenen Thüren der Güterwagen zu betrachten. Das Ungewöhnliche interessirt ja immer am meisten, und so brachte denn auch das Publikum den gefangenen Franzosen ein weit größeres Interesse entgegen als den tapferen Füsilieren und Musketieren, welche jene transportirten.

Den Zügen mit Gefangenen folgten dann aber auch die Züge mit Verwundeten, bei denen sich erschütternde Scenen abspielten, wie eines Tages auf dem Anhalter Bahnhofe, wo eine Frau die Ankunft ihres verwundeten Mannes erwartete und in dem Augenblicke, da der Arme in einem Tuche aus dem Güterwagen herabgelassen wurde, mit gellem Aufschrei ohnmächtig zwischen den Schienen zusammenbrach.

Der niederschlesische Bahnhof war ein großer Rendezvousplatz für die Kriegsgefangenen; hier waren große Güterboden und Bretterverschläge zu Speiseräumen hergerichtet, eine Küche in permanenter Thätigkeit und alle Einrichtungen zur Massenverpflegung getroffen. Junge Damen leisteten überall hilfreiche Hand und unter ihnen auch die vielgenannte Frau Lina Morgenstern.

Gleich in den ersten Tagen mußte ein größeres Kommando von uns einen Transport Gefangener bewachen, unter denen mehr als hundert Offiziere waren. Die gebräunten Kriegergestalten mit dem uns eigentümlichen Gesichtsschnitt und fremder Uniform waren kein uninteressanter Anblick. Noch steht ein riesiger Kürassieroffizier, irre ich nicht, ein Oberst, mir lebhaft vor Augen, wie er mit verbundenem Kopf, den zerschossenen Helm mit dem Roßschweif in der Hand und den weißen Mantel malerisch um die Schulter geschlagen, die Treppe zu dem Güterschuppen hinaufstieg.

Unter diesen Offizieren waren auch etwa dreißig von den afrikanischen Tirailleurs, den sogenannten Turcos, vom Kupferbraun bis zum tiefsten Blauschwarz. Die übrigen französischen Offiziere schienen nicht gern mit

ihnen zu verkehren, die Mohammedaner aßen allein und blieben überhaupt unter sich.

Lebhaftes Interesse bezeigten die Franzosen der sie umgebenden Wachtmannschaft; sie hatten wohl erwartet, bei uns im Lande nur noch alte, schlecht bewaffnete Landwehrleute zu sehen, und sahen nun aller Orten vortrefflich uniformirte Soldaten, die jeden Augenblick ins Feld rücken konnten. Ein Herr, — irre ich nicht, so war es ein Graf Pourtales, — verabfolgte jedem Offizier einen Fünfundzwanzigthalerschein als Traktament, auch die Turcooffiziere erhielten solche, schoben sie aber, augenscheinlich weil sie deren Wert nicht kannten, und vielleicht für Fünfundzwanzigfrankenbillets hielten, gleichgiltig in ihre Burnusse. Als alles gegessen hatte, wurde der unendlich lange Zug wieder bestiegen, eine halbe Compagnie Alexandergrenadiere lud, auf scharfes Kommando des Offiziers, exakt die Gewehre angesichts der aus den Wagen glotzenden Franzosen, und fort ging es gegen Osten, nach Königsberg, Graudenz, Danzig und so weiter. Derartige Schauspiele wiederholten sich häufig, so daß ein Zug ankommender Kriegsgefangener bald ein gewöhnliches Vorkommnis wurde.

Ein mir interessanteres und bequemeres Kommando war der Transport eines Arrestanten nach der Festung Glogau. Das Individuum war ein ehemaliger preußischer Deserteur, der in der französischen Fremdenlegion gedient hatte und durch irgend welchen Zufall wieder in unsere Hände geraten war, ein durchtriebener Bursche, den es durchaus nicht aufregte, als wir im Flur des Militärarresthauses vor seinen Augen die scharfe Patrone in die Büchse schoben.

Die Fahrt nach Glogau war insofern interessant, als auf allen Bahnhöfen Hilfskomites von Herren und Damen vorhanden waren, die, ohne zu fragen, was und wer wir waren, uns mit allen möglichen Liebesgaben geradezu überschütteten. Butterbrote und Cigarren sammelten sich zu kleinen Bergen in unserem Coupé an, und an Bier war erst recht kein Mangel, dafür sorgten schon die Turnerjünglinge. Für unsern Arrestanten war der Eisenbahnwagen in der That ein fideles Gefängnis, er wäre wohl am liebsten Tag und Nacht so durchgefahren.

Auf der Rückfahrt konnte ich die interessante Entdeckung machen, daß man für die Züge, die von Osten nach Westen gingen, lange nicht das Interesse hatte wie für diejenigen, die in umgekehrter Richtung fuhren.

Bei den immer mehr anschwellenden Transporten von Verwundeten und Kranken wurde auch unsere alte Kaserne wie so manche andere zu einem

Lazaret umgewandelt. In wenigen Tagen war sie gefüllt und in den eisernen Bettstellen, in denen kurz vorher noch unsere Gardeschützen geschlafen hatten, lagen jetzt Rothosen aller Waffengattungen.

Es war nicht uninteressant, zwischen den Betten der Verwundeten umher zu gehen und die Schilderungen ihrer Erlebnisse zu hören. Ein Küraſſier von Reichshofen, ein schon bejahrter Mann, aus dem Elsaß gebürtig, versicherte in seinem eigentümlichen und schwer verständlichen Deutsch jeden, der es hören wollte, daß sie nur verraten und ihre höheren Offiziere alle Verräter seien, sonst wäre es nie dahin gekommen. Ein wenig Selbstbewußtsein und etwas Glauben an sich steht dem Soldaten gut an, hier aber wurde übertrieben bis zur Lächerlichkeit.

Für uns Schützen war bald nicht mehr Platz in unserer Kaserne, wir siedelten nach der Kaserne der Franzfüsiliere in der Alexanderstraße über; aber für den größten Teil unserer Leute war es nur ein vorübergehender Aufenthalt.

Der 16. und 18. August, jene so glorreichen, aber blutigen Tage auf dem Plateau hinter Metz, hatten wie so viele Truppenteile auch unser Bataillon auf die Hälfte vermindert; die Ersatzcompagnie mußte sofort alle verfügbaren Mannschaften, darunter auch mich, in Bereitschaft stellen, und nach nur wenigen Tagen ging es fort.

Hundertunddreißig Mann stark, unter Führung eines ehemaligen hannoverschen Offiziers, der die Langensalzamedaille trug, marschirten auch wir nächtlicherweile stumm und festen Trittes durch die Straßen Berlins nach dem provisorischen Potsdamer Bahnhofe in der Flottwellstraße, von wo die Abfahrt vor sich ging.

Etwa hundert von uns waren verheiratet und zum Teil Väter zahlreicher Familien, aber trotzdem war jeder begeistert und froh, mit hinauszukommen; es hat doch etwas Drückendes, Garnisondienste zu thun, wenn die Armee im Felde ist, und Gefangene zu bewachen, die von anderen gefangen genommen worden sind. —

Im Morgengrauen fuhren wir fort, aber nicht wie in gewöhnlichen Zeiten, sondern langsam und mit endlosen Aufenthalten, erst in den späten Nachmittagsstunden kamen wir vor Braunschweig an. Da auch hier wieder stundenlang Aufenthalt war, so konnten viele der alten, hochinteressanten Welfenstadt einen Besuch abstatten und ich für meinen Teil die Erinnerung an die liebe Jugendzeit auffrischen, von der ich einen Teil hier verlebt hatte.

Die Braunschweiger freuten sich über uns und schienen ganz erstaunt, daß von Berlin noch so stattliche Truppen kommen konnten.

In Hannover war der Aufenthalt kürzer, doch konnte ich noch einem lieben Bruder die Hand drücken, dann ging es über Minden, Bielefeld, Hamm und Düsseldorf dem Rheine zu.

Köln erreichten wir erst um die Mittagsstunde des zweiten Tages, mußten aber auch hier stundenlang, im Wagen sitzend, warten. Glücklicherweise hielt der Zug auf einem Straßenübergange in der Nähe des Domes, so daß wir einen prächtigen Ueberblick über den schönsten Teil der Stadt, über den Rhein und den herrlichen Dom hatten. Für den Durst sorgte ein intelligenter Wirt, der von der zweiten Etage seines Hauses aus uns auf einem ausgehobenen Fensterladen Bier zuschob und dabei gute Geschäfte machte; wußte doch ein jeder, daß es mit dem Bier für die nächste Zeit zu Ende sein werde.

Eine Rheinfahrt ist ja immer ein erhebendes Vergnügen, aber so interessant wie in jener Zeit, ist sie doch sehr selten. Der schöne Strom, dessen grüne Fluten die ältesten Kulturstätten deutschen Lebens durchziehen, ist ja von jeher unser Juwel gewesen. Jeder weiß, daß der Rhein eine der wichtigsten Adern nationalen Verkehrslebens ist und daß ein Deutschland ohne ihn — fast kein Deutschland mehr ist. In unzähligen Bildern

und Kunstwerken ist er verherrlicht, unsere Sänger haben ihm ihre besten Lieder geweiht.

Zu jener Zeit brauste nun thatsächlich der „Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall" an seinen Ufern entlang, wie ein Strom zog das wehrhafte Jungdeutschland nach Westen, um den gierigen Nachbar in seine Schranken zurückzuweisen. Die gehobene Stimmung trat am Rhein besonders lebhaft in die Erscheinung; die Angst vor einer französischen Invasion war längst geschwunden und Siegeszuversicht erfüllte alle Herzen. Ueberall begrüßten uns freudige Zurufe; von den Veranden der prächtigen Villen, aus den Fenstern der alten Giebelhäuser und von den vorüberrauschenden Dampfern rief man uns ein „Glück auf!" zu. Die Mannschaften vergaßen alle Vorschriften, alles kletterte auf die Dächer der Eisenbahnwagen, um sich nichts von dem schönen Anblick entgehen zu lassen. Fuhr ein Dampfer stromabwärts, auf dessen Deck Verwundete auf Matrazen lagen, so grüßten wir mit einem kräftigen Hurra, und wer von den Verwundeten es konnte, schwenkte die Mütze oder das Taschentuch; es war eine herrliche Fahrt.

Bei Neustadt in der Pfalz ward es Nacht, und als es wieder Tag wurde, näherten wir uns mehr und mehr der damaligen französischen Grenze. Hinter der bayrischen Festung Landau kamen wir, nach Ueberschreiten eines kleinen Flüßchens, auf den damals noch französischen Boden bei Weißenburg und damit zugleich denjenigen Boden, auf welchem der erste siegreiche Kampf unter Führung unseres Kronprinzen stattgehabt hatte. Noch überall sah man die Spuren desselben: zerschossene Mauern und Häuser, einzelne Ausrüstungsgegenstände lagen umher und auch frische Gräber waren nur dürftig aufgeschüttet. Wir hatten Zeit, das zerschossene Landauer Thor anzusehen und einen Blick in die Stadt zu thun, deren ursprüngliches Deutschtum in allen Aeußerlichkeiten erkennbar ist, konnten auch den Gaisberg ersteigen und uns die Mühseligkeiten vergegenwärtigen, die seine Erstürmung gemacht haben mußte.

Aus dem Vaterlande waren wir jetzt heraus, fremde Laute tönten an unser Ohr und überall stießen wir auf fremdartige Einrichtungen und Bezeichnungen. Die Verpflegung, die wir bisher noch hatten hie und da ergänzen können, beschränkte sich nun ganz auf das Gelieferte: steinharten Zwieback, Speck und Reis, ohne alle Abwechslung. Von jetzt an herrschte der Kriegszustand, der uns mit rauhen Händen noch fast ein Jahr umklammern sollte.

Immer langsamer und langsamer ging es mit der Eisenbahnfahrt, hinter Hagenau verbrachten wir schon wieder eine Nacht, und zwar bei dem Dorfe Wendenheim, nahe vor Straßburg. Hier hörten wir den ersten Kanonendonner und konnten dem schauerlich schönen Schauspiele der Beschießung der Stadt in einiger Entfernung anwohnen. Zwar schob sich ein Wäldchen wie ein Coulisse vor uns, aber um so greller und unmittelbarer sahen wir hinter demselben die Flammen der brennenden Stadt zum Himmel lodern und wie einen glühenden Finger die Münsterspitze emporragen. In einem Eisenbahnwagen, der in der Nähe hielt, saß ein französischer General, der kriegsgefangen sich jedenfalls nach Deutschland begeben wollte; er hatte sich tief in die Ecke zurückgesetzt, aber der Anblick der brennenden Stadt konnte ihm doch nicht entgehen, und schmerzliche Gefühle mögen ihn dabei durchzogen haben.

An Quartier wurde gar nicht gedacht, jeder schlief in oder neben den Wagen, wenn und wo es ihm beliebte.

Von Wendenheim ging es über Saverne zunächst nach Saarburg, langsam und vorsichtig, da niemand für die Sicherheit der Bahn einstehen konnte. Eine kleine Entgleisung kam auf dem Bahnhofe von Saarburg dennoch vor, das Unglück war nicht groß, aber ein Mann vom zweiten Garderegiment brach doch ein Bein dabei. Hinter Saarburg wurde ein großer Tunnel durch die Vogesen passirt, der von württembergischen Posten und Patrouillen bewacht

war. Ein Mann unserer Abteilung hatte sich das zweifelhafte Vergnügen gemacht, die Durchfahrt auf dem Deck eines Wagens zu genießen, ich bin aber überzeugt, er thut es nie wieder; durchnäßt, von Rauch bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt, und noch zitternd vor der Erstickungsangst, kam er wieder zum Vorschein.

Mit dem Passiren des Tunnels kamen wir in eine rein französische Gegend; diesseits konnte sich unter den wenigen Leuten, mit denen wir in Berührung kamen, trotz allen Franzosentums ein Zug deutschen Wesens nicht verbergen, jenseits aber hörte das vollständig auf. Fanatischen Auges sahen uns die Bewohner an, man antwortete uns nicht, auch wenn man uns verstand, und wich uns überall aus.

Noch war die Nachricht von dem großen Tage von Sedan nicht in die Welt gegangen, noch glaubten die Leute an den Namen Napoleon. Jeder schien unser Erscheinen als etwas Vorübergehendes zu betrachten, und doch sollte sich schon in den nächsten Tagen das große Drama an der belgischen Grenze abspielen. An einer kleinen Station vor Nancy, deren Namen mir entfallen ist, trat der deutsche Telegraphenbeamte heraus und teilte uns die eben angekommene Nachricht von jenem unerhörten Ereignis mit. Die Berge hallten wider von unserem Hurraruf, der nicht enden wollte, und uns alle, die wir nur bedauerten, nicht mit dabei gewesen zu sein, ergriff ein unbeschreibliches Hochgefühl.

Der Krieg mußte ja nun zu Ende sein, so dachte jeder, wir wollten nur zum Bataillon und dann mit demselben friedlich heimwärts ziehen; aber es sollte doch noch viel Zeit vergehen, ehe es so weit kam. Die nächste Nacht brachten wir vor Nancy hin, ohne auch hier irgendwie einquartiert zu werden. Vier Tage und vier Nächte hatten wir nun schon ein bivouakirendes Leben in den Eisenbahnwagen geführt, und man wird sich leicht einen Begriff machen können, wie es mit der Reinlichkeit der Wagen und mit unserer eigenen beschaffen war; wir sehnten uns, auf den Marsch und in regelmäßige Bewegung zu kommen. Von Nancy selbst bekamen wir wenig zu sehen, nur in der Nähe des Bahnhofes versuchten wir kleine Einkäufe zu machen, die eben deshalb sehr schwierig waren, weil die Geldverhältnisse noch nicht so geregelt waren wie später und bei den meisten der Mangel an Sprachkenntnis den Verkehr erschwerte.

An die Kapitulation von Sedan glaubte damals natürlich kein Franzose; jeder nahm an, daß wir baldigst den heiligen Boden Frankreichs in heilloser Flucht verlassen würden. Als wir von Nancy weiter fuhren, begleitete

unsern Zug das Heulen, Pfeifen einer widerwärtigen Pöbelmasse, die wir am liebsten durch eine kleine Salve vertrieben hätten, aber die Besonnenheit unseres Führers verhinderte jede Ausschreitung.

In Pont-à-Mousson hatte endlich die unerträglich gewordene Eisenbahnfahrt ihr Ende. In der Mittagsstunde kamen wir an, und sofort wurde der Marsch angetreten. Von Frieden war keine Rede mehr, es ging auf Paris zu. Auf diesem Bahnhofe trafen wir auch die Leiche eines Offiziers vom Bataillon, des Hauptmanns von Massow, die in heimischer Erde begraben werden sollte, an.

Mich hielt noch ein unangenehmes Geschäft auf, ich mußte einen der glücklicherweise selten bei uns vorkommenden Trunkenbolde auf der Hauptwache abliefern, was schon deshalb nicht sanft geschah, weil ich mich schämte, einen betrunkenen preußischen Soldaten am hellen Tage durch eine französische Stadt führen zu müssen.

Um 9 Uhr abends traf ich dann die Abteilung wieder in einem Dorfe einquartiert, zwar eng und schlecht, aber es war doch besser, als der Aufenthalt in den Eisenbahnwagen. Da wir mit einer Ersatzabteilung des zweiten Garderegiments marschirten, so waren wir rund etwa 600 Mann, die ein kleines Dorf natürlich in allen Winkeln ausfüllen.

Der nächste Tag brachte uns nach Saint Michel, einem freundlichen Städtchen, das in Friedenszeiten Garnison eines Kürassierregiments ist. Angenehm bemerkbar machten sich von vornherein in Frankreich die vortrefflichen Verbindungswege zwischen den Ortschaften, sie waren breit angelegt und im besten Zustande, auch die Rathäuser und sonstige öffentliche Gebäude waren meist opulent gebaut.

Die beiden starken Märsche und auch wohl die lange Eisenbahnfahrt hatten eine Anzahl von jungen Leuten, sogenannte Campagnefreiwillige, schon so mitgenommen, daß sie nicht mehr marschfähig waren. Ihre jugendlichen Kräfte standen mit ihrer Kriegsbegeisterung nicht auf gleicher Höhe, sie mußten notgedrungen zurückgesandt werden.

Das ist manchen schwer angekommen; ein solcher junger Freund von den Gardefüsilieren gestand mir sein Leid mit bitteren Thränen, aber es half nichts, auch er mußte heim. Die beiden Kriege von 1866 und 1870 hatten bekanntlich nichts Schleppendes an sich, sie waren kühn geplant und unaufhaltsam durchgeführt, aber sie stellten auch die höchsten Anforderungen an die Elastizität und körperliche Kraft des einzelnen Mannes.

Der weitere Vormarsch führte uns in die weltberühmte Champagne, jenen gesegneten Landstrich, der für Frankreich eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes ist. Dörfer und Städte machten einen wohlhabenden Eindruck, wenn sie auch selten den traulichen Charakter deutscher Dörfer hatten.

Der Franzose liebt in jeder Form die Geselligkeit, der Nachbar baut gern an den Nachbar an, während der Deutsche sein Heim eher isolirt und sich räumlich vom Nachbar trennt.

Der Fanatismus, welchen die Grenzbewohner gezeigt hatten, ließ auch mit jedem Marsche vorwärts nach, die Leute waren zugänglicher und die Quartiere ganz erträglich.

Die großen Heere marschirten zu derselben Zeit von Sedan auf Paris zu, und um nun möglichst schnell zu unseren Truppenteilen zu stoßen, konnten wir nichts Besseres thun, als mit etwas Richtung nach Norden gleichfalls auf Paris zu marschiren.

Ununterbrochen und in großen Etappen wurde marschirt, in vielen Ortschaften waren wir die ersten deutschen Truppen, welche die Leute sahen. Die Verpflegung machte keine zu großen Schwierigkeiten, und dann trug der Rotwein viel dazu bei, die Truppen bei Kräften und Laune zu erhalten. Nur das Requiriren von Pferden für die Bagagewagen oder von Schlachtvieh verursachte häufig heftige Scenen. Wer Vieh hatte, floh bei Annäherung der Truppen mit demselben in die Wälder oder versteckte es auf die schlaueste Weise, und die Zurückgebliebenen zeigten uns mit dem üblichen „rien du tout“ die leeren Ställe.

Als ich einst eines Tages mit drei Schützen und etwa fünf Grenadieren zum Requiriren von ein paar Pferden für die Bagage in ein Dorf kam, sahen wir noch von der Dorfstraße aus, wie einige Bauern mit dem landesüblichen Schimmel eben in einem nahen Walde verschwanden. Während einige sich an die Verfolgung der Ausreißer machten, setzten wir anderen, trotz der Versicherung der Leute, daß nichts Lebendes an Tieren mehr im Dorfe vorhanden sei, das Nachsuchen fort. Waren die Franzosen schlau im Verstecken, so hatten wir doch auch einige Gewandtheit im Suchen, und richtig fanden wir auch in einem hinter Stroh versteckten Verschlage ein Pferd vor und zwar, für ein französisches Dorf eine Seltenheit, einen braunen Wallachen. Als wir ihn fortführen wollten, geberdete sich die Bewohnerin des Hauses — ein Mann schien nicht vorhanden zu sein — wie unsinnig, trotzdem sie eben noch auf der Dorfstraße beteuert hatte, daß nichts

vorhanden sei. Das Weib wickelte sich die Halfterleine um die Hände und mußte wohl oder übel mit auf die Dorfstraße geschleppt werden. Kein gütliches Zureden half, sie ließ sich die Finger zerkratzen, sich mit der Metallzwinge der Seitengewehre die Finger blutig schlagen, sie warf sich mit zerzaustem Haar auf die Erde, aber sie ließ das Pferd nicht los. —

Es war ein widerliches, empörendes Schauspiel, unser natürliches Gefühl sträubte sich dagegen, einem Frauenzimmer gegenüber noch weitere Gewalt anzuwenden, ein junger Geistlicher legte sich aufs Bitten, das Kreischen der Weiber und Männer um uns paar Soldaten herum war auch nicht angenehm, kurz, wir großen preußischen Gardisten traten den Rückzug an, ließen das Weibsbild mitsamt dem Pferde ziehen und begnügten uns mit einem bejahrten Schimmel, den unsere Kameraden den Bauern im Walde noch glücklich abgejagt hatten.

Mit den Landleuten ließ sich, abgesehen vom Requiriren, sonst ganz

gut verkehren; wenn man mit dem Einzelnen zu thun hatte, konnte man sogar häufig Liebenswürdigkeit konstatiren, nur wenn mehrere zusammen waren, trat der wütende Franzose hervor.

Mein Amt als Quartiermacher brachte mich vielfach mit Geistlichen, Lehrern und Dorfvorstehern in Berührung. Wenn die erste Scheu vorüber und wenn namentlich unserseits einige Bekanntschaft mit der Landessprache vorhanden war, liefen die Geschäfte meist glatt ab. Der Schulmeister schrieb häufig die Quartierbillette und wenn er dann auf die einzelnen Zettel „logement pour 1 oder 2 hommes“ geschrieben hatte, dann nahm ich die Zettel und machte aus der 1 und 2 nicht selten eine 6, 8 oder 10, je nach Bedürfnis, ohne auf die verblüfften Gesichter der Leute zu achten.

Den französischen Geistlichen muß ich, soweit ich sie kennen gelernt habe, nachrühmen, daß sie zu jeder Minute opferwillig, hilfsbereit und vermittelnd für ihre Gemeindeglieder eintraten und immer auf dem Platze waren. In Böhmen hatten wir von den Geistlichen selten etwas zu sehen bekommen, die wohlgenährten Herren dort hatten sich immer zurückgezogen.

An die Gefangennahme Napoleons und die Kapitulation von Sedan wollte noch immer niemand glauben, nur als die Leute die endlosen Züge Gefangener von Sedan sahen, die uns begegneten, wurde ihnen die Sache doch bedenklich. Beim Begegnen solcher Züge verließen wir die Straße und marschirten daneben. Der Anblick dieser abgehetzten Menschen war ebenso traurig wie malerisch, alle Waffengattungen marschirten bunt durcheinander, in einzelnen Zwischenräumen kleine Abteilungen, von strammen Württembergern in ihren dunklen Uniformen eskortirt. Am Ende der Kolonne folgten dann Wagen auf Wagen mit Verwundeten und Kranken, die meist ähnlich wie Schlachtvieh auf dem Wagen verpackt waren.

Als wir uns eines Tages in einem Dorfe einquartiert und alle Häuser dicht belegt, auch nur mit Mühe die nötige Verpflegung aufgetrieben worden war,

trafen gegen Abend in strömendem Regen noch 2000 Kriegsgefangene ein, die nicht mehr weiter konnten. Man kann sich denken, welche Mühe es machte, ein schützendes Dach und die allernötigsten Nahrungsmittel herbeizuschaffen. So weit sie ausreichten, wurden die Kirche und die umliegenden Gebäude zur Unterkunft benützt, der größte Teil mußte aber doch dicht gedrängt innerhalb der Kirchhofmauern die Nacht zubringen. In allen Häusern wurde Wasser- und Mehlsuppe gekocht, und wo das nicht hinreichte, halfen wir mit unserem Schiffszwieback nach, so daß der schlimmsten Not gewehrt wurde. Die Bauersleute thaten selbstverständlich, soviel in ihrer Macht lag, um den unglücklichen Söhnen des gemeinsamen Vaterlandes ihr Los zu erleichtern.

Die erste größere Stadt, die wir dann auf dem Weitermarsche erreichten, war Chalons an der Marne. Das berühmte Feldlager war selbstverständlich verödet, aber da mit unserem Eintreffen die Ankunft des zweiten bayrischen Armeecorps zusammenfiel, so herrschte ein gewaltiges militärisches Leben in der ohnehin volkreichen Stadt.

Ein höchst interessantes Treiben entwickelte sich namentlich auf der Mairie, wo ich wegen der Unterkunft unserer Abteilung viel zu thun hatte. Die Beamten waren wegen des Andranges und der zahllosen Anforderungen an Quartier und Verpflegung kopflos. Wohl an dreißig bayrische Offiziere

waren in dem Sitzungszimmer des Magistrats und parlirten in gutem und schlechtem Französisch mit den verzweifelten Herren Stadträten herum. Nicht ohne Mühe gelang es mir, in dem Trubel eine Anweisung zur Unterkunft unserer Abteilung zu erlangen; als ich sie hatte, bemächtigte ich mich eines alten, knasterbärtigen Pompiers und veranlaßte ihn, mir beim Aufsuchen der Quartiere behilflich zu sein.

Teilweise wurden wir auf einem Bahnhofe, teilweise in einer verlassenen Kaserne untergebracht, und kaum war das Geschäft beendigt, da rückten auch schon unsere Abteilung und die braven Bayern ein. Trommelgerassel und Hörnerklang erfüllte die Straßen, und dröhnenden Schrittes zogen die Kämpfer von Weißenburg, Wörth und Sedan herein. Nicht selten folgten hinter den einzelnen Compagnien der Bayern ein paar Mann, die ein Stück Schlachtvieh mit sich führten, es erinnerte in etwas an Truppenzüge im dreißigjährigen Kriege, hat aber jedenfalls seine praktische Seite.

Da wir nichts Derartiges mitgebracht hatten und auf der Mairie eine geregelte Verpflegung durchaus nicht zu erhalten war, so mußte das Nötige durch gewaltsame Requisition herbeigeschafft werden. Auf einem Dorfe ist

so etwas leichter zu bewerkstelligen, aber in einer volkreichen Stadt ist es schwer, es hat viel heißes Blut gemacht und konnte nur durch ernstes Drohen mit den Waffen erreicht werden. Um Brot zu erlangen, mußten wir beispielsweise mehrere Bäckerläden besetzen und die Brote gewaltsam den wütenden Bäckergesellen entreißen, wobei es fast zu Blutvergießen gekommen wäre. Einer der betroffenen Bäckermeister wollte durchaus auf der Mairie von mir seinen Verlust bestätigt haben, was ich ihm auch mit Vergnügen zusagte. In lebhafter Unterhaltung, — das heißt so gut es ging, — über die schreckliche Kriegszeit begleitete mich der Mann, mußte sich aber, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, von mir verabschieden, denn mehr wie je wimmelte es in allen Zimmern von Soldaten, die von den Beamten alles mögliche verlangten; ich und der Bäcker grüßten uns höflich und sahen uns niemals wieder!

Manches Komische passirte natürlich auch. Als ich abends über die Marnebrücke ging, begegnete mir ein bayrischer Infanterist mit Sack und Pack und neben ihm ein Franzose, der, einen Quartierzettel in der Hand, lebhaft auf den gänzlich unbewußten Krieger einsprach; daß der brave Hellblaue nicht ein Wort davon verstand, war für den Franzosen natürlich kein Hindernis, seinem Herzen Luft zu machen. Augenscheinlich handelte es sich um eine Quartierfrage, die vielleicht noch lange nicht gelöst worden wäre, wenn ich nicht dem Bayern ein wenig zu Hilfe gekommen wäre. Ich veranlaßte zunächst beide, mit zum Hause des Franzosen umzukehren, wo vor der Thür noch ein zweiter Bayer geduldig wartete, und ohne weiter auf des erstern Geschrei über ein falsches Billet und so weiter zu hören, wurde ein Zimmer seiner Wohnung in Beschlag genommen. Die Dame des Hauses wollte zwar ihrerseits nun auch dagegen protestiren, wurde aber ohne Worte, wenn auch ganz manierlich, hinausgeschoben und mußte ihrem Jammer in der Küche Luft machen. Das hatte geholfen, die Bayern blieben unbehelligt in ihrem Quartier und versicherten mir am andern Morgen, daß sie in den breiten französischen Betten vortrefflich geschlafen hätten.

Von Chalons ging es nach Epernay, dem Hauptort des Champagnerweins. Wir genossen natürlich nur im Durchmarschiren den Anblick der wohlhabenden Stadt, deren üppige Villenbauten bezeugten, daß alle Länder hieher ihren Tribut schicken. An der Marne hin ging es dann nach Dormans, einem kleinen, aber augenscheinlich gewerbthätigen Städtchen. Nicht selten marschirten wir an langen Weingärten entlang, so unmittelbar, daß wir die Trauben im Vorübergehen ergreifen konnten.

Bis hieher hatten wir unsern Marsch außerordentlich beeilt, von einem

Ruhetage war gar keine Rede gewesen, ja eine nicht unbedeutende Strecke hatten wir eines Tages ganz auf zweiräderigen Wagen zurückgelegt, die uns wohl schneller vorwärts brachten, aber auch dermaßen durchschüttelten, daß man genau so ermüdet war wie durch einen Marsch. Durch diese Eile waren wir dem Gardecorps fast schon vorausgekommen und mußten nun im scharfen Winkel rechts ausbiegen, um zu unserem Truppenteil zu gelangen.

An der großen Straße auf Paris zu hatten wir vielfach militärische Reisegesellschaft getroffen, denn außer den Bayern marschirte auch das bisher in diesem Kriege noch ganz unberührte sechste Armeecorps dieselbe Straße. Mit dem Rechtsabmarsch aber kamen wir in eine Gegend, die selbst nicht einmal von Kavalleriepatrouillen abgesucht war, und als einzelne derselben uns trafen, machten sie erstaunte Gesichter, sie hatten von weitem gar nicht glauben wollen, daß wir Preußen seien.

Da wir nicht weit von der Festung Soissons uns bewegten, so war beim Marsch die größte Vorsicht geboten, Avantgarden gingen voraus, und nachts wurden starke Wachen ausgestellt.

In dem sehr freundlichen la Fère en Tardenois blieb sogar die Hälfte der Mannschaft im Bivouac vor der Stadt, während die andere einquartiert wurde. Das Städtchen bot uns viel Annehmlichkeiten, die wir lange nicht genossen hatten. Kaffeehäuser, Weinhäuser und Kaufleute, bei denen wir uns notwendige Kleinigkeiten kaufen konnten, ja sogar ein vortreffliches Bett stand mir zur Verfügung, leider für lange Zeit das letzte.

Die Bevölkerung war wohl zurückhaltend, aber nicht gerade unliebenswürdig; man schimpfte auf Napoleon, als den Urheber alles Unheils, und erwartete Großes von der Republik, die vor kurzem proklamirt war.

Da wir in der Nähe unserer Truppenteile waren, so mußten wir uns von den Grenadieren des zweiten Garderegiments trennen, die so lange unsere guten Marschkameraden gewesen waren. Um aber nicht mit leeren Händen anzukommen, sollte ich erst noch ein oder zwei Stück Rindvieh irgendwo auftreiben. Zu diesem Behufe blieb ich mit zwei Schützen in einem Dorfe, das wir passirten, zurück und machte mich auf die Suche. Daß eben Artillerie im Orte eintraf, und einquartiert wurde, machte die Sache nicht leichter, denn die Artilleristen wollten auch leben und hatten sich des Ihrigen schon im voraus versichert.

Nach der vorschriftsmäßigen Meldung beim Batteriechef machten wir uns an die Arbeit, aber auf allen Höfen erklärte man, nichts zu haben; die Weiber logen, die Männer logen, ja als wir bei dem Herrn Pastor

nachfragten, log auch dieser Gottesmann in ganz unchristlicher Weise, daß wir nichts finden würden. Denn wir fanden schließlich doch, was wir suchten, ein paar vortreffliche Kühe in einem ganz versteckten Garten, der von der Kirche, dem Pfarrhause und einer Bauernscheuer eingeschlossen war. Freilich war der Weg dahin nicht leicht zu finden, und ein in der Scheuer arbeitender Mann schwur hoch und teuer, daß hinter dem aufgeschichteten Stroh keine Thüre sei. Aber auf dergleichen Schwüre konnten wir erfahrungsgemäß nichts geben, wir räumten das Stroh fort und fanden auch richtig die Pforte zu dem Garten und die Kühe.

Als wenn der Rassenkampf auch in das Hornvieh gefahren wäre, so ungeberdig betrugen sich die Tiere beim Fortführen, und als dazu nun die junge und auffällig hübsche Bauersfrau kam, sich thränenden Auges aufs Bitten legte und sich gar nicht von ihrer schönsten Milchkuh trennen zu können vorgab, da begnügten wir uns schließlich mit einem Rind und zogen unsere Straße; konnten wir doch in dem galanten Frankreich nicht ungalant sein!

Nach einem etwa einstündigen Marsche am andern Morgen sahen wir das Bataillon auf der Heerstraße heranmarschiren, aber wie zusammengeschmolzen, wie anders sah es aus als beim Ausmarsch. An der Spitze ritt als Kommandeur ein Offizier in blauem Infanterierock und von den Offizieren des Bataillons waren nur zwei oder drei vorhanden, alle übrigen waren tot oder verwundet. Unwillkürlich mußte ich an den Abmarsch von Berlin denken, damals füllte das Bataillon in voller Kriegsstärke fast die Kochstraße aus und jetzt war es ein kleines Häufchen im Felde. Unsere bisherige Abteilung löste sich zum Leidwesen vieler, die sich schon an einander gewöhnt hatten, auf, und jeder trat in seine Compagnie ein.

Viel gab es hier zu fragen und zu antworten, jeder hatte einen nähern Freund oder guten Kameraden verloren, und wollte gern erfahren, wo und wie er geblieben war. Die Stimmung der Leute war wie überall eine gehobene, siegesgewisse und zuversichtliche, aber doch ernst; man sang nicht mehr auf dem Marsche, die Sangesbrüder waren bei Amanvillers gar zu sehr auseinander gerissen worden.

An gewissen Dingen machte es sich nun bemerklich, daß wir näher und näher an Paris kamen. Die wohlhabenderen Landleute und die Gutsbesitzer hatten hie und da schon ihr Heimwesen verlassen und waren nach Paris entflohen; wenn sich Offiziere und Soldaten begegneten, sprach man von Paris, und schon zehn Meilen vor der Stadt rüstete man sich mit Krimstecher und Fernrohr.

In einem der Dörfer fand man eines Tages, in dem Hause eines wohlhabenden Bauern versteckt, das Gepäck und die Waffen eines unserer Ulanen, und da der Bauer nicht genügende Aufklärung über den Fund geben konnte, so wurde er arretirt und mitgenommen. Der Mann war Maire und mußte gleich die erste Nacht in dem Spritzenhause seines eigenen Dorfes schlafen, was er wohl nie für möglich gehalten hätte.

Tagelang wurde der Unglückliche mitgeschleppt, das ungewohnte und anstrengende Marschiren, die Angst und die mangelnde Pflege — er mußte immer auf den Dorfwachen und im Freien zubringen — brachten ihn bald so herunter, daß er sich nur äußerst mühselig fortschleppen konnte und zuletzt von ein paar Leuten beim Marschiren unterstützt werden mußte. Aus der Untersuchung muß nicht viel herausgekommen sein, denn eines Morgens wurde er beim Rendezvous entlassen. Froher wird so leicht niemand gewesen sein, denn die Entlassung hatte doch eine verzweifelt genaue Aehnlichkeit mit der Freisprechung eines zum Tode Verurteilten am Fuße des Schafotts.

Noch hatten wir sechs Marschtage vor uns, von denen aber glücklicherweise einer endlich ein Ruhetag wurde. Das Wetter war meist gut, und die Landschaft, die wir durchzogen, bot manches Interessante. Nur fehlten alle jene Merkmale friedlicher, glücklicher Zeiten, es weideten keine Herden, kein Ackersmann war im Felde und kein Kirchlein läutete. Wir dachten nur an den Einzug in Paris, demnächstige gute Quartiere mit brillanter Verpflegung in der schönen Stadt und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Freilich ist es etwas anders gekommen; ehe wir in das schöne Paris hineinsehen konnten, sollten noch fünf harte und schwere Monate vergehen, und gar mancher von den fröhlich und hoffnungsvoll dahinmarschirenden deutschen Soldaten fand vor den Mauern der Riesenfestung vorher seinen Tod.

Während dieser Marschtage trafen einzelne eiserne Kreuze für das Bataillon ein. Bis hieher hatten wir nur eines in demselben und zwar war der glückliche, vielbeneidete Besitzer ein blutjunger Fähnrich von Haugwitz, wahrscheinlich ein Nachkomme des früheren Ministers gleichen Namens. Er war der einzige aus dem Offiziercorps gewesen, der an dem furchtbaren 18. August unverwundet die letzte Führung der Truppe übernommen hatte, und war dafür als einer der ersten vom Gardecorps schon am 7. September mit dem schönen Ehrenzeichen dekorirt worden. Lange hat er es nicht getragen; sein junges Leben gab er wenige Wochen später bei le Bourget dahin.

Die ersten eisernen Kreuze wurden mit einer gewissen Feierlichkeit verteilt; das Bataillon rückte auf offenem Felde zu einem Viereck zusammen, es

wurden Ansprachen gehalten und vor den Dekorirten paradirt. Später wurde die Ueberreichung einfach beim Appell abgemacht.

Da mit dem Vorrücken die Verpflegung immer mangelhafter wurde und die Leute ganz auf die Lieferung angewiesen waren, so war es natürlich, daß sie hie und da versuchten, sich andere Genüsse zu verschaffen, denn wenn Erbswurst und Speck auch gewiß ein sehr gutes Essen für einen hungrigen Soldatenmagen sind, so ist eine Unterbrechung und Bereicherung des Menu durch ein Huhn, ein Kaninchen oder dergleichen auch nicht zu verachten. Manche hatten es im Suchen schon zu einer wahren Virtuosität gebracht. Rotwein, und wenn er noch so tief vergraben und noch so geschickt eingemauert war, fanden sie; nichts blieb ihnen verborgen, sie fanden alles.

Da nun aber manche Ungehörigkeit mit unterlief, so wurden von höheren Kommandostellen aus die strengsten Verbote dagegen erlassen. Sie fruchteten auch momentan etwas, kamen aber bald wieder in Vergessenheit.

Als wir eines Tages in ein schon teilweise verlassenes Dorf rückten, wurde vor dem Auseinandergehen noch ein solcher Befehl in Erinnerung gebracht; kaum aber hatte ich das Gepäck abgelegt, so sah ich auch schon in einem benachbarten Garten einen unserer Schützen auf der Hühnerjagd. Der Schlauberger erreichte auch bald sein Ziel und wollte eben mit einem alten Huhn abziehen, als in demselben Moment der gestrenge Herr Kommandeur den Garten betrat. Die Situation war nicht ungefährlich, aber ein schneller Sprung brachte den Hühnerfreund hinter einen Komposthaufen in genügende Deckung und entzog ihn der unmittelbaren Gefahr. Wir, die wir von ferne zusahen, folgten dem Verlauf der Affaire mit gespannter Aufmerksamkeit

und amüsirten uns über die sich entwickelnde Scene. Der Herr Kommandeur, wahrscheinlich vom langen Reiten steif, erging sich nämlich des längern in dem Garten und schritt schließlich auch auf den Komposthaufen zu, um dort eine nötige Pause zu machen. So saß denn nun der strenge Richter auf der einen und der Verbrecher, der krampfhaft den Hals des Huhnes umklammert hatte, auf der andern Seite, der eine schuldbewußt, der andere ahnungslos; es war wirklich heiter anzusehen. Als der Kommandeur den Garten verlassen hatte, kam auch der Hühnerjäger bald vor, aber der Angstschweiß stand ihm noch vor der Stirn, und wiederholt versicherte er, daß er sich bei der nächsten Suche erst zuvor nach dem Quartier des Majors umsehen werde.

Nicht selten traf man in den Häusern wohlhabender Bauern auch kleine Bibliotheken an, und unter den Büchern viele illustrirte Werke, namentlich habe ich mehrfach Bände durchblättern können, die der geniale Gavarni illustrirt hatte. Ich glaube kaum, daß das in Deutschland auf dem Lande so häufig vorkommt, gewiß wird auch bei uns Großes und Gutes auf allen Gebieten der Kunst geleistet, aber in die tieferen Schichten sickert das nicht so leicht und schnell hindurch; diese sind bei uns nicht so empfänglich und von der Mutter Natur dazu nicht so vorbereitet wie der Franzose.

Vieles hat sich seit jener Zeit auch hierin bei uns gebessert, das Bewußtsein der nationalen Einheit hat schon ungeheure Kräfte erweckt, aber trotzdem bleibt noch vieles nachzuholen; man würde sich selber betrügen, wenn man das nicht eingestände. —

Immer dichter zogen sich die heranrückenden Heeresmassen um das Seine-Babel zusammen, häufig ritten höhere Offiziere an uns vorbei, die mit Aufmerksamkeit die Oertlichkeit studirten, zuweilen sahen wir auch unsern speziellen Feldherrn, den Führer der sogenannten Maasarmee, den Kronprinzen Albert von Sachsen, in unserer Nähe vorüber reiten. Der hohe Herr erfreute sich ungeteilter Sympathien in seiner Armee; die Kämpfer von Saint-Privat wußten ja auch am besten, wie wertvoll die Opfertreue der Sachsen bei Saint-Privat und Roncourt gewesen war.

Das letzte Quartier vor Paris hatten wir in dem kleinen Städtchen Saint-Juilly, wo das ganze Bataillon in einer geistlichen Erziehungsanstalt untergebracht wurde. Als wir kamen, war noch eine Anzahl Schüler im geistlichen Habit vorhanden, sie räumten aber bald das Feld und überließen uns ihre großen Schlafsäle zum Ausruhen der müden Glieder.

Zu holen war in dem großen Gebäude sonst nichts, nur unsere Hornisten, oder, wie der Soldatenwitz sie nannte, „Blechpuster“, glaubten einen großen

Fang gemacht zu haben, als sie einen großen Schrank mit musikalischen Instrumenten fanden, aber sie kamen damit schlecht beim alten Budritzky, unserem jetzigen Divisionskommandeur, an. Einer der frommen Jünglinge hatte sich an denselben gewandt, und nun kam der Alte spornstreichs herüber und fuchtelte die Musikanten ganz gehörig zusammen, so daß sie natürlich nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Sachen wieder abzugeben.

Sonnig und heiter brach der 19. September an, jener denkwürdige Tag, der zum erstenmale in der Weltgeschichte eine Stadt von 2 Millionen

Einwohnern zu einer belagerten Festung machte. Das heilige Paris, der Mittelpunkt der Zivilisation, wurde umzingelt und von der Welt abgeschnitten. In hellen Haufen zogen die Deutschen, Regiment auf Regiment, heran, keilförmig zusammenrückend. Alle Ferngläser waren in Bewegung, denn jeder wollte der erste sein, der etwas von Paris erblickte, aber noch stundenlang vorher mußte im heißen Sonnenbrande marschirt werden.

Die Dörfer, die wir passirten, waren total verödet, nicht ein Menschenkind war darin zu sehen, einzelne Häuser zeigten Spuren von Zerstörung,

und auf dem Felde verbreiteten riesige glimmende Haufen von verbranntem Korn einen unangenehmen brandigen Geruch. In Fanatismus und Zerstörungswut haben ja die Franzosen von jeher Großes geleistet, auch diese verbrannten Felder und zerstörten Häuser sind wohl nicht ausschließlich militärischen Rücksichten zum Opfer gefallen.

In voller Gefechtsformation, wie einst bei Chlum und Lipa, rückten die Garden unaufhaltsam vor, bis endlich um die hohe Mittagsstunde auf einer Anhöhe in der Nähe eines Gutes Halt gemacht wurde.

Da lag nun im Glanz der Herbstsonne, der durch einen zarten milchigen Duft gemildert wurde, die ungeheure Stadt vor uns. Wir standen auf demselben Boden, den unsere Väter vor sechsundfünfzig Jahren unter dem alten Blücher betreten hatten, auch wir, um gleich ihnen den Uebermut und die Zügellosigkeit napoleonischer Herrschaft zu rächen. Der Traum der Knabenjahre war erfüllt, das, was die Phantasie schon lange zu einem Bilde gestaltet hatte, lag nun in Wirklichkeit vor uns!

Ganz wie im Jahre 1814 war es freilich nicht, der Hauptakteur war schon von der Bühne verschwunden und saß auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, wo einst sein Onkel so „lustig" gelebt hatte. Paris war auch keine offene Stadt mehr, wie damals, sondern eine starke Festung, deren Forts uns einen drohenden Empfang verkündeten. Von einer halben Million Einwohner war es zu einer Stadt von zwei Millionen herangewachsen, aber vor ihm lag jetzt auch keine alliirte Armee von Russen, Preußen und Oesterreichern (deren Kern das todesmutige aber abgehetzte schlesische Heer war) mit einer vielköpfigen Oberleitung, sondern eine einige deutsche Armee, so kriegstüchtig, so wohlgerüstet und siegesgewiß, wie selten eine Armee gewesen sein mag, und an der Spitze ein Heldenkönig, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Thatkraft. Wahrlich, diese Einschließung war ein seltsames, glänzendes Schauspiel!

Stundenlang hielten wir auf der Höhe, so weit das Auge reichte glänzten die Bajonette, blitzten die Säbel der das Vorterrain durchstreifenden Reiter. Darüber hinaus ragte in blauer Ferne die Kuppel der Invaliden, des Pantheon, die stumpfen Türme von Notre-Dame, und wer ein gutes Glas hatte, konnte auch den Triumphbogen in den elysäischen Feldern sehen.

Das Beengende mußte sich schon jetzt in Paris bemerklich machen, denn eine Anzahl Luftballons, von denen aus man uns beobachtete, schwebten über der Stadt. Die Deutschen ließen sich indes dadurch nicht stören und verharrten ruhig in ihren Stellungen.

Eine Viertelstunde vor uns lag ein kleines Dorf, dessen stumpfer Kirchturm kaum über die Häuser emporragte; wir hörten wohl, daß Truppen von uns den Ort von einigen Franzosen gesäubert hatten und daß eine Compagnie darin bleiben sollte, aber sonst wurde das Ganze nicht weiter beachtet; niemand ahnte, daß gerade dies unscheinbare Nest bald der Schauplatz blutiger Kämpfe und aufreibender Thätigkeit für uns und die gesamte zweite Gardedivision werden sollte, und daß der Name le Bourget ein glanzvoller Name in der Geschichte des Gardecorps für alle Zeit bleiben würde.

In den Nachmittagsstunden bezogen wir dann im Vorterrain Feldwachen und suchten uns so gut wie möglich zu orientiren, wobei wir als unsere nächsten Nachbarn links die Sachsen begrüßen konnten; wir wurden aber bald wieder abgelöst und marschirten etwa eine halbe Meile zurück, um die Bewachung des Hauptquartiers der Maasarmee zu übernehmen.

Der Kronprinz Albert schien eine besondere Vorliebe für die Jägerwaffe zu haben, wenigstens konnten wir uns das einbilden; er hat während der ganzen Belagerung und auch in der spätern Zeit ausschließlich entweder die Gardeschützen oder die Gardejäger in seinem Hauptquartier gehabt.

Zum würdigen Aussehen seines Hauptquartiers trug wesentlich eine Abteilung preußischer Garde du Corps bei, die dem Kronprinzen zur persönlichen Begleitung beigegeben war und ihn bei dienstlichen Ausritten begleitete.

Das erste Quartier des Oberkommandos wurde in dem Dorfe Grand Tremblay installirt und zwar in einem herrschaftlichen Landsitze mit hübschem Garten und Orangerien, nach einiger Zeit aber mehr nach dem Norden von Paris, nach Margency verlegt, wahrscheinlich wegen näherer Verbindung mit der Zentralkommandostelle in Versailles.

Da in dem Dorfe, wie in der ganzen Umgebung keine Einwohner vorhanden waren, so mußten wir uns selbst häuslich einrichten. Die Quartiere waren dicht belegt, meist zwanzig bis dreißig Mann in einem Hause, Gardedragoner und Schützen durcheinander.

Die Märsche waren nun freilich zu Ende, aber es begann eine nicht minder anstrengende Thätigkeit: Wachen, Patrouillen und das bei den Preußen unvermeidliche Exerzieren. Dazu sollte man kochen, waschen, flicken und zu jeder Minute ein marschbereiter Soldat sein. Es gibt unter den Leuten immer Talente für wirtschaftliche Dinge, der eine kocht leidenschaftlich gern, und ein anderer besorgt mit großer Vorliebe Feuerungsangelegenheiten, aber meist sind diejenigen, die besser situirten Kreisen entstammen, die Ungeschicktesten

in solchen Sachen und entbehren am meisten. In solchen Zeiten lernt man den Wert weiblicher Thätigkeit in seinem ganzen Umfange schätzen.

Bei dem andauernd heitern Wetter und den nicht allzu kühlen Nächten waren die Septembertage noch recht erträglich. In den Gärten war noch mancherlei Gemüse vorhanden, es gab Kartoffeln, ja mit zahlreich vorhandenen Lorbeerblättern konnten wir sogar unsere tägliche Hammelfleischbrühe würzen; mußten dabei aber freilich erst die Erfahrung machen, daß wenige grüne Blätter genügen, um eine bedeutende Quantität Brühe vollständig zu verbittern. Uns Norddeutsche setzte es auch in Erstaunen, wenn wir endlose Flächen Ackers ausschließlich mit Blumenkohl bepflanzt sahen; wir waren an eine so üppige Vegetation nicht gewöhnt. Besonders erfreulich aber war es, daß wir ab und zu in der ersten Zeit noch ein versteckes Rotweinfaß entdeckten.

Nur einzelne Kleinigkeiten waren schwer zu beschaffen, und zwar in erster Reihe Licht und Streichhölzer; ich habe mehrmals $2^1/_2$ Groschen für ein Päckchen sehr schlechter Streichhölzer bezahlt, und was an Lichtern aufzutreiben war, war das Jämmerlichste, was man sich denken kann. Das war aber leicht zu ertragen; zu lesen gab es ja ohnehin nichts, und wer nicht schlafen wollte, der konnte sich mit seinen Kameraden auch im Dunkeln unterhalten.

Bald jedoch fingen die Pariser an, uns die Sache etwas ungemütlicher zu machen. Schon am zweiten Tage, am 20. September, wurde unsere Division wieder bei den Vorposten versammelt. Es war irgend etwas in dem Dorfe le Bourget los, aber es war nicht bedeutend, ein Bataillon Elisabethgrenadiere machte es allein ab. Nachmittags sandten dann die Forts von Saint-Denis und Aubervilliers die ersten Granaten in unsere Linien, ohne indes Schaden damit anzurichten; wenigstens ließen wir uns gar nicht in einem Fischvergnügen stören, das wir in dem abgelassenen Teiche eines Gutes abhalten konnten, und bei dem uns nichts weiter fehlte als Butter, um uns ein seltenes Gericht zu bereiten.

Der eigentliche Vorpostendienst machte zuerst insofern große Schwierigkeiten, als die üppige Vegetation und die stark belaubten Bäume die Aussicht sehr erschwerten, man kannte das Terrain nicht und war über die Stellung der französischen Wachen noch im Unklaren. Das dauerte aber nicht lange, und mit der Zeit wurden wir mit der Oertlichkeit so vertraut, daß wir uns selbst in finsteren Nächten leicht zurecht fanden.

Zuerst half uns auch noch die Kavallerie beim Vorpostendienst, namentlich die zweiten Gardeulanen, die lustig in dem Vorterrain umhertrabten, wobei eines Morgens ein Einjährig-Freiwilliger in einem Wiesenloche fast versank und nur mit Mühe wieder herausgezogen werden konnte. Später blieben nur einzelne Ulanen als Ordonnanzen auf den größeren Wachen bei uns.

Der Abschnitt, den unsere Division besetzt hielt, war einer der wenigst bevorzugten in der Umgebung von Paris, die sonst so reich an Schönheiten ist. Die Gegend war im ganzen flach, ohne interessante Punkte, und die Dörfer hatten nichts von dem Villencharakter der westlichen und südlichen Umgebung. Ich habe später Gelegenheit gehabt, einen großen Teil der übrigen Kantonnements zu sehen, und dabei noch nachträglich die anderen Armeecorps beneidet, die mit ihren Quartieren so bevorzugt waren.

Das General- und Divisionskommando befand sich in dem Städtchen Goneſſe, mitten zwischen den Stellungen der beiden Divisionen, etwa fünf Kilometer hinter der äußersten Vorpostenlinie; in demselben Orte waren auch: das Sanitätsdetachement, das Lazaret und die militärischen Behörden.

Der tägliche Dienst wurde straff gehandhabt und vom alten Budritzky die strengsten Befehle über Instandhaltung der Kleider und Waffen erlassen. Namentlich aber war ein täglich zweimal, früh sechs Uhr und abends sechs Uhr, abgehaltener Appell lästig in voller Ausrüstung, ganz gleichgiltig, ob wir von Vorposten kamen oder exerziert hatten.

Das letztere ging zuerst nicht am besten, der Kommandeur hatte seine liebe Not, die Hauptleute und Compagnieführer waren neu und teilweise noch nicht routinirt, die Reserveoffiziere sind gewöhnlich auch nicht die gewandtesten Exerzierer und auch das Alt und Jung der Mannschaften durcheinander war der Präzision des Exerzierens wenig förderlich. Da ist denn angesichts der Forts von Paris und während des Donners der Kanonen weidlich auf gut preußische Art geschimpft und gewettert worden, aber bekanntlich hinterläßt das niemals tiefe Eindrücke und stört die Gemütlichkeit durchaus nicht.

In diesen Tagen wurde ich einst, vom Exerzieren zurückkehrend, laut Bataillonsbefehl plötzlich zu einer andern Compagnie versetzt.

Ich würde das an sich unbedeutende Ereignis nicht erwähnen, wenn seine Ursache nicht eine treffende Illustration zu jener Strenge wäre, welche im Kriege vorwaltet, oder wenigstens damals bei uns galt. —

Einige Tage vor dem Eintreffen bei Paris war es mir infolge der

anstrengenden und ruhelosen Märsche, zumal da ich seit langer Zeit von einem Magenleiden geplagt wurde, passirt, daß ich mich beim Marschiren nur mühsam fortschleppen konnte und am 19. September sogar eine Zeit lang dalag und außer stande war, mitzukommen. Bei letzter Gelegenheit hatte mein Hauptmann, weil, — wie er sagte, — ich die Augen noch auf hätte, mir schroff befohlen, mich sofort wieder zu erheben und weiter zu marschiren. Da ich das nicht konnte und erst nach einer viertelstündigen Erholung mich wieder bei dem mittlerweile in seiner Stellung angekommenen Bataillon meldete, so wurde ich unter die schwere Anklage der Gehorsamsverweigerung gestellt, der, wenn sie sich bestätigte, unausbleiblich eine schwere Festungsstrafe folgen mußte.

Heute kann ich das ruhig niederschreiben, die lange Zeit, die seither verflossen ist, hat mein Blut beruhigt; was ich aber damals gelitten habe, welches Weh mir die Brust durchzog, wird nur der begreifen, der in ähnlicher Lage war. Es war zu bitter für alle Begeisterung, die ich Zeit meines Lebens dem Soldatenstande entgegengebracht, für die schweren Opfer, die mir der Krieg als Familienvater auferlegte, nun mit Schmach und Schande belastet zu werden. — Es ist gottlob nicht so weit gekommen; meine bisher ganz straffreie und tadellose Führung, für die ich ein blinkendes Dokument in Form des Militärehrenzeichens auf der Brust trug, war meine Rettung.

Die Versetzung in eine andere Compagnie war gewissermaßen eine Ehrenerklärung für mich und zugleich die Erlösung aus einem drückenden Verhältnis, so ungern man sich auch liebgewonnenen kameradschaftlichen Kreisen entrissen sieht. In der weiteren Zeit, die ich noch als Soldat verlebte, habe ich dann nur Angenehmes von meinen Vorgesetzten erfahren und bin besonders dem damaligen Kommandeur von Bölzig über sein leider frühes Grab hinaus von Herzen dankbar, erinnere mich auch gern des Moments, wo er mir das schöne Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes an die Brust heftete.

Bald nach unserer Ankunft vor Paris erhielt das numerisch immer noch schwache Bataillon eine ansehnliche Verstärkung, es trafen 165 Mann Gardejäger zur Dienstleistung bei uns ein. Es standen nunmehr Rot- und Schwarzkragen unter den Mannschaften sowohl, wie unter den Offizieren bunt durcheinander. Die Jäger wurden aber bald gute Kameraden und bewährten sich bei den späteren Kämpfen um le Bourget vortrefflich.

Um über das vor uns liegende Terrain mehr Aufklärung zu bekommen, und teilweise auch zur Sicherheit der Vorpostenstellung, die schon häufig beunruhigt wurde, richtete das Bataillon auf höheren Befehl einen höchst

interessanten, wenn auch gefahrvollen Patrouillendienst ein, zu welchem auf längere Zeit ein Offizier und etwa 20 Schützen abkommandirt wurden. Der Führer war ein überaus mutiger, ja tollkühner Mann, der mit uns die gewagtesten Unternehmungen in den Vororten von Paris machte.

Wir, die Patrouilleure, waren fast alle mit zwei Gewehren, unserem Zündnadelgewehr und einem eroberten Chassepotgewehr, bewaffnet und mit einer erheblichen Menge von Patronen ausgerüstet, damit zwar natürlich ziemlich belastet, aber es machte doch andererseits viel Spaß, den Franzosen ihre eigenen Chassepotkugeln zuschicken zu können.

Mit Vorliebe wurden die Nacht oder die ganz frühen Morgenstunden zu Unternehmungen benützt, die meist glücklich abliefen. Nur eines Morgens bei der Rückkehr von einem nächtlichen Streifzuge wurde ein Mann gefangen genommen. Die Leute wollten sich in einem verlassenen Gehöft von Drancy eben ein wenig restauriren, als der draußen stehende Posten feuerte und in demselben Augenblick eine größere Abteilung Franzosen hereinbrach. Trotz des dichten Nebels, der übrigens auch das Herankommen des Feindes verdeckt hatte, wurde heftig gefeuert, aber das Gehöft mußte doch verlassen werden, und da sich einer der Schützen beim Waschen einer Schußwunde an der Hand ein wenig versäumt hatte, so fiel er den Franzosen in die Hände und mit ihm des Lieutenants alter Gaul, den niemand mehr retten konnte. Ein anderer Schütze hatte sich in der Eile in das obere Stockwerk des Hauses geflüchtet, war aber, trotzdem die Rothosen das Gehöft unten ganz erfüllten und durchsuchten, unentdeckt und unversehrt geblieben. Ein ganzer Haufen, so erzählte er nachher, habe den Schützen und das Pferd abgeführt und noch lange habe er in der Morgenstille das Parliren der Franzosen hören können. Nach der Kapitulation kam der erstere Schütze, ein Hannoveraner Namens Thies, wieder zurück, zwar etwas blaß, aber sonst ganz fidel und gesund. Der alte Lieutenantsgaul wird wohl in den Restaurants von Paris als Delikatesse verzehrt worden sein.

Das vorhin erwähnte Dorf Drancy war während langer Zeit ein wechselnder Tummelplatz sowohl für preußische wie für französische Streifzügler, bis zuletzt die Franzosen das für uns unnütze Dorf ganz für sich in Anspruch nahmen und vollständig befestigten, so daß es für Patrouillen unzugänglich wurde.

Sonderbare Empfindungen erweckte es, wenn man durch so ein ganz verödetes Dorf ging. Da standen noch Blumentöpfe an den Fenstern, Gardinen wehten hinter den zerbrochenen Scheiben hin und her, Bücher

lagen noch auf den leeren Schränken und landwirtschaftliches Gerät stand in den Ecken umher. Zuweilen schlich auch ein nahezu verhungertes Kätzchen durch die öden Gassen und kam, alle sonstige Menschenscheu vergessend, an uns heran, um etwas für den Hunger oder den noch viel schlimmern Durst zu bekommen. Man suchte unwillkürlich nach Menschen, die zu alle dem gehörten, und glaubte bei jedem Geräusch, es müsse jemand aus der Thür treten oder das Fenster öffnen. Aber das Geräusch war nur ein Knistern von brennendem Gebälk oder herabfallendem Mauerwerk, Menschen waren nicht vorhanden.

Unsagbar traurig sah das alles aus und dennoch schossen die Franzosen täglich, ja stündlich ihre Riesengranaten in das Dorf hinein, nur weil sie vermuteten, daß ein paar Patrouillen darin sein könnten.

Das letztemal, als ich in dem Dorfe war, bin ich nur mit genauer Not davon gekommen. Wegen der so häufig einschlagenden Granaten hatte ich mich eines Morgens ganz in der Frühe, etwas vor dem Dorfe nach Paris zu, mit noch zwei Mann eingenistet, die Kugeln gingen so über uns fort und in den Gräben waren wir gesichert. Teilweise aus Langeweile, aber auch weil es geboten war und wir namentlich mit den Chassepotgewehren uns einschießen wollten, fingen wir an auf alles, was sich nur irgend vor uns regte, zu feuern, so daß ein ganz munteres Geknalle entstand. Nach und nach tauchten einzelne Reiter auf und unter diesen auch die mir bis dahin nicht bekannten Spahis, jene afrikanischen Reiter mit den phantastischen Kostümen, die offenbar unsere Stellung erforschen wollten, aber nach einigen Schüssen bald verschwanden.

Sie waren indes nur die Vorläufer einer großen Abteilung gewesen, die sich bald darauf unter dem deutlich vernehmbaren Kommando einiger Offiziere vor uns entwickelte. Wir drei Schützen hatten uns weit auseinander postirt, und das hatte wohl die Franzosen getäuscht, die augenscheinlich eine stärkere Truppe vermuteten.

Halten konnten wir drei Mann uns selbstverständlich jenen gegenüber

nicht, aber jeder so schlank wie möglich in eine Vertiefung versteckt, schossen wir noch so lange, wie es ging, und hatten auch die Genugthuung, einige Mann in den Reihen der Franzosen umsinken zu sehen. Die Tirailleurkette kam aber dennoch sehr schnell heran, wir mußten an unsere Rettung denken, wenn wir uns nicht ganz zwecklos opfern und überhaupt unsern Beruf als Patrouilleure nicht verfehlen wollten.

Der Rückzug wurde nun ganz nach strategischen Gesetzen einzeln angetreten, der Jüngste zuerst, der Führer zuletzt. Als ich den letzten Schuß an einer Mauerecke abgab, besetzten auch schon die Franzosen ein nahes, etwas außen stehendes Gebäude und eröffneten ein geradezu unsinniges Gewehrfeuer auf das leere Dorf. Die Straße, die wir passiren mußten, lag genau in der Schußlinie der Franzosen, aber bekanntlich schießen die Rothosen schlecht, wir kamen, trotz der Menge der uns umzischenden Kugeln, glücklich durchs Dorf und etwa achthundert Schritt dahinter zu einer großen Feldwache von uns, die, durch das heftige Feuer alarmirt, schußfertig bereit lag.

Keck und lustig war auch ein Streich, den eines Abends drei unserer Patrouilleure vollführten. Die Dunkelheit benützend, hatten sie sich durch unaufmerksame französische Posten hindurch, bis in die Nähe einer feindlichen Feldwache geschlichen, von welcher sie zuletzt nur durch einen Eisenbahndamm getrennt waren. Eine Zeit lang über die Böschung blickend, hatten sie dann die wie immer lebhaft plaudernden und harmlos um ein Feuer gruppirten Franzosen beobachtet und zuletzt urplötzlich ein paar Schüsse zwischen die Gesellschaft gefeuert. Vor Schreck waren die tapferen Söhne der großen Nation auseinander gestoben und hatten den Schützen Zeit gelassen, unter Mitnahme eines viereckigen großen Feldkessels unbehelligt ihren Rückzug anzutreten. Letzterer war noch zu zweidrittel gefüllt mit einem Brei von weißen Bohnen, die wir eine Viertelstunde darauf in noch warmem Zustande mit Behagen verzehrt haben.

Man sieht, daß unser Patrouilleurleben etwas Romantisches an sich hatte und daß ein solches Leben ganz dazu angethan ist, selbständige und kecke Soldaten zu erziehen. Schlafen konnten wir, wo wir wollten, und in Bezug auf die Verpflegung waren wir an die auf Vorposten befindlichen Infanterieabteilungen gewiesen, die uns gern und reichlich gaben.

Bis in die zweite Hälfte des Oktober dauerten diese kriegerischen Neckereien, dann waren die Feldwachen etwas in verteidigungsmäßigen Zustand gebracht und die Patrouillen nicht mehr nötig. Der Lieutenant

von Appell, unser Führer, aber hatte sich einen Ruf erworben, der bald auch außerhalb des Bataillons sich verbreitete und thatsächlich wohl verdient war. —

Das Oberkommando der Maasarmee war, wie schon erwähnt, mittlerweile nach Margency übergesiedelt, und wir kamen in das an der großen Heerstraße nach dem Norden gelegene Dorf Arnouville, von wo aus wir zumeist nach Dugny auf Vorposten zogen.

In Tremblay hatte ich den schon beim Feldzuge 1866 erwähnten Schlachtenzeichner A. Beck getroffen und viel mit ihm verkehrt. Der Glückliche war freilich in Zivil, erfreute sich der ungebundensten Freiheit und sogar großer Beliebtheit im Hauptquartier des Kronprinzen Albert, während ich meine künstlerische Thätigkeit nur in den wenigen Stunden, die der anstrengende Dienst frei ließ, oder in der Nacht bei jämmerlicher Beleuchtung und allen sonstigen Schwierigkeiten ausüben konnte. Wir betrachteten uns aber dennoch als Kollegen, und während des ganzen Krieges haben wir, so oft wir zusammenkamen, in enger, ungetrübter Freundschaft gelebt.

Beck war eine Künstlernatur ureigenster und echtester Art: selbstlos bis zur Selbstvergessenheit, stets hilfsbereit, wahrhaftig und aufs feinste empfindend, ebenso talentvoll wie anspruchslos. Von seinem nicht unbedeutenden Verdienst an Geld verausgabte er einen großen Teil an Soldaten, die ihm arm oder bedürftig erschienen, für die geringste Dienstleistung gab er dem betreffenden Manne einen Thaler. Ein Garde du corps, der ihn zuweilen bediente, konnte sich der Wohlthaten kaum erwehren, und um die Künstlererscheinung vollständig zu machen, war er auch in Bezug auf seine äußere Erscheinung von einer Gleichgiltigkeit und Lässigkeit, die geradezu unglaublich war.

Das letztere war auch wohl die Ursache, daß er nicht öfter zu der Feldtafel des Kronprinzen Albert gezogen werden konnte, aber alle Versuche, ihn in dieser Beziehung zu anderen Gewohnheiten zu bekehren, waren vergeblich. Im Laufe des Krieges wurde ihm einmal ein neuer Anzug angeschafft, aber Beck fühlte sich nicht wohl darin und seine Laune kehrte erst wieder zurück, als alles Neue daran verschwunden war.

Die Schwierigkeiten, während eines Feldzuges den Bedürfnissen einer illustrirten Zeitung zu genügen und schnell aufeinander folgenden Ereignissen mit dem Bleistift zu folgen, sind sehr groß; ich habe das an mir erfahren. Nur der wird sie überwinden, der eine große Vorliebe und ein tiefes

Verständnis für militärische Dinge hat, und beides hatte Beck in hohem Maße. Seine zahlreichen Blätter aus den Kriegen 1864, 66, 70 und 71 werden für alle Zeiten interessant bleiben.

Seit Jahren ruht er nun schon im kühlen Grabe, in seiner geliebten heimatlichen Schweiz; sächsische Offiziere haben ihm in anerkennenswerter Pietät einen würdigen Grabstein gewidmet und damit dem Andenken an den braven Künstler und Menschen einen sichtbaren Ausdruck gegeben. Die Ehrenbezeugung, die er im Leben aufs peinlichste vermied, ist ihm im Tode geworden.

Mit dem Oktober wurden die Verhältnisse schon ein wenig unbehaglicher für uns, die Rotweinquellen versiegten, das frische Gemüse nahm ein Ende und bei den kalten Nächten gewährten die Quartiere nicht hinreichenden Schutz. Die Dörfer waren so dicht mit Truppen belegt, daß die von Vorposten kommenden Abteilungen immer nur in den Räumen untergebracht werden konnten, welche die Ablösung verlassen hatte, was einen immerwährenden Wechsel der Quartiere bedingte. Es hätte also gar nichts genützt, sich ein Quartier einzurichten, man schlief nur einige Nächte dort und mußte es dann anderen überlassen. Niemand konnte ein Interesse für ein etwa vorhandenes Stück Möbel haben, und an der Erhaltung und Reinlichkeit der Räume hatte erst recht keiner ein solches.

Oft habe ich die Ansicht aussprechen hören, es hätte im Interesse der französischen Landleute gelegen, wenn diese ihre Heimstätten nicht verlassen hätten; für manche Fälle mag das zutreffen, aber für die Dörfer in der Umgebung von Paris schon deshalb nicht, weil einfach kein Platz für die Leute vorhanden gewesen wäre, ganz abgesehen von steter Gefahr und der Unmöglichkeit, sich Nahrung zu verschaffen.

Große Schwierigkeiten machte bald die Beschaffung von Brennmaterial zum Kochen und später zum Heizen. Die Bäume und das Strauchwerk der Gärten waren grün und brannten nicht, es mußten also Stallthüren, Verschlagbretter, Gartenstühle u. s. w. genommen werden, und als das verschwunden war, griff man die Rahmen der Thüren, die Treppen und die Möbel an. Ich entsinne mich, daß wir einst in einem Hause einen reich mit Metall beschlagenen Rokokoschrank vorfanden, ein wahres Prachtexemplar seiner Gattung, so schön und kunstvoll, daß ein Liebhaber hohe Summen dafür gegeben haben würde. Er war bisher verschont geblieben, und auch wir versuchten dies. Bei näherer Besichtigung der Räume fanden wir aber, daß Brennbares nicht mehr vorhanden war. Fenster- und Thürverkleidungen,

Jalousien, Treppenstufen waren schon fort und von unseren Nachbarn war nichts zu bekommen. Also mußte der Schrank in Betracht gezogen werden. Pietätvoll nahmen wir zunächst nur die Hinterwände der Schubladen und wollten das Kunstwerk äußerlich intakt erhalten; es war doch keiner so roh, daß er gleich mit Hirschfänger und Beil an das Ganze gegangen wäre, aber es nützte doch auf die Dauer nichts. Unsere Nachfolger waren weniger empfindsam, denn als wir einige Tage darauf beim Quartierwechsel wieder die Räume bezogen, war der schöne Schrank verschwunden.

Unsere Vorpostenstellung war während dieser Zeit eine große Mühle bei dem Dorfe Dugny, von welcher aus Feldwachen vorgeschoben wurden. Letztere durften sich am Tage indes nicht sehr bemerklich machen, weil die Franzosen nach jedem einzelnen Mann schossen, der sich etwa sehen ließ. Eine Wache, die besonders gefahrvoll war, nannte man scherzhaft die „Bauchwache", weil die Leute gezwungen waren, dort fortwährend still zu liegen.

Das Mühlengebäude selbst hatte eine ganze Anzahl Stockwerke übereinander, die in Friedenszeiten als Kornböden benützt wurden, und bot bei seiner bedeutenden Höhe von oben herab einen weiten Ueberblick, namentlich über Saint-Denis und seine Befestigungen. Hier wurde nun ein Observationsposten eingerichtet, den ich mehreremale versehen habe. Im Morgengrauen stieg man hinauf und mit Dunkelwerden kam man herunter. Das ununterbrochene Beobachten spannte zwar ein wenig ab, das Einsamsein da oben war auch langweilig, aber dennoch habe ich manche interessante Stunde dort verlebt. Mit einem guten Fernglase versehen, konnte ich einen großen Teil von Paris und seiner Umgebung übersehen und stundenlang ungestört beobachten. Bei hellem Wetter sah man sogar das Schloß Saint-Cloud und die südlich gelegenen Forts. Im Vordergrunde waren die Werke von Saint-Denis so nahe, daß man jeden einzelnen Soldaten auf den Wällen beobachten, jedes Hornsignal und jeden Trommelschlag hören konnte. Häufig standen Gruppen von Offizieren auf den Mauern und richteten ihre Gläser auf die Stellung der Deutschen, es war einem, als müsse man sie hören können, wenn man ihre lebhaften Gestikulationen sah. An schönen Tagen sah man auch nicht selten Damen in der Gesellschaft erscheinen oder in Equipagen langsam vorüberfahren.

Noch war ja nicht der rechte Ernst in die Situation gekommen, noch sah man täglich hunderte von Bauern auf den Feldern vor unserer Stellung, um Früchte einzuheimsen, und dieselben unbekümmert fortschaffen, aber von Tag

zu Tag änderte sich die Lage. Die Franzosen, die wohl in der ersten Zeit ihre Forts nicht ausreichend mit Geschützen versehen hatten, fingen lebhafter an zu feuern und unsrerseits wurde diese Unhöflichkeit mit strengen Maßregeln zunächst gegen die in den Feldern sich zeigenden Leute erwidert. Es sollte auf alles geschossen werden, was sich bemerklich machte, lautete der Befehl.

Das half, wenngleich die Blaukittel in den Kohlfeldern es in den ersten Tagen gar nicht glauben zu wollen schienen, daß man auch gegen sie rücksichtslos vorgehen wolle. Eines schönen Tages spielte sich infolge dessen eine Scene ab, die mir ihres dramatischen Schlusses wegen unvergeßlich geblieben ist.

Von meinem hohen Standpunkt auf der Mühle herab bemerkte ich in den Vormittagsstunden einen schweren zweirädrigen Karren, von einem Schimmel gezogen, langsam, aber stetig im Ackerfelde auf uns zukommen, während ein Mann und ein Knabe beschäftigt waren, Kohlköpfe auszureißen und auf den Wagen zu werfen.

Die äußersten Posten hatten das Fuhrwerk schon bemerkt und warteten mit gespannten Büchsen das Näherkommen desselben ab. Ein, zwei Schüsse, die dem Bauern um die Ohren pfiffen, beachtete derselbe nicht und hastete ruhig weiter. Der dritte Schuß mußte eingeschlagen haben, denn nun wollte

er schleunigst umkehren, aber in demselben Augenblicke brach der Schimmel zusammen und sank sterbend in die Kniee, den Wagen mit nach vorn herunterziehend, während der Bauer in Todesangst so schnell wie möglich in den Furchen davonkroch. Von dem Jungen sah ich nichts wieder, nahm aber an, daß er es ebenso gemacht habe und glücklich davon gekommen sei!

Stunden waren vergangen, es wollte Abend werden und der tote Schimmel und das stumme Gefährt in dem Felde wurden fast nicht mehr beachtet, als ich mit einemmale den Franzosen wieder auftauchen sah. Der Mann kam hastig dahergegangen, als gäbe es keine Gefahr, stürzte auf die Stelle zu, wo das Pferd und der Wagen lagen, und raffte etwas Schweres auf, das ich bald als den Körper des Knaben erkannte. Ob er tot oder nur verwundet gewesen, erkannte ich nicht; der Mann warf den Körper über die Schulter und kehrte um. Geschossen hat niemand mehr, und keiner von den wenigen, die den Vorgang miterlebten, wird ihm wohl ohne Erschütterung zugesehen haben.

Die Felder vor unserer Vorpostenkette wurden nun wohl leer, die großen Flächen von Blumenkohl und anderen Früchten konnten in Ruhe verfaulen, aber um so lebhafter wurde von den Wällen geschossen. Namentlich schoß man viel um diejenige Zeit, von welcher man wußte oder vermutete, daß die Vorposten abgelöst wurden. Es wurde deshalb mehrfach in der Zeit gewechselt und beim Ablösen die größte Ruhe empfohlen.

Als wir eines Morgens früh zum Ablösen marschirten und einen engen Hohlweg passirten, sauste plötzlich mit unheimlichem Gezisch ein Riesengeschoß in der ganzen Länge der Compagnie ganz nahe über unseren Köpfen dahin. Fast alle stürzten nieder, man hätte glauben können, das Ungeheuer habe alles zerrissen, aber es war nur der Luftdruck und die natürliche Angst, die uns hingeworfen hatte; man rappelte sich wieder auf und lachte über den Schrecken.

Am Tage herrschte auf dem Felde, so weit das Auge reichte, die größte Ruhe, und wenn ein Fremdling urplötzlich in die Gegend versetzt worden wäre, er hätte nicht ahnen können, daß er sich inmitten einer Belagerungsarmee befinde, zwischen der Millionenstadt und den hunderttausend Deutschen, die davor lagen, wenn ihn nicht ab und zu ein Kanonenschuß daran erinnert hätte. Nirgends sah man ein lebendes Wesen, die goldene Herbstsonne beschien ein ausgestorbenes Land.

Mit dem Dunkelwerden veränderte sich dann plötzlich die Scenerie, überall tauchten kriegerische Gestalten auf und eine dichte Postenkette schloß

den Riesenring von sechzehn Meilen um das große Paris. Von den Wällen der Forts streiften elektrische Lichter durch die Landschaft, Raketen stiegen auf und als Effektstücke sausten Granaten durch die stille Luft, um entweder klatschend in die feuchte Erde zu fahren, oder Gebäude und Mauern in Trümmer zu legen. — Zuweilen war es ein geradezu prächtiges Schauspiel, hätte es nur nicht so lange gedauert. Die Nachtzeit war deshalb auch keine Ruhezeit, denn selbst im entfernten Quartier hörte man das Donnern und fühlte den Erdboden erzittern. So war es in Arnouville und ebenso auf einem Bahnhofe bei Goneſſe, wo wir eine Zeit lang lagen.

Mehr noch als ein leeres Dorf erzählte ein solcher leerer Bahnhof von der Trostlosigkeit des Krieges. Die sonst ausschließlich dem Verkehr gewidmeten Räume standen leer, die Telegraphendrähte hingen zerfetzt in wilden Ringeln an den Stangen herab. Keine Signalpfeife ertönte und keine Glocke läutete. Wo sonst wohl Scharen von Sonntagszüglern und Landleuten aus und ein gingen, hörte man nur den einsamen Schritt einer Schildwache und das Sausen des Windes in der öden Halle. — Ab und zu kam freilich ein Zug an, aber er brachte keine Menschen mit, sondern Munition und Proviant. Als ich eines Tags einen solchen anfahren sah, stand auf dem Tender ein elegant gekleideter alter Herr neben dem Maschinisten und hinter

ihm saß ein Infanterist mit dem Gewehr im Arm. Der Mann hatte keine Kopfbedeckung und war, durch Rauch, Wind und Wetter mitgenommen, in einem bedauernswerten Zustande; es war einer jener Geiseln, die man mitnehmen mußte, um einigen Schutz gegen die verbrecherischen Unthaten des fanatischen Volkes zu haben. — Wie viel Menschenleben und wie viel Elend wären den Franzosen in diesem Kriege erspart geblieben, wenn die Masse des Volkes nicht immer und immer wieder zu tückischen Angriffen auf einzelne Deutsche, zu Ueberfällen und Verbrechen aller Art aufgehetzt worden wäre!

Fast sechs Wochen lang lagen wir nun vor Paris, ohne daß ein größeres Ereignis eine wesentliche Veränderung hervorgebracht hätte. Ab und zu erhielten wir durch einen Corpsbefehl, der beim Appell verlesen wurde, Nachricht von dem Gang der kriegerischen Ereignisse, wir erfuhren die Kapitulationen von Straßburg und Metz, einer oder der andere bekam auch wohl einmal eine Zeitung, aus der wir Näheres erfuhren, im Uebrigen aber lebten wir in der festen Zuversicht, daß Paris in ganz kurzer Zeit seine Thore öffnen werde und wir dann sofort nach Hause führen.

Aus diesen Träumereien wurden wir gegen Ende Oktober gewaltsam herausgerissen.

Das Dorf le Bourget, das im wesentlichen aus einer auf Paris gerichteten breiten Straße besteht, von welcher nur wenige und kurze Querstraßen abgehen, war von uns wohl besetzt, aber bei der Nähe des Forts Aubervilliers und der Werke von Saint-Denis nur mit einer schwachen Abteilung. Man wollte die Leute nicht unnütz dem Feuer der großen Geschütze aussetzen und traute auch den Franzosen nicht zu, daß sie des Dorfes wegen große Anstrengungen machen würden.

Das war ein Irrtum. Eines Tages gegen Ende Oktober rückten plötzlich mehrere Bataillone von Saint-Denis heran, vertrieben im Umsehen

eine im Dorfe befindliche Compagnie Alexandergrenadiere und setzten sich darin fest.

Das war ein unangenehmes Ereignis! Das Dorf, dessen strategischen Wert man wohl unterschätzt hatte, konnte den Franzosen nicht gelassen werden, durch seine dominirende Lage hätte es unsere Vorpostenstellung in weitem Kreise so gefährdet, daß eine Rückverlegung und Erweiterung der Stellung jedenfalls notwendig geworden wäre. Hiezu kam, daß es ein gewisser Makel für die Garden gewesen wäre, wenn sie sich ungeahndet ein Dorf hätten nehmen lassen, man mußte also dessen Wiedereinnahme so schnell wie möglich betreiben. Jeder Tag Versäumnis vergrößerte die Schwierigkeiten, da die Franzosen es bekanntlich vortrefflich verstehen, ihre Stellungen schnell zur Verteidigung einzurichten. Auch hier waren sie sofort daran gegangen und hatten mit fieberhafter Thätigkeit Barrikaden gebaut, Schießscharten geschlagen und alles zur Verteidigung in stand gesetzt, so daß ein nächtlicherweile durch ein Bataillon des Alexanderregiments unternommener Ueberrumpelungsversuch vollständig fehlschlug.

Nun wurde Ernst gemacht, die Division erhielt den Befehl, das Dorf unter allen Umständen wieder zu nehmen. Was nicht schon auf Vorposten sich befand, stand demzufolge am frühen Morgen des 30. Oktober kampfbereit da. Der Zufall hat es gewollt, daß unsere, die dritte, Compagnie ganz in der Nähe von le Bourget bei der schon erwähnten Mühle auf Vorposten lag und ich wieder den hochgelegenen Beobachtungsposten zu versehen hatte. Wie aus der Vogelperspektive bin ich Zeuge dieses interessanten Kampfes gewesen, vom ersten Augenblicke des Beginnens bis zum letzten Flintenschuß.

Schon am Abend vorher waren wir auf Feldwache Befindlichen über die kommenden Ereignisse unterrichtet und uns verdoppelte Aufmerksamkeit auf alle Vorgänge vor unserer Stellung empfohlen worden; überdies merkten wir schon an dem tagelangen heftigen Feuer gegen dieselbe, daß etwas Besonderes im Werk sei. Die schweren Geschosse schlugen häufig in unmittelbarer Nähe ein, und als ich am andern Morgen meinen Posten beziehen wollte, fand ich an mehreren Stellen die Treppe zertrümmert und die Wände durchlöchert.

Eine Viertelstunde vor mir lag le Bourget, noch war der Tag nicht ganz hereingebrochen, aber doch konnte man in und vor dem Dorfe ein bienenschwarmartiges Leben beobachten. Die an der Außenseite befindlichen französischen Wachen waren im Begriff, sich den Morgenkaffee zu kochen,

Leute kamen mit ausgehobenen Thüren und Fensterläden, um das Feuer zu erhalten. Da es kühl war, so hatten die meisten ihre grauen Decken umgehangen oder auch wohl über den Kopf gezogen und suchten sich durch Umherspringen zu erwärmen. Deutlich konnte ich sehen, wie ein Mann zur Belustigung der anderen das Lagerstroh entzündete und sonst allerlei Scherze getrieben wurden. — Auf dem Wege von Saint-Denis nach le Bourget marschirten Truppen und ritten Offiziere und Ordonnanzen hin und her, aber alles ohne Erregung, man schien gar nicht zu ahnen, daß ein Angriff erfolgen könne.

Etwa um sieben ein halb Uhr bemerkte ich eine von Paris kommende Wagenkolonne, es waren Proviantwagen, von denen einige gleich um das Dorf herumfuhren, die außen stehenden Wachen zu versorgen. Man warf die Brote vom Wagen unter die Leute und war im besten Verteilen, als mit einemmale die Situation sich veränderte! — —

Mit dem Schlage acht Uhr (das ist bildlich gesagt, denn Uhren schlugen damals in den Dörfern vor Paris nicht) dröhnt vom Osten, von unseren Feldbatterien, ein Kanonenschuß herüber und saust prasselnd in das Dorf hinein. Ein zweiter, ein dritter und bald folgt Schuß auf Schuß. Mit begreiflicher Spannung sah ich auf die Franzosen; die preußischen Granaten schienen ihnen unerwartet zu kommen, in wilder Hast wurden die Decken herabgerissen und alles stürzte an die Gewehre, um sich in das Dorf zu begeben.

Unsere Kanoniere setzten unterdessen ihre Arbeit rastlos fort, aber es wollte doch nicht so schnell zu einem vielleicht erwarteten Brande in dem Dorfe kommen. Die Häuser und Stallgebäude waren durchweg massiv

und nicht so leicht zum Brennen zu bringen, erst nach geraumer Zeit stiegen einzelne schwarze Rauchwolken auf.

Inzwischen hatte sich unsere Infanterie zum Angriff formirt und drang von drei Seiten auf das Dorf ein. Von Dugny ging das Regiment Kaiser Franz wie auf dem Exerzierplatze vor, ausgeschwärmte Linien voran und geschlossene Kolonnen dahinter. Hie und da fiel ein Mann in der Schützenkette, aber unaufhaltsam ging es vorwärts, ohne daß viel geschossen wurde.

Das Regiment Elisabeth drang auf der breiten Straße vor, während die Regimenter Augusta und Alexander mit unseren drei Schützencompagnien von jenseits vorrückten. Von letzteren konnte ich nichts sehen, dagegen die Elisabethgrenadiere bei ihrem Vorgehen beobachten.

Es mußte ein erbitterter Kampf sein, man hörte es an dem unaufhörlichen Flintenfeuer, wenn auch die Einzelheiten der Entfernung wegen nicht beobachtet werden konnten. Stundenlang hat es in dem Dorfe hin und her gewogt, Haus für Haus genommen werden müssen, ehe die verzweifelt kämpfenden Franzosen an den Abzug dachten.

Von Zeit zu Zeit trug eine Schallwelle etwas von dem tosenden Lärm im Innern des Ortes zu mir herüber, während ich mich vergeblich bemühte, mit dem Fernglase irgend etwas Bestimmtes davon zwischen den Dächern des anscheinend friedlich daliegenden Dorfes zu erspähen. Wir hätten wie im stillsten Frieden dicht neben dem Kampfe gelegen, wenn nicht die Forts uns ab und zu mit einer Granate begrüßt hätten.

Schon um zehn Uhr konnte man aber auf den von le Bourget nach Paris und Saint-Denis führenden Straßen lebhaften Truppenverkehr bemerken. Flüchtende Abteilungen kamen heraus und frische Bataillone rückten heran, Offiziere galoppirten hin und her und zahlreiche Transportwagen für Verwundete kamen herbeigefahren. Es war bald nicht mehr zu verkennen, daß die Unsrigen wieder im Besitze des Dorfes waren, denn immer größere Massen von flüchtigen Franzosen strömten aus demselben heraus und lange Züge ebensolcher als Gefangene wurden nach Norden aus dem Dorfe herausgeführt. Die Franzgrenadiere brachten auch einzelne nach unserer Seite heraus, und deutlich konnte ich sehen, wie ein langer Grenadier mit einem kleinen Franzosen daher kam, dem er die innere Einrichtung des Zündnadelgewehrs handgreiflich auseinanderzusetzen suchte, und dabei harmlos und friedlich mit jenem verkehrte, als wären sie zwei alte Bekannte.

Um ein Uhr mittags war der Kampf beendet und der letzte Franzose

aus dem Dorfe heraus. Bald hörten wir auch Einzelheiten aus dem Kampfe; wie der Brigadekommandeur Graf Canitz als einer der ersten die große Steinbarrikade am Nordeingange übersprungen habe, wie gleich darauf der alte Budritzky sich mit der Fahne des Elisabethregiments hätte hinüber heben lassen, wie namentlich auch die Pioniere überall mit vorgegangen seien und Bresche in die Mauern gelegt und Durchgänge durch die Hauswände geschlagen haben. Alle Abteilungen hatten gewetteifert, nirgends war ein Stocken oder Zurückgehen bemerklich gewesen und die Offiziere waren immer voran. Besonders hatten sich auch einige Unteroffiziere vom Franzregiment bei der Einnahme der Dorfkirche, in welche sich viele Franzosen geflüchtet hatten, ausgezeichnet. Sie waren mit Leitern zu den Altarfenstern hinaufgeklettert, hatten die Fenster mit den Kolben eingeschlagen und dann durch

ihr Feuer die Franzosen gezwungen, sich zu ergeben: ein seltsam dämonischer Kampf an geweihter Stätte.

Freilich waren auch herbe Verluste zu beklagen, fünfhundert Mann von der Division tot und verwundet, darunter auch eine erhebliche Anzahl der Unsern. Dem ohnehin kleinen Offiziercorps des Bataillons waren wieder vier Angehörige entrissen, der erst jüngst zum Lieutenant ernannte von Haugwitz, der seinerzeit das erste eiserne Kreuz erhalten hatte, und der ebenso jugendliche, wie liebenswürdige von Reclam waren tot, der Graf Keller und der Lieutenant von Arnim schwer verwundet. Dem letzteren mußte der Arm abgenommen werden, zuweilen sehe ich noch heute den hübschen Offizier und gedenke dann der Tage von damals.

Die beiden toten jungen Helden sollten nach dem Vaterlande überführt werden, in schlichten Särgen wurden sie daher auf einem bekränzten Bauernwagen fortgefahren, um in Meaux auf der Eisenbahn weiter transportirt zu werden. Wehmütig sah mancher dem Zuge nach, folgte ihm im Geiste bis zur Heimat und kehrte dann wieder in das wüste Dorf zurück. Viele von den gefallenen Schützen waren erst vor wenigen Tagen aus der Heimat zurückgekehrt, wo sie von den Wunden des 18. August genesen, ohne zu ahnen, daß ihrem Leben so schnell ein Ziel gesetzt würde.

Grimmige Wut schien die Franzosen über die Niederlage erfaßt zu haben. Als unsere Compagnie am Abend zur Verstärkung der Besatzung in das wiedereroberte Dorf, also von Wache auf Wache zog, war es eine Zeit lang ganz unmöglich, auf der breiten Dorfstraße fortzukommen. Schlag auf Schlag fuhren riesige Geschosse auf das Pflaster und in die Häuser, alles in Trümmer reißend und den Erdboden erbeben machend. Mehrfach konnte ich sehen, wie Fensterläden in den oberen Stockwerken allein durch die Erschütterung herabfielen. Stundenlang mußten wir in einem geschützten Seitengäßchen stehen und konnten dann erst auf unsere Posten ziehen, aber einzeln und in großen Abständen.

Tagelang noch dauerte das heftige Feuer der Forts, trotzdem wurden verhältnismäßig wenige Leute davon verwundet, hauptsächlich zerstörten die Franzosen ihr eigenes Dorf, so weit es noch nicht geschehen war.

Seit dieser Zeit wurde immer mit größter Vorsicht auf Vorposten gezogen. Gewöhnlich trat man nachmittags um vier Uhr in dem betreffenden Kantonnement an, und vor sechs Uhr befanden wir uns dann etwa zweitausend Schritte vor le Bourget. Dort machte die Compagnie Halt und zu zwei und zwei Mann mit vierzig Schritt Distanz ging es in das Dorf

hinein, aber nicht die breite Dorfstraße entlang, sondern durch Gehöfte, Gärten und möglichst gedeckte Wege. Jeder wußte im voraus seinen Platz, so daß kein Kommando und kein Lärm nötig war.

Da unserem Bataillon von nun an ausschließlich die Bewachung des südlichen Ausgangs von le Bourget nach Paris zu übertragen war, so hatten wir stets dasselbe Wachlokal, einen Keller im letzten Hause. In diesem finstern, jämmerlichen Raume haben wir denn gar manche liebe Stunde zugebracht und auf dem darin befindlichen, zu Müll und Asche zerdrückten Stroh geschlafen. Wenn man die schmale Steintreppe heruntergestiegen war, konnte man nur vorsichtig gehen, weil man sonst leicht auf einen Schlafenden getreten wäre; zwar brannte gewöhnlich in dem Raume ein elendes Talglicht, das in einer Weinflasche steckte, aber der Tabaksqualm und alle anderen erdenkbaren Dünste ließen das Licht kaum erkennen. Dennoch schliefen die meisten fest und träumten auf ihren blechernen Kopfkissen, den Kochgeschirren, von ihren Lieben in der Heimat und baldiger fröhlicher Rückkehr.

Unsere Offiziere hatten es nicht viel besser, sie saßen in einem kleinen Vorkeller nach dem Hofe zu, von wo aus wir eine notdürftige Treppe aus Steinen und Brettern selbst hergestellt hatten, aber sie hatten doch einen Tisch und konnten sich eher eine Flasche Wein gestatten als wir.

So elend der Raum war, wir fühlten uns doch einigermaßen sicher darin, bis wir eines Tags auch darüber eines andern belehrt wurden. Der obere Teil des Hauses war schon nach allen Richtungen hin durchlöchert, keine Thür, kein Fenster war mehr ganz, es steckten auch mehrere nicht krepirte Granaten in den Wandecken der oberen Räume, aber bis in den Keller war noch kein Geschoß gedrungen. Da — eines Tags, als die zweite Compagnie auf Wache war, schlug ein solches Ungeheuer dicht über dem Erdboden durch die Grundmauer bis in den Keller. Es war eine heillose Verwirrung in dem dicht besetzten Raume, aber das Geschoß war glücklicherweise unter der steinernen Treppe krepirt und hatte wenig Schaden angerichtet. Sichtbar hatte dabei Gottes Hand über dem Lazaretgehilfen gewaltet, der in dem Winkel der Treppe seine ständige Lagerstätte hatte; kurz vorher war er gerufen worden, um einem Ulanen eine Wunde am Ohr zu verbinden, und dem Rufe nur mürrisch gefolgt, aber demütig und dankbar wird er wohl zurückgekehrt sein.

Um weiterem Unglück vorzubeugen, wurden nun mächtige Barrikaden aus Stein gebaut und im Garten ein sicheres Loch gegraben, wo wir unsere Erbswurst kochen konnten, denn Erbswurst blieb der ständige Inhalt unserer Speisenkarte. Frisch war sie ganz gut, aber manchmal auch durch monatelanges Lagern in den Depots verdorben, so daß wir sie beim Kochen durch Ueberschäumen erst von dem verdorbenen Fett reinigen mußten.

Als Getränk hatten wir nur Kaffee und sogenannten Cognac, die Rotweinquellen waren längst versiegt. Den ersteren bekamen wir auch in ausreichenden Quantitäten, nur mit der Qualität sah es meistens trübe aus. Um einen erträglichen Kaffee zu erzielen, mußten wir große Mengen mit einer alten Weinflasche zermalmen, denn auch er hatte durch das lange Lagern in gebranntem Zustande allen Duft verloren. An Milch und Weißbrot war selbstverständlich nicht zu denken, erstere entsinne ich mich nicht, während der ganzen Belagerung je gesehen zu haben.

Dabei wurde der Dienst immer anstrengender, die Wachen immer beschwerlicher. Der November brachte uns rauhes Wetter und kalte, lange Nächte; unsere Uniformen waren zum Teil schon in recht schlechtem Zustande. Um uns nur einigermaßen zu erwärmen, hatten wir alle wollene Decken; wer sie sich nicht selbst irgendwo besorgt hatte, bekam eine von denen, welche die Franzosen am 30. Oktober in Masse zurückgelassen hatten. Die Decke vergaß man niemals mit in den Dienst zu nehmen, denn vor Kälte nicht schlafen zu können, ist doch nicht angenehm. Jeder sorgte, so gut er konnte,

seine Uniformstücke zu ergänzen, Shawls, Jagdstrümpfe und Gamaschen in allen Farben wurden angezogen, selbst unser Hauptmann trug auf Feldwache eine gehäkelte Wollmütze mit Ohrenklappen. Wir sahen nicht sehr vorschriftsmäßig, aber doch kriegerisch aus!

Bei dem häufigen Wechsel der Kantonnements nahm jeder, was er im alten Quartier als brauchbar vorgefunden hatte, mit, so daß diese Märsche sich gewöhnlich zu einer Art Umzug gestalteten.

Der Bagagewagen der Compagnie war mit Matrazen, alten Polstermöbeln und sonstigen Geräten gefüllt. Die Leute schleppten zuweilen große Kessel mit, weil es sich in ihnen bequemer kochen ließ als in den gelieferten Kochgeschirren, so daß die Hausgeräte der Dorfbewohner vor Paris damals gründlich durcheinander geschüttelt worden sind.

Eine der segensreichsten Einrichtungen der Armee war die vorzüglich eingerichtete Feldpost. Trotz der schwierigen Verhältnisse ist wohl selten eine Stockung, noch seltener sind Verluste vorgekommen. Dabei wurde ungeheuerlich viel geschrieben, kein Feldpostillon konnte an einer Compagnie vorüber reiten, ohne einen Pack Briefe und Karten mitnehmen zu müssen, und bei jedem Appell hatte der Feldwebel wieder Berge von Briefen zu verteilen.

Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß dieser rege Verkehr mit der Heimat viel dazu beitrug, die Leute bei guter Stimmung zu erhalten. Man vergaß die eigene beschwerdenvolle Lage leichter, wenn man von der gehobenen Stimmung und dem Siegesjubel in der Heimat las, und der einzelne wurde dadurch angefeuert, auch seinerseits auszuharren und zu dem großen Erfolge mit beizutragen. Der Feldzug der Preußen gegen Frankreich im Jahre 1792

wäre wahrscheinlich nicht so schmählich verlaufen, hätte man schon damals solche Einrichtungen durchführen können.

Pakete konnten leider nicht befördert werden, nur von der Mitte des Dezember an wurde es in beschränktem Maße gestattet. So konnten z. B. sechs Cigarren in einem Couvert oder Kästchen an uns abgesandt werden, was unsere bis dahin jämmerlichen Rauchverhältnisse wesentlich verbesserte. Ab und zu wurden auch Cigarren verteilt, die den schönen Namen Liebescigarren führten, aber dermaßen mit Unrecht, daß sich bald selbst unter den festesten Rauchern eine Scheu entwickelte, an diese Glimmstengel heranzugehen.

Mit der zunehmenden Kälte wurde die Frage der Brennmaterialien immer drückender; denn da jeder sich bisher auf eigene Faust versorgt hatte, so waren die Häuser zum Teil in einem Zustande, der es unmöglich machte, noch darin zu hausen. Treppen, Thüren, Fensterbekleidungen waren längst fort, man griff zu den Fußböden, Balkenlagen und Dachsparren. Da mußte endlich eingeschritten werden, und unser Kommandeur that das in der Weise, daß er in dem Dorfe einfach ein Haus, so weit Holz daran war, zum Verbrennen bestimmte. Mein Zug verschaffte sich bei einer solchen Gelegenheit einen der großen Tragebalken, der nur den einen Uebelstand an sich hatte, daß man ihn mit Mühe in unsere Behausung hineinzwängen konnte, mit einem Beile war dem Ungetüm nicht recht beizukommen und eine Säge war nicht aufzutreiben; aber die Not ist bekanntlich die beste Lehrmeisterin. Nicht daß wir die Frage unserer Feuerung gerade am glücklichsten gelöst hätten, das wäre zu viel gesagt, aber gelöst wurde sie. Der Balken konnte glücklicherweise so gelegt werden, daß das eine Ende bis unter den Kamin reichte, während das andere noch lang auf der Straße lag, dann wurde Feuer angemacht und beim jeweiligen Abbrennen durch „alle Mann anfassen" etwas nachgeschoben. Freilich war der Eintritt ins Haus nicht sehr bequem, auch die Vorübergehenden hatten einen Umweg zu machen, aber das störte keineswegs die Gemütlichkeit und Straßenordnungen gab es ja nicht. Wir hatten für einige Tage Feuer, konnten unsere Kleider trocknen und uns wenigstens an einer Seite immer wärmen.

Ueber die Kaminverhältnisse haben wir damals die eingehendsten Studien gemacht, sie sind ja sehr häufig schöne Möbel und schmücken ein Zimmer mehr als ein Ofen, aber für strenge Winter wie der von 1870—71 reichen sie auch in dem sonnigen Frankreich nicht aus. Sie verbrauchen ungleich mehr Brennmaterial als ein Ofen und gestatten dennoch nur eine einseitige

Erwärmung, vorausgesetzt, daß man sich in die unmittelbare Nähe des Kamins setzt. Als wir nach Frankreich kamen, fiel es mir wie vielen anderen auf, daß die alten Weiber besonders braun, runzlich und verschrumpft aussahen; haben uns das aber bald erklären können, als wir sie stundenlang vor den Kaminen sitzen und in den Feuerschein hineinstarren sahen.

Bekanntlich benützt man den obern Rand des Kamins als Standort für die sogenannten Pendulen und mancherlei Nippsachen, von denen nach Angaben der Franzosen viele von den Deutschen gestohlen worden sein sollten. Es mag sein, daß welche gestohlen wurden, aber durch Soldaten, die unter den Waffen standen, ist es jedenfalls nicht geschehen. In den vielen Dörfern, die ich vor Paris gesehen habe, ist uns kaum eine Uhr zu Gesicht gekommen, die Bauern hatten ja alles Wertvolle mit fortgenommen, ferner wüßte ich nicht, wie ein Soldat, der mit seinen Effekten ganz auf seinen Tornister und Brotbeutel angewiesen ist, eine Pendule oder sonst ein größeres Wertstück hätte fortschaffen sollen.

Paris, das in seiner für uns erkennbaren Außenseite bis dahin immer noch eine gewisse Keckheit und Frivolität zur Schau getragen hatte, nahm nun auch mehr und mehr einen düstern, ernsten Charakter an. Die Kohlenvorräte der Gasanstalten mußten zu Ende gegangen sein, denn eines Abends fehlte der sonst deutlich erkennbare Lichtschein über der Stadt. Das Herz der Welt war in tiefes Dunkel gehüllt. Auch der Mangel an Nahrungsmitteln mußte sich schon fühlbar machen, denn häufig kamen Leute zu den Vorposten, die heraus wollten, was natürlich nicht gestattet wurde. Ein Blusenmann, der sich eines Tages bei uns einfand, bat unter vielen Thränen, ihn doch hinaus zu lassen; er hoffte um so mehr darauf, als er sich in sehr gebrochenem Deutsch auf seine elsäßische Herkunft berief. Aber es half alles nichts, er mußte wieder umkehren, bekam aber zum Trost so viel Hammelfleisch von uns mit auf den Weg, als wir entbehren konnten. Als wir ihm vor unserer Linie die Binde von den Augen nahmen, wollte er immer wieder umkehren und konnte nur mit Gewalt gezwungen werden, den Weg nach Paris anzutreten.

Mehr Glück hatten die wenigen Pariser, die mit den Luftballons die Reise aus der Stadt antraten; wir haben oft nach denselben geschossen und wahre Jagden angestellt, aber keinen ganz zu Fall gebracht. Nur einmal sank ein solches Ungetüm in der Entfernung von etwa einer Viertelstunde vor uns nieder, schon galoppirten einzelne Ulanen darauf zu und auch wir machten uns auf die Beine, aber mit einemmale erhob sich der Ballon wieder

und zog nach Nordosten weiter. Der Tag und die Richtung der Abfahrt stimmen ganz genau mit der Abfahrt Gambettas aus Paris überein, es ist sehr wahrscheinlich, daß sich der berühmte Diktator in dem Ballon befunden hat, nur schade dann, daß er uns entgangen ist, das wäre so ein Fang für die Gardeschützen gewesen!

Bei den Ausfällen der Pariser Feldarmee gegen unsere Nachbarn, die Sachsen und Würtemberger, waren wir nur indirekt beteiligt gewesen, wir waren nach links zur Reserve herangezogen, aber immer bald wieder in unsere Stellung zurückgekehrt. Im Dezember aber bereitete sich auch für uns wieder ein ernster Tag vor.

Wieder war es le Bourget, das die Franzosen als Angriffsobjekt wählten, war es nun, daß sie den 30. Oktober wieder ausmerzen wollten, oder daß man wirklich glaubte, von hier aus hinaus und zur französischen Nordarmee kommen zu können.

Tagelang vorher schon lag eine schwüle Atmosphäre über den Verhältnissen, die Pariser Ringbahn rollte ununterbrochen innerhalb der Stadtumwallung: ein sicheres Zeichen, daß größere Truppenmassen befördert wurden, große Abteilungen bewegten sich hinter den Forts und namentlich an dem grimmigen Schießen der letzteren hatte man bestimmte Anhaltspunkte, daß es in den nächsten Tagen wieder etwas Größeres geben würde. Als ich am Abend des 20. Dezember in dem dunklen Dorfe die Behausung des Feldwebels aufsuchte, war auch schon ein Befehl für einen am andern Morgen zu erwartenden Kampf vorhanden.

Man legt sich doch mit eigenartigen Gedanken nieder, wenn man die Gewißheit hat, andern Morgens in das wilde Kampfgetümmel hinaus zu müssen. Wird es morgen zu Ende sein, oder kannst du dich am Abend wieder mit gesunden Gliedern auf das Stroh niederlegen? Nie denkt man mehr an die Seinen und an die Heimat als in solchen Stunden. Im Vaterlande, im Hause unserer Lieben bereitete man sich um diese Zeit zum fröhlichsten und schönsten aller Feste, der Weihnacht, vor, man schmückte die strahlenden Christbäume, saß behaglich im traulichen Stübchen und sang das: „Stille Nacht, heilige Nacht", während wir in verwüsteten, dunklen Räumen auf Resten eines ehemaligen Strohlagers hausten und auf die Kanonenschläge horchten, die immer dichter und heftiger herüber rollten und den Boden erschüttern machten, auf dem wir schliefen. Um das Kaminfeuer kümmert sich keiner mehr, in jeder Minute kann ja das Signalhorn durch die Nacht ertönen, dann müssen

wir aufſpringen und in die dunkle Nacht hinein, ohne zu wiſſen, ob wir je zurückkehren.

Lange hatten wir ſo gewacht und nur wenige Stunden geſchlafen, als uns im Morgengrauen des 21. Dezember die Signaltöne weckten. An Kaffeetrinken, Waſchen und ſonſtige Herrlichkeiten war natürlich nicht zu denken, wir traten an und wenige Minuten ſpäter ſchon war auch das Bataillon auf dem Marſche. Mit dem Tagesanbruch kehrt auch die alte Luſt zur Sache wieder, das Gemüt wird freier, helle Lebensluſt blitzt aus den bärtigen Geſichtern und munter rücken wir dem unaufhörlichen Geſchützdonner näher!

In der Nähe von Pont Iblon, einer kleinen Brücke an der großen Heerſtraße, die von Paris über le Bourget nach Nordoſten zieht, machten wir Halt, und hatten, wenn auch für uns nicht ſichtbar, den Kanonendonner und das Gewehrfeuer unmittelbar vor uns. Einzelne Leichtverwundete kamen über das Feld her, aber wie es in dem Dorfe ſtand, wußte niemand genau, nur ſo viel erfuhren wir, daß unſere erſte Compagnie, die gerade während dieſer Tage auf Feldwache geweſen war, noch im Dorfe ſei und ſich nach Kräften halte. Unmittelbar vor uns rechts und links der Chauſſee

war Gardeartillerie aufgefahren und hatte ein heftiges Feuer gegen die französischen Massen, die zwischen den Forts sich bewegten, eröffnet. Einen Moment konnten wir bewundernd auf die Thätigkeit unserer Kanoniere blicken. Das exakte, rasche Arbeiten an den Geschützen, die Sicherheit, mit welcher jeder Handgriff geschah, unbekümmert um das ungeheure Getöse der rechts und links vor- und rückwärts einschlagenden feindlichen Geschosse, um die vorkommenden Verwundungen, war staunenswert.

Eine Granate schlug während dieser Zeit zwischen die Pferde, die mit den Protzen nahe hinter den Geschützen hielten, der ganze Knäuel bäumte sich hoch auf und konnte nur mit Mühe gehalten werden, während eines der Tiere zerrissen zusammenbrach. Es war ein wildes, aufregendes Schauspiel, aber ruhig, mit gespreizten Beinen, Statuen gleich standen die Hauptleute seitwärts der Geschütze und verfolgten mit dem Feldstecher die Wirkung der Geschosse, als ständen sie auf dem Schießplatz bei Tegel.

Das Beschauen dauert aber nicht lange, der Brigadekommandeur kommt angeritten und sagt zu dem nahe bei uns haltenden Kommandeur: „Sehen Sie zu, wie Sie hinein kommen in das Dorf, hinein müssen Sie auf alle Fälle!“ Die Compagnieführer steigen von den Pferden, nur der Kommandeur bleibt beritten, dann hören wir trotz des Lärmes das Kommando: „Im Laufschritt, marsch — marsch!“ und vorwärts geht's dem Dorfe zu, der Kommandeur im Galopp voran. Der Weg, den wir durchlaufen müssen, ist nur zwei- bis dreitausend Schritte lang, aber allen, die diesen Dauerlauf mitgemacht haben, wird er in steter Erinnerung bleiben. Es war, als sollte die Welt untergehen, mit unerhörter Vehemenz schlugen die Riesengranaten auf die mit großen Quadersteinen gepflasterte Chaussee oder in den Erdboden, Löcher aufreißend wie ein großer Eßtisch.

Die hart gefrorenen Erdstücke flogen uns um die Köpfe und überschütteten uns förmlich, und da wir neben den gerollten Mänteln auch noch quer darüber die gerollten Decken trugen, so konnten sich in der Lücke auf dem Dachs starke Stücke Erde ansammeln, die wir weit mitschleppten.

In allen Tonarten rasselten die Geschosse, auch das miserable Knarren der Mitrailleusen war deutlich erkennbar, und mir ist unbegreiflich, wie wir mit so geringem Verlust — ich glaube, es wurden fünf bis sechs Mann verwundet — die Strecke bis zum Dorfe zurückgelegt haben.

Dicht an die äußere Dorfmauer gedrückt hielt schon der Kommandeur und beorderte die ankommenden Leute sofort in das Dorf hinein.

Nur die vorderen Häuser waren noch spärlich von Grenadieren besetzt,

der größte Teil des Dorfes befand sich in den Händen der Franzosen, aber wie es mit unserer ersten Compagnie am Südende stand, wußte in diesem Augenblicke noch keiner. Trotz alles Feuerns drangen wir doch unter Führung des Hauptmanns von Specht bald in dem östlichen Teil des Dorfes vorwärts; die Marinesoldaten, die sich uns entgegenstellten, wurden schnell vertrieben, und unter lautem Hurrageschrei konnten wir unsere Kameraden von der ersten Compagnie begrüßen. Die tapferen Leute hatten unter dem bekannten Lieutenant von Appell vom Morgengrauen an inmitten der sie umwogenden Franzosen ihre Position, den südlichen Häuserabschnitt des Dorfes festgehalten, einzelne Schützen und Jäger hatten mehrere Heldenthaten gethan, und wenn einige in die Hände des Feindes fielen, so waren sie verwundet gewesen.

Mit uns waren auf der andern Seite des Dorfes auch die Grenadiere wieder vorwärts gegangen, so daß um drei Uhr das Dorf wieder vollständig in unserem Besitze war. Aber noch einmal vor dem Dunkelwerden suchten die Franzosen dasselbe wieder zu erobern. In großen Massen wogten die Rothosen heran, das ganze weite Feld war von ihnen bedeckt, aber sie kamen nicht weit, unsere Artillerie, die nach unserem Vorrücken näher herangefahren war, schmetterte Schlag auf Schlag ihre verderbenbringenden Geschosse in deren Reihen, wir hatten kaum nötig ein paar Schüsse abzugeben.

Als ich an der Außenseite des Dorfes in einem Graben lag, fuhr ein Shrapnelstück noch in letzter Stunde zwischen mir und einem jungen Freiwilligen durch; das unheimlich sausende Stück Eisen riß dem Kameraden in wunderbar kreisender Bewegung den ganzen linken Rockärmel auf, der zerfetzt herunterfiel, und verursachte eine starke Fleischwunde, die aber glücklicherweise keine nachteiligen Folgen hinterlassen hat. Der damalige Freiwillige ist heute ein vielgesuchter Rechtsanwalt der Hauptstadt, den ich ab und zu noch sehe und kameradschaftlich begrüße.

In den Abendstunden entwickelte sich dann wieder vor unseren Augen dasselbe Schauspiel, das wir schon öfter beobachtet hatten: in langen Zügen kamen Wagen mit dem Genfer Kreuz aus der Richtung von Paris herangefahren, um die Verwundeten aufzunehmen und die Toten zu beerdigen. An den großen schwarzen Hüten konnten wir auch Geistliche bemerken, die mit Hand anlegten und überall voran waren, opferwillige und echte Priester, wie sie wahrscheinlich nicht überall anzutreffen sind.

Die Kälte nahm mit dem Abend merklich zu, sie mag wohl zehn Grad unter Null erreicht haben; das Elend der Verwundeten war deshalb groß; die unserigen wurden ja schnell fortgebracht und möglichst sorgsamer Pflege überwiesen, aber den in und vor dem Dorfe liegenden konnte doch nicht so schnell geholfen werden, da namentlich alles Wasser gefroren war.

Beim Durchbrechen durch das Dorf war unter anderen auch ein französischer Marineoffizier erschossen worden; der brave Mann wollte seinen Leuten voran sich mit hochgeschwungenem Degen uns entgegenstürzen und that es allein, als ihm die Seinen nicht folgen wollten; — er kam nicht weit, ein Schuß mitten in die Stirn spaltete ihm den Kopf und ließ ihn tot vornüber zu Boden stürzen, mitten im buchsbaumumgrenzten Gartengange. In die goldgestreifte Mütze ergoß sich das Gehirn und über die Faust, die den Degen umklammert hielt, ein Strom von Blut. Sein Degen und ein an der Koppel befindliches Marineglas sind mein Eigentum geworden, ich besitze beide noch heute als wertvolle Andenken. Uhr und Wertgegenstände privater Art wurden der in Paris wohnenden Gattin übersandt, da wir die Adresse in einem Notizbuch fanden.

Eine Episode freundlicherer Art, die ihren Ursprung in diesem Kampf am 21. Dezember hat, scheint mir auch noch erwähnenswert. Infolge meiner Mitarbeiterschaft an illustrirten Zeitungen gingen mir häufig durch die Feldpost Exemplare derselben zu, die dann als gern gesehene Lektüre von Hand zu Hand oft durch das ganze Bataillon wanderten. So war denn auch eine Nummer des Daheim, welche eine Illustration von mir, eine von patriotischen Versen begleitete Darstellung einer Episode vom Sturm auf le Bourget am 30. Oktober enthielt, mit in den Dachs eines Schützen der ersten Compagnie gekommen. Bei der Verteidigung eines Bahnwärterhäuschens war nun dieser Dachs in die Hände der Franzosen gefallen und mit ihm jene Nummer, als seltsamer und wertvoller Fund für die von der Außenwelt abgeschnittenen Pariser. Das Blatt hatte ein spekulativer Buchhändler für eine hohe Summe erworben und davon ein Extrablatt mit deutschen Illustrationen veranstaltet, das rasenden Absatz gefunden haben soll und dem Buchhändler jedenfalls einen hübschen Profit eingetragen hat.

Noch nach einer andern Richtung hat die unschuldige Illustration jemanden beglückt. Ein Gymnasialdirektor — irre ich nicht, so ist es zu Estrup gewesen,

— hatte den Gegenstand des Bildchens, einen sturmschlagenden Tambour vom Alexanderregiment, seinen Primanern zur poetischen Bearbeitung empfohlen und die beste Dichtung davon dem betreffenden Regiment gewidmet. In dankbarer Anerkennung und auf die ausgesprochene Bitte des Direktors hin überließ das Regiment dem Gymnasium die entsprechende Trommel, wofür wiederum die Gymnasiasten dem gefeierten Tambour eine wertvolle goldene Taschenuhr verehrten. Nach Jahren habe ich dann einen Brief von einem Steindrucker aus Westfalen erhalten, der sich darin als der ehemalige Tambour vorstellte und mir mit herzlichen Dankesworten den wunderbaren Weg mitteilte, auf welchem er eine goldene Uhr erhalten habe. —

Nach dieser Abschweifung, die mir hoffentlich niemand verübelt, kehre ich wieder nach le Bourget zurück. — Das Dorf war zum zweitenmale uns durch schwere Opfer erhalten geblieben und wurde natürlich noch an demselben Abend wieder stark besetzt, so daß auch wir auf Wache blieben.

Viele Wachen habe ich vor Paris mit durchgemacht, aber von dieser sind mir die tiefsten Eindrücke zurückgeblieben. Bei zehn Grad Kälte lagen wir in einem dunklen Keller dieses wüsten Dorfes oder standen draußen im Freien und starrten in den mondhellen, kalten Winternebel hinein, jeden Augenblick gewärtig, daß eine Granate uns und die Stelle verwüsten werde, auf der wir uns befanden. Fortwährend erdröhnte der Erdboden von den Geschossen, stürzten Ziegel von den Dächern, Mauern zusammen und Aeste von den laublosen Bäumen. An Schlafen war gar nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß Posten abgelöst und Patrouillen geschickt werden mußten. Wir saßen dicht gedrängt im kalten Raume, besprachen die Ereignisse des Tages und gedachten der Toten und Verwundeten, die am Morgen frisch und munter mit uns in den kalten Wintermorgen hineingegangen waren, wie jener verwundet und dieser gefallen war. In solcher Lage gibt es keine frivolen Redensarten, keine Witzeleien, wie sie sonst unter Soldaten an der Tagesordnung sind; wenn die Schrecken des Todes so nahe treten, dann verstummt dergleichen von selbst.

Als ich um Mitternacht die Posten revidiren wollte, mußte ich einen verdeckten schmalen Gang zwischen Stallungen und Mauern passiren; in dem Augenblicke aber, als ich von der einen Seite hineintreten wollte, wurde ich durch einen starken Luftdruck zurückgeworfen und mit Mauergeröll überschüttet. Eine Riesengranate hatte genau den Raum passirt und dicht davor eine Mauer zertrümmert; — eine Sekunde später und ich wäre ein zerquetschtes Häuflein gewesen. Das Bild drängte sich zwar in seiner

ganzen Gräßlichkeit unwillkürlich auf, aber ich war doch schon zu abgestumpft, um lange dabei zu verweilen.

Am andern Morgen stellte es sich heraus, daß die nächtliche Gesellschaft in le Bourget ziemlich gemischt gewesen war, aus Kellern und Löchern kletterte noch ein ziemliche Anzahl Franzosen heraus, die sich während des Gefechts und später dorthin verkrochen hatten und nun von Hunger und Durst ans Tageslicht getrieben wurden. Diese Braven mußten natürlich mit Hand anlegen, als wir mit anbrechendem Tageslicht die Beerdigung der

Toten und Fortschaffung der Verwundeten, ausschließlich Franzosen, die in der Dorfstraße, in den Gärten und auf dem Felde lagen, vornahmen. Beneidenswert waren die Toten im Vergleich zu den Verwundeten, die hilflos in der bitter kalten Nacht auf dem Felde gelegen hatten, einzelne konnten keinen Laut mehr von sich geben, nur an den Augen, die hilfeflehend umherrollten, konnte man Leben und Bewußtsein entdecken.

Um einen toten Marinesoldaten besser fortzuschaffen, hatte ich in Ermangelung anderer Geräte einen alten Fensterladen ausgehoben und vier Matrosen beordert, ihren Kameraden fortzutragen. Wenn auch der hartgefrorene Körper etwas hin und her schwankte, so ging es doch ganz gut

bis zu dem Augenblicke, wo eine Granate vom Fort Aubervilliers mit unheimlichem Pfeifen daher sauste und die braven Mariniers veranlaßte, den Fensterladen mit dem Toten fahren zu lassen und samt und sonders in die Kniee zu fallen. Die Franzosen waren an die Granaten nicht gewöhnt, unsere Leute aber so abgehärtet, daß sie über die tragikomische Scene noch lachen konnten.

Erst zum heiligen Abend der Weihnacht wurden wir abgelöst, der Schnee hatte ein milderndes Tuch über die wüste Stätte gebreitet, als wir einzeln unsern Marsch durch das öde Dorf und die Berge von Scherben und Trümmern antraten, zwischen denen noch hie und da ein toter Franzose lag.

Um neun Uhr kamen wir in unserem Kantonnement, dem Dorfe Villepinte, an. Weihnachtliches gab es hier nicht zu sehen, aber desto mehr waren wir mit unseren Gedanken daheim, wo um dieselbe Zeit wohl der Christbaum brennen und friedliche, glückliche Menschen fröhliche Stunden verleben mochten!

Am andern Morgen wurde dann auch vielen eine Freude bereitet, kleine Pakete mit Wurst, Cigarren und so weiter waren angekommen und verbreiteten selbst in unserem öden Dorfe einen Schimmer von Festlichkeit, den glücklicherweise auch die Franzosen nicht störten.

Georg Hesekiel, der glühende Vaterlandsfreund und feinsinnige Dichter, überraschte mich mit einem winzigen Weihnachtsbäumchen, wie man sie auf dem Weihnachtsmarkte kauft, abends steckte ich die kleinen Lichtchen an, stellte den Baum in das Fenster, um den Vorübergehenden den Anblick zu ermöglichen, und bin noch am andern Tage zu näheren Kameraden damit gegangen, um ihnen die gleiche Freude zu gönnen.

Außer diesen kleinen Freuden wurden die düsteren Weihnachtstage noch durch ein anderes freundliches Ereignis unterbrochen. Eines Tages kamen stramm und stattlich, frisch und spiegelblank zweihundert Mann jungen Ersatzes aus Berlin an. Es war eine Freude, die jungen Leute zu sehen, wie sie in der Dorfstraße dahermarschirt kamen, als wollten sie in Berlin auf Schloßwache ziehen. Den Franzosen war ja gerade das unbegreiflich, daß alle Ersatztruppen, die ankamen, den Stempel der Tüchtigkeit und der vollendeten Ausbildung an sich trugen, und den größten Gegensatz zu ihren verbummelten, frechen Mobilgarden bildeten. Schier unerschöpflich an Soldaten erschien ihnen das verhaßte Deutschland.

Mit der Ankunft der jungen Mannschaft war das Bataillon fast wieder vollzählig mit Ausnahme des Offiziercorps, das in seinem Bestande während

des Krieges nicht mehr die volle Stärke erhielt. Nun verließen uns auch die Gardejäger wieder, die uns mittlerweile vortreffliche Kameraden geworden waren. Einzelne konnten zu ihrem Bataillon mit dem eisernen Kreuze zurückkehren und werden es mit berechtigtem Stolze dort getragen haben.

Sie gingen trotz alledem gern wieder zurück; die Anhänglichkeit an die militärische Familie, in welcher man erzogen ist, erlischt ja nie im echten Soldaten.

Die Belagerungsverhältnisse waren in den kurzen Tagen drückend und abspannend. War man auf Feldwache, so wollten die langen, eisigen Nächte kein Ende nehmen, von vier Uhr nachmittags bis morgens acht Uhr im Freien zuzubringen ohne Feuer, ohne warme Nahrung, ist wirklich keine Kleinigkeit, und dazu mußte scharf aufgepaßt werden, denn die Franzosen schienen noch immer große Dinge vor le Bourget zu planen. Häufig konnte man große Truppenmassen zwischen den Forts bemerken und mit Hacke und Spaten an Erdwerken starke Kolonnen arbeiten sehen, deren Lärm und Geplauder in der Winterstille zu uns herüber drang. Fast schien es, als wären die Rollen vertauscht, als wären die Franzosen die Belagerer und wir die Belagerten geworden.

Aus einer Menge von Anzeichen konnte man übrigens bemerken, daß es mit der militärischen Disziplin und Haltung in Paris nicht weit her sei.

Wüstes Geschrei von trunkenen Burschen drang oft herüber, und wer als äußerster Posten, in einem Erdloche hockend, in die Nacht hinein horchte, hörte nicht selten in den Abendstunden auch Stimmen von Frauenzimmern, die sich unter den Mobil- und Nationalgarden auf der Wache umhertrieben.

Der Franzose ist gewiß im allgemeinen ein trefflicher Soldat; in Masse auftretend, hat er viel Feuer und Courage, er lärmt sich leicht in eine fanatische Stimmung hinein, die, wenn sie von geschickten Führern benützt wird, große Thaten vollführen kann, aber zum Vorpostendienst und zum Patrouillengehen scheint er mir gar nicht geeignet. Dazu gehört Ueberlegung, Ruhe, Ausdauer und Schlauheit, Eigenschaften, die der Franzose nicht kennt, die aber häufig in hohem Maße bei unseren Leuten anzutreffen sind.

Wenn wir das Gefühl der Sicherheit auch niemals verloren, wenn jeder einzelne auch ein unbegrenztes Vertrauen zu den höheren Führern hatte und jeder wußte, daß die Pariser mit der Zeit doch mürbe werden mußten, so hob es doch unsere Stimmung bedeutend, als endlich unsere Belagerungsartillerie in Aktion zu treten begann. Schon das Bombardement des Mont Avron durch unsere Nachbarn, die Sachsen, hatten wir lebhaft bejubelt, und jetzt kamen auch bei uns die großen Geschütze an. Mit aufrichtiger Freude wurden die metallenen Ungeheuer von uns begrüßt, konnte ja doch nun den Parisern gebührend geantwortet werden und damit mußte die Sache ja bald zu Ende gehen! Für unsere Erwartungen ging das freilich alles ein wenig langsam, denn die Einrichtung einer Belagerungsbatterie ist ein schweres Stück Arbeit, aber desto größer war auch das Vergnügen, als unsere Compagnie eines Nachts als Wache vor den Batterien in der Richtung nach Saint-Denis im Felde lagerte und wir über unsere Köpfe hinweg deutsche Geschosse Schlag auf Schlag in die Stadt schlagen sahen. Das Geheul und Geschrei der unglücklichen Bewohner, das zu uns aus der Stadt herüberdrang, wurde unsererseits durch freudigen Beifall erwidert; jedes über unsere Köpfe pfeifend und singend dahinsausende Geschoß verfolgten wir mit dem Ohr, bis es einschlug, und freuten uns der aus der Stadt himmelhoch aufschlagenden Flammen. Jetzt wo man so lange schon wieder ein ruhiger, friedlicher Bürger ist, will einem das ungeheuerlich vorkommen, aber es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß in solchen Zeiten der Mensch leicht seine tierische Natur hervorkehrt, je länger der Kampf dauert, desto mehr. In le Bourget und auch bei Saint-Privat ist es vorgekommen, daß die Leute in der Wut des Handgemenges ihre Gewehre fortgeworfen

und sich mit den Fäusten bearbeitet oder mit Steinen geworfen haben. In solchen Momenten finden solche Rasende keine Zeit mehr, um sich noch mit einem so künstlichen Instrumente, wie ein Gewehr ist, abzugeben, dann treten für sie die natürlichen Waffen, die Fäuste und die Zähne, in ihr Recht!

In unseren Dörfern entwickelte sich zu dieser Zeit zuweilen ein reges Leben, wir sahen wieder Menschen, die nicht Soldaten waren, und zwar hunderte von französischen Bauern mit ihren Fuhrwerken, welche das nötige Material zum Batteriebau heranschaffen mußten. Die Kavallerie hatte diese Gesellschaft auf viele Meilen in der Runde zusammengetrieben, mußte aber auch fortwährend aufpassen, daß nicht einzelne sich aus dem Staube machten. Daß der Winter für Frankreich ein ungewöhnlich strenger war, konnte man an den dürftigen Kostümen der Leute sehen, die meisten hatten nur die landesübliche blaue Bluse und nur wenige waren glückliche Besitzer eines alten Mantels oder sonst wärmender Kleidungsstücke.

In Beziehung auf die Verpflegung und Unterkunft konnten natürlich nicht viel Umstände gemacht werden, sie wurden nachts in große Scheuern gesperrt und mußten sich mit Erbswurst und Kommißbrot begnügen, zwei sehr schönen Sachen, an die der Franzose nur leider nicht gewöhnt ist.

Ganz unbeeinflußt blieben auch die Offiziere nicht von den Wirkungen, die das Kriegsleben auf den Menschen ausübt; es ward mehr getrunken und mehr gespielt, schon deshalb, weil andere Unterhaltungen, wenigstens unter den Truppen vor Paris, nicht denkbar waren.

Kleinere und größere Ausfälle machten das Leben im Januar im Verein mit den immer schlechter werdenden Quartieren recht unangenehm. Wir mußten uns immer vollständig gestiefelt hinlegen und unsere Sachen stets zur Hand haben, weil nicht selten nachts alarmirt wurde. Wir zogen dann aber meist resultatlos ein paar Stunden auf holprigem Wege in der Finsternis umher und kehrten gegen Morgen zurück.

Eine angenehme Unterbrechung des beschwerlichen Lebens war für mich eine kleine Fahrt nach der Stadt der Orleans, dem freundlichen Chantilly, um Fett zum Schmieren der Stiefel einzukaufen. Nach langer Zeit sah ich einmal wieder einen bewohnten Ort, konnte in Schaufenster hinein sehen, in einem Kaffeehause den Kaffee aus einer Tasse trinken und mir in einer Restauration ein bescheidenes Mahl förmlich serviren lassen.

Stundenlang bin ich in den Straßen auf und ab gegangen, habe das Schloß besichtigt, den berühmten Rennplatz und was sonst Sehenswertes

dort vorhanden war, es war zu traulich und freundlich im Vergleich zu unserem Leben vor Paris, als daß ich mich so schnell daran hätte sättigen können. Von Kanonendonner war in Chantilly nichts zu hören, und die sächsischen Ulanen, die in der Stadt einquartiert waren, schienen gute Tage zu haben.

In den Dörfern vor Paris fanden sich allmälich wieder einige Leute ein; die Sehnsucht nach ihrem Heim und die Not hatte sie wohl aus der Ferne hergetrieben. Sie mußten sich natürlich in Bezug auf die Unterkunft sehr bescheiden einrichten, denn viel Platz war nicht vorhanden und ihre Ernährung erbettelten sie gegen kleine Dienstleistungen meistens von uns.

Daß auch Frauenzimmer unter den Zurückkehrenden waren, verbesserte die Verhältnisse natürlich keineswegs. Es wurden Verbindungen angeknüpft, die für beide Teile nicht segensreich waren und mancherlei Streit und Hader mit sich brachten.

Eines Tages fand man denn auch einen Schützen tot in einer Scheune vor. Da über die Todesursache nichts Näheres festzustellen war — der Mann wurde unter einem Haufen Stroh erstickt gefunden — so wurden sämtliche vorhandenen Einwohner arretirt und gemeinschaftlich in einen Keller gesperrt, auf dessen Treppe ein Posten mit geladener Büchse Platz nahm. Zwei Geistliche, die ebenfalls schon im Dorfe waren, wurden auf einem Boden bewacht, wo sie mit einem Gebetbüchlein in der Hand trostlos hin und her wandelten.

Die eingeleitete Untersuchung ergab indes kein bestimmtes Resultat, wenn auch ein dringender Verdacht gegen einen verkommenen, trunksüchtigen Bauern vorhanden war, die Gesellschaft mußte nach einigen Tagen wieder entlassen werden. Der vermutliche Mörder aber soll dann später noch durch eine preußische Kugel ums Leben gekommen sein, etwas formlos, wie ich hörte, aber doch wahrscheinlich sehr gerecht.

Gegen Ende des Januar machten endlich gewisse Anzeichen bemerkbar, daß es mit dem Widerstande der Pariser auf die Neige ging. Die Vorposten, die uns gegenüber lagen, schienen immer weniger Lust an kriegerischen Unternehmungen zu haben, nur wenn der Rotwein und Cognac sie angefeuert hatte, machten sie zuweilen Angriffe auf unsere Stellung.

An dem Eisenbahndamme vor Drancy wurde ich eines Abends durch eine Abteilung vom Regiment Elisabeth unter Führung eines Fähnrichs abgelöst, wobei ich denselben vorschriftsmäßig darauf aufmerksam machte, daß die im Dorfe befindlichen Franzosen außergewöhnlich aufmerksam und beweglich

seien, und ihm riet, in der obern Etage ununterbrochen während der Nacht wach zu bleiben. Wie könnte aber ein Fähnrich wohl solche Warnung beachten! Der junge, kaum aus der Heimat angekommene Herr hielt sich ja für klüger und glaubte nichts Besseres thun zu können, als alle Warnungen in den Wind zu schlagen. Schlaf und Unaufmerksamkeit der Wachmannschaften ermöglichten es den Franzosen, in der Nacht die Wache zu überfallen, das massive Eisenbahnhäuschen, das uns so lange ein wertvoller Schutz gewesen war, in die Luft zu sprengen und eine Anzahl Grenadiere gefangen zu nehmen. — Die kriegerische Laufbahn des jungen Helden wird wohl damit zu Ende gewesen sein, wenigstens hörten wir einige Tage darauf, daß er als Arrestant abgeführt sei.

Glücklicherweise wurden dergleichen kleine Unfälle zehnfach aufgehoben, durch Streiche, die den Franzosen gespielt wurden. Unsere Nachbarn, die Sachsen, überrumpelten eines schönen Morgens eine ganze Compagnie

Franzosen auf Feldwache und nahmen sie mitsamt den Offizieren gefangen. Auf dem Transport zur Bahn kamen sie durch unser Dorf und erregten namentlich das Mitleid der herbeieilenden wenigen Bewohner, die der lang entbehrte Anblick der geliebten roten Hosen zu Thränen rührte. „O, mon pauvre enfant!“ sagte ein altes Weib, das einem der Gefangenen einen Trunk Wasser verabreichte, aber das pauvre enfant war ganz vergnügt darüber, daß es das unheimliche Paris verlassen konnte.

Vor le Bourget bemerkten wir auch eines Morgens im Nebel ein paar Gestalten von Paris her auf uns zukommend, die sich ängstlich nach allen Seiten umsahen. Als sie näher kamen und wir sie urplötzlich von unserem

Versteck aus etwas unsanft, beim Kragen nahmen, entpuppten sie sich als ein paar Deserteure und zwar ein Nationalgardenkapitän und ein Feldwebel.

Der Herr Kapitän verlangte noch, trotz seiner militärisch so schmählichen Handlungsweise, einigen Respekt vor seiner Stellung als Offizier, namentlich wollte er uns nicht sofort seine Waffen abgeben, aber wir machten ihm doch bald in handgreiflicher Weise deutlich, daß ein desertirter Offizier nicht mehr zu den Respektspersonen zu rechnen sei.

Endlich brach der langersehnte Tag der Kapitulation herein, mit Blitzesschnelle verbreitete sich von Dorf zu Dorf, von Quartier zu Quartier die Nachricht. Alles lief auf die Straßen und begrüßte sich ob des freudigen Ereignisses, Offiziere und Mannschaften atmeten freier auf, der Kanonendonner war verstummt und ein unbeschreiblich wohlthätiges, friedliches Frühlingswehen zog in die Brust.

Noch einmal und zwar zum letztenmale rückte die Division in voller Stärke nach le Bourget, nicht zu kriegerischen Unternehmungen, sondern um Zeuge der Uebergabe des gefürchteten Forts Aubervilliers zu sein. Obgleich wir ziemlich weit davon entfernt waren, hörten wir doch deutlich die Musik der in die Werke einziehenden Bataillone und das Hurrarufen der Mannschaften. Ein berechtigtes Gefühl des Stolzes und der Freude leuchtete aus dem Antlitz des alten Budritzky; hatte doch gerade seine Division schwere Tage auf dieser Stätte durchgemacht und viel dazu beigetragen, daß die Kapitulation jetzt endlich erfolgte.

Nach Paris nun sofort hineinzukommen, wie das so mancher gedacht und geträumt hatte, war natürlich nicht möglich. Was nicht zu der Besatzung der Forts gebraucht wurde, rückte wieder in die alten Kantonnements.

Das Gardeschützenbataillon kam nach dem bisherigen Sitze unseres Generalkommandos, nach der kleinen Stadt Goneſſe, etwa vier Kilometer nördlich von Saint-Denis. Auch dieſer Ort war durch den Krieg hart mitgenommen, viele Häuſer waren ganz verödet und fehlten vielfach die Treppen, weil ſie als Brennholz verbraucht waren; immerhin aber war das Räumliche doch bequemer wie in den verlaſſenen Dörfern umher.

Auf Vorpoſten brauchten wir nun nicht mehr zu ziehen, wir konnten ruhig ſchlafen und uns nachts der Stiefel entledigen; aber für viel Ruhe ſind bekanntlich die Preußen aus guten Gründen nicht. Zunächſt mußten die Uniformen, die ja arg mitgenommen waren, in Stand geſetzt und auch die Waffen einer gründlichen Reinigung unterzogen werden; dann wurde fleißig exerziert und, was den Leuten gar nicht zuſagte, es mußten auch die Straßen gefegt werden. Nach dem anſtrengenden Dienſte in dem langen Winter mit Schippe und Beſen antreten zu müſſen", ſchien den meiſten eine ſtarke Zumutung, aber der Schmutz und Unrat hatte ſich in der langen Zeit ſo angehäuft und war ſo geſundheitsgefährlich, daß auch dieſer Biſſen verſchluckt werden mußte. — Zuweilen leſe ich jetzt in den Zeitungen, daß ein Herr Doktor Soundſo in öffentlichen Verſammlungen Vorträge über ſeine Entdeckungsreiſen in Afrika abhält. Der gelehrte und liebenswürdige Herr hatte damals auch ſchon eine ſolche Reiſe gemacht, hat aber trotzdem auch in Goneſſe Straßen mitgefegt. Die Einjährigfreiwilligen waren bei uns den übrigen völlig gleich geſtellt, ſie hatten auch während des Krieges ihre äußeren Abzeichen, die Schnüre, ablegen müſſen, was nicht überall

der Fall war, so verständig die Maßregel im Interesse des Dienstes zu sein scheint.

In Gonesse bekam ich ein für meine Thätigkeit als Illustrateur recht geeignetes Kommando, ich wurde gewissermaßen der Verwalter der dortigen Apotheke, freilich nur soweit es das Haus an sich betraf, das als Quartier für durchreisende Offiziere reservirt war. Ein Apotheker war natürlich nicht vorhanden; von den Waren fanden sich in dem Winkel eines Stalles nur eine Anzahl von Büchsen mit Pomaden und Fett vor, die aber auch bald als Stiefelschmiere verbraucht wurden. Möbel waren auch nicht vorhanden; außer einer Matraze, die auf den Fußboden von Fliesen gelegt war, konnte ich meinen Gästen nichts bieten. Viele haben wir deren auch nicht gehabt, und wenn einmal einer gezwungen war, in dem unwirtlichen Hause zu übernachten, so machte er so schnell wie möglich, daß er wieder weiter kam.

Nach der Kapitulation kehrten mit jedem Tage mehr Einwohner zurück, freilich mußten sie häufig wieder umkehren, weil sie ihr Haus von Soldaten belegt und in ganz unbewohnbarem Zustande fanden; manche Thräne ist darüber geflossen und mancher Seufzer den Lippen entflohen.

Der Apotheke, die ein Eckhaus war, gegenüber wohnte ein Franzose, der es durchgesetzt hatte, während der ganzen Belagerung am Platze zu bleiben. Er war Schuster und betrieb sein Geschäft noch eifriger wie im Frieden. Es wurde bald bekannt, daß er ein tüchtiger und geschickter Arbeiter war, so daß er Aufträge in Hülle und Fülle bekam. Oft hat er mir gesagt, daß er nie so viel verdient habe wie in dieser Zeit, die Offiziere hätten bezahlt, was er gefordert und noch darüber hinaus, was ihn natürlich nicht hinderte, ein wütender Franzose und Patriot zu sein. Als von Paris erst Zeitungen herauskamen, war des Politisirens zwischen ihm und mir kein Ende. Der Schuster und ich haben über Regierungsformen, über das Wohl der Völker, über das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland die gründlichsten, inhaltschwersten Auseinandersetzungen gehabt, nur schade, daß sie ganz unter uns bleiben mußten und die Welt nichts davon erfuhr. Wenn es nicht ganz so gekommen ist, wie wir es damals planten, so sind wir beide ganz unschuldig! Meine Position war eine ungleich festere und ruhigere wie die meines Nachbars, innere Politik hatte ich selbstverständlich nicht zu besprechen, ich wollte nur Belfort behalten und dafür etwas von den Kriegskosten ablassen, mir kam es auf eine Milliarde dabei gar nicht an. Der Schuster war in ungleich schlechterer Situation: er schwankte in Bezug auf

die Regierungsformen hin und her, liebte das Kaiserreich, verfluchte aber den letzten Napoleon, schwärmte für Gambetta, hatte aber alle Scheu vor dem Namen Republik, nur im Punkte des Geldes waren wir eines Sinnes, ihm kam es ebenfalls nicht auf eine Milliarde an.

In unsere idyllische Nachbarschaft griff eines Tages aber der gestrenge Herr Kommandant von Gonesse mit rauher Hand hinein. Dieser, ein Offizier von der Gendarmerie, hatte eines Tages beim Vorübergehen bemerkt, daß mein Schuster seinen Kehricht aus der Wohnung über die Straße trug und sich desselben im Hofe der Apotheke in bequemer Weise entledigte.

Das war natürlich ein schweres Verbrechen, und da Kommandanten in friedlichen Zeiten ja nicht viel zu kommandiren haben, so ergoß sich der ganze Thatendrang des edlen Herrn als Ungnade auf das Haupt des armen Schusters. Er wurde verurteilt, den ganzen großen Haufen Unrat, zu welchem er nur ein Scherflein beigetragen hatte, auf einem Schubkarren vor die Stadt zu fahren, und hat das mühselige und zeitraubende Werk auch ohne Gnade vollbringen müssen, ohne außer mir auch nur eine mitleidige Seele um sich zu wissen.

Mit den zurückgekehrten Einwohnern lebten die Soldaten in Frieden und gutem Einvernehmen; war man doch froh, hie und da eine kleine Dienstleistung, wie Hemden waschen und dergleichen, erlangen zu können, und nur einmal störte eine zwar harte, aber durchaus notwendige Bestimmung die Beziehungen zwischen den Soldaten und den Einwohnern.

Der Februar brachte schon viele sonnige Tage, die namentlich von den Offizieren benützt wurden, um Ausflüge in die schöne Umgebung von Paris zu machen. Durch Bekanntschaft mit mehreren Aerzten und Offizieren des mit uns in Gonesse liegenden Sanitätsdetachements, bei denen ich, unbeschadet meines untergeordneten militärischen Ranges, manchen höchst angenehmen geselligen Abend verleben konnte, war es mir gleichfalls möglich, einen solchen Ausflug zu machen und zwar nach den hoch und reizend gelegenen Orten Montmorency, Margency, Andilly und so weiter. Wie die anderen war auch ich zu Pferde dabei, mag aber als Infanterist wohl keine glückliche Rolle gespielt haben.

Den größten und interessantesten Ausflug, welchen zu machen mir vergönnt war, war ein solcher nach Versailles. Noch heute denke ich mit Vergnügen an jene Reise und danke es dem Hauptmann von A., dem damaligen Bataillonsführer, daß er mir einen zehntägigen Urlaub dahin bewilligte. Versailles war ja damals der Mittelpunkt der geschichtlichen Ereignisse, die

Residenz unseres zum deutschen Kaiser proklamirten Königs Wilhelm und der Sammelplatz aller großen Männer der Zeit.

Den Weg dorthin legte ich selbstverständlich zu Fuß zurück unter Mitnahme meiner ganzen Ausrüstung, aber in mehreren Etappen, da ich nicht gern etwas Sehenswertes außer acht lassen wollte.

Die erste Nacht verblieb ich in Saint-Denis; dieses zeigte noch die Spuren des Bombardements in aller Frische, grausam hatten die preußischen Geschosse in dem Stadtteil nahe dem Thor gewütet, ganze Häuserreihen lagen in Trümmern und noch standen die kolossalen Barrikaden von behauenen Steinen am Thore, die man zur Abwehr des erwarteten Sturmes errichtet hatte. Die Stadt war überfüllt mit Soldaten aller Waffengattungen, teils vom vierten, teils vom Gardecorps. Noch war eine regelmäßige Verproviantirung der Einwohner nicht möglich gewesen, in Scharen strömten die Leute hinaus aufs Land, um von Bauern oder deutschen Soldaten Eßbares zu erhandeln. — Als ich eine der alten und engen Straßen der Stadt passirte, kam eben ein Schlächter zum erstenmale wieder mit einem Wagen voll frisch geschlachteten Fleisches vor seinem Hause an; man muß die glückselige Familie des Schlächters und den Jubel der herbeiströmenden Nachbarn gesehen haben, um einen Begriff davon zu bekommen, welche Entbehrungen die Leute in der Zeit der Belagerung ertragen haben mögen.

In Saint-Denis kann man nicht gewesen sein, ohne den Dom, einen selten schönen frühgotischen Bau, gesehen zu haben. Ich hatte während der Kriegszeit in Frankreich viele Kirchen gesehen, aber sie waren meist Dorfkirchen und als Quartiere, Wachen oder Lazarete benützt; hier trat ich nun wieder in einen unangetasteten, weihevollen Raum, dessen Kunstwerke eine jahrhundertelange Geschichte Frankreichs erzählen und zwischen denen man nicht wandeln kann, ohne ergriffen zu werden.

Es ist ja nicht mehr alles so, wie es vor Zeiten gewesen sein soll; die Kannibalen von 1793 haben teilweise die kunstvollen Metallsärge zu Kanonen umgegossen und die Gebeine der einstigen Majestäten in die Kalkgruben geworfen, doch ist des Sehenswerten noch in Hülle und Fülle vorhanden.

Für Nachtquartier brauchte damals ein Soldat nicht zu sorgen, man schlief, wo Platz war, und die Kameradschaftlichkeit verschaffte auch die nötigen Nahrungsmittel, mit denen man ja ohnehin nicht verwöhnt war.

Von Saint-Denis ging ich über Villetaneuse nach Enghien und Saint-Gratien, um einen Bruder beim vierten Armeecorps zu besuchen. Dieses

hatte zum Teil herrliche Quartiere, die Leute lagen meist bequem in Villen und Schlössern, die seltsam mit der Armseligkeit unserer Kantonnements kontrastirten, sie hatten Wein in Hülle und Fülle, damals noch, und führten im Vergleich zu uns ein Götterleben.

Das Quartier meines Bruders mußte einen besonders kunstsinnigen Besitzer haben, an den Wänden hingen vortreffliche Radirungen und Holzschnitte, ein sicheres Zeichen eines künstlerisch ausgebildeten Geschmacks. Gerade während meiner Anwesenheit kam der Herr aus Paris an und wenn er auch schmerzlich von der Verwüstung des Gartens und sonstigen Unordnungen berührt war, so leuchteten doch seine Augen vor Freude, als er seine Schätze an der Wand unangetastet sah.

Von Saint-Gratien setzte ich meine Reise in weitem Bogen um die von der Seine gebildete Halbinsel von Gennevilliers herum, über Argenteuil, Bezons und so weiter fort; überall waren die Spuren der Pariser Granaten erkennbar, wenn auch lange nicht in dem Maße wie in unserem le Bourget.

Mein nächstes Ziel war der Mont Valerien, jener hohe, festungsgekrönte Berg im Westen von Paris. In Friedenszeiten soll es schwer sein, dort hinauf zu kommen, für uns waren damals alle Thüren offen. Noch stand oder lag vielmehr die vielgenannte Riesenkanone, die Valerie, welche heute eine außerdienstliche Stellung auf dem Platze an der Königswache in Berlin einnimmt, in ihrer Position, aber sie gähnte unthätig in die weite Landschaft hinein und mußte es sich ruhig gefallen lassen, daß Offiziere und Künstler in Zivil sie in ihren Skizzenbüchern verewigten.

Auf der Brustwehr des obersten Platzes habe ich lange gesessen und auf das große Paris herabgesehen. Im herrlichsten Frühlingssonnenschein lag die schöne Stadt zu meinen Füßen, ein Paradies und eine Hölle zu gleicher Zeit. Eben zog ein Bataillon der braven Schlesier auf Wache, die Musik spielte die Wacht am Rhein und stramm und kriegstüchtig wie immer marschirten die blauen Jungen vorüber. Ich konnte mich einer tiefen Rührung nicht erwehren, als ich die Klänge gerade an dieser Stelle hörte, in einem Moment, wo der Lärm der bezwungenen Stadt wie dumpfes Sausen zu mir heraufdrang, wo auf allen Wegen in der Landschaft die deutsche Pickelhaube glänzte und Stolz und Siegesbewußtsein aus allen Augen leuchteten. Es war ein Bild der Zeitgeschichte von erhabenster Art und in dringlichster Sprache.

Es gab damals für den deutschen Soldaten keinen denkwürdigeren Punkt in Frankreich, als den Mont Valerien, deshalb trennte ich mich so

schwer von ihm und kam erst abends, nachdem ich an der Seine entlang gewandert war, nach Saint-Cloud. Stadt und Schloß steigen fast unmittelbar von der Seine auf, so daß die Thorwache des Schlosses nur wenige Schritte von der Brücke über die Seine entfernt liegt. Nachtquartier war in dem vollständig zertrümmerten Orte schwer zu erhalten, aber nach einigem Suchen fand ich doch am Fuße des Schloßberges noch ein lang gestrecktes, einstöckiges Gebäude, das, abgesehen von zertrümmerten Fensterscheiben, ziemlich wohl erhalten und sogar mit einigen Möbeln versehen war. Eben wollte ich für eine Nacht davon Besitz ergreifen und durchwandelte die Reihe der neben einander liegenden Zimmer, als ich merkte, daß ich nicht allein sei. Kurz vor mir waren die eigentlichen Besitzer aus Paris herbeigekommen, um nach ihrem Heim zu sehen und zu retten, wenn es dazu noch etwas gab. Es waren ein paar alte Leute, echte Pariser Bourgeois, die tief erschüttert die Trümmer ihres einst so wohlgeordneten Hausstandes betrachteten und ratlos zwischen den Scherben von Porzellan und Glas, den zerfetzten und total verschmierten Polstermöbeln standen. — Gegen meinen ausgesprochenen Wunsch, mich für eine Nacht bei ihnen einzuquartieren, konnten sie natürlich nichts einwenden, sie bezeigten mir im Gegenteil nach kurzer Unterhaltung ihre Freude, gewissermaßen unter meinem Schutze in ihrem eigenen Heim weilen zu können. Das gemeinschaftliche Bedürfnis nach etwas Eßbarem führte uns bald noch näher zusammen. Zunächst war ja nichts aufzutreiben, aber als ich an der Seine nach dem nahe gelegenen Sèvres ging, fand ich kameradschaftliche Thüringer, die mich reichlich mit Fleisch und sogar mit etwas Brot versorgten. In Ermangelung eines Gefässes trug ich das Fleisch auf dem Arm heim und erinnere mich noch immer mit Vergnügen der dankbaren, freudigen Gesichter, mit denen mich die alten Leute empfingen.

Die Dame hatte mittlerweile unter den Trümmern noch ein Stück Pfanne gefunden, ich sorgte mit dem alten Herrn für Feuer im Kamin, einen kleinen Speckvorrat hatte ich noch, und so konnten wir denn bald, traulich um den Herd gruppirt, ein gut hergestelltes Hammelskotelet verzehren. Ich hatte lange keinen so angenehmen, behaglichen Abend verlebt, die Alten wußten interessant von den Schrecken und Entbehrungen, die sie in Paris durchgemacht hatten, zu erzählen, während ich von den heillosen Tagen und den kalten Nächten vor der Stadt berichtete, und als ich mich am andern Morgen verabschiedete, wünschten wir uns gegenseitig das Beste für die Zukunft und trennten uns wie gute Bekannte. —

Sie sind ja immer sehr umgänglich, die Franzosen, wenn man mit dem einzelnen privatim verkehrt, nur auf der Straße und in größerer Gesellschaft sind sie häufig unausstehlich.

Das Schloß, das ich zunächst besuchte, war eine Ruine; von der napoleonischen Herrlichkeit war keine Spur mehr zu entdecken, und trostlos starrten die geschwärzten Mauern zum Himmel empor. Der Ausblick von der Terrasse war sehr schön, aber doch mit dem vom Mont Valerien nicht zu vergleichen, und außerdem war der Vordergrund ganz tot, da ja die Brücke über die Seine zerstört war und kein eigentlicher Verkehr stattfand. Wenige Monate früher hatten übermütige und genußsüchtige Hofmenschen diese Stätte belebt, und jetzt schritt einsam die deutsche Schildwache zwischen den Trümmern umher; — ein Bild der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit, wie es sprechender kaum zu finden sein wird!

Als ich weiter ziehen wollte, kam eben der treue Mitarbeiter des Kaisers, Kriegsminister Roon, daher gefahren und sah nachdenklich auf die Verwüstung. Dieser Mann hat sein volles Teil an der großen Arbeit mitgethan und wird immer unter den ersten genannt werden müssen, wenn von den großen Männern jener Zeit die Rede ist.

Von Sèvres an machte sich schon die Nähe des Hauptquartiers auf der Heerstraße bemerkbar. Hohe Offiziere, Feldgendarmen und Ordonnanzen ritten hin und her, und Zivilmitglieder und Diener des Hauptquartiers unternahmen förmliche Landpartien in der Gegend. Alles machte einen so wohlanständigen und wohlgenährten Eindruck, daß ich mir in meiner schäbigen Uniform ganz unheimlich vorkam.

Das weltberühmte Versailles erreichte ich gegen Abend. Die Stadt enttäuscht zunächst ein wenig, die Straßen sind lang und dadurch langweilig, architektonisch Hervorragendes gibt es nicht, alles konzentrirt sich auf das Schloß, wie auch die Hauptstraßen alle auf das Schloß hinziehen. Dennoch war die Stadt zu jener Zeit sehr sehenswert durch das lebhafte kriegerische Treiben, das in ihr herrschte. Sämtliche Uniformen der deutschen Armee aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes waren vertreten, Württemberger und Ostpreußen, Bayern und Holsteiner, Schlesier und Rheinländer, alle bunt durcheinander. Auf der Straße sah man fast nur Uniformen. Die französischen Einwohner hielten sich, soweit sie nicht überhaupt geflohen, meist in den Häusern oder schlichen still in den Straßen dahin, und auf dem großen Platze vor dem Schlosse standen wohl ausgerüstet die Kanonen des fünften Armeecorps.

Neben und zwischen den deutschen Militärs bewegte sich dann in den Straßen der Stadt ein kleiner Teil von deutschen Zivilisten: Beamte des Hofes und des Hauptquartiers, Geheimpolizisten, Lieferanten, Liebesgabenspender und vor allem zahlreiche Berichterstatter der großen in- und aus-

ländischen Zeitungen. Alles ging damals in hochschaftigen Stiefeln und suchte sich nach Kräften einen etwas feldmäßigen, kriegerischen Anstrich zu geben.

Einer dieser Männer der Feder, der vielgewandte und für die malerische Seite aller Dinge so verständnisvolle Ludwig Pietsch, machte sich in dankenswertester und liebenswürdigster Weise zu meinem Quartierwirt. Viel Umstände habe ich hiegegen nicht verursacht, Freund P. hatte, wie die meisten

der Herren in Versailles, eine von dem Besitzer verlassene, große Wohnung zur alleinigen Verfügung und konnte mir deshalb leicht ein Zimmer für ein paar Nächte abtreten. Noch heute ist es mir deutlich erinnerlich, wie fremd und ungewohnt mir der Genuß von wirklich wohnlichen Räumen war. Nägelbeschlagene Stiefel spielen eine unheimliche Rolle auf Parquetfußböden und die Peinlichkeit wurde für mich erhöht durch das Bewußtsein, nicht frei zu sein von den Zudringlichkeiten gewisser kleiner Vielfüßler; so oft und so energisch ich auch den Kampf gegen dieselben aufgenommen hatte, bis jetzt war er vergeblich gewesen.

Der Brennpunkt des militärischen Lebens in der Stadt war das Hôtel des Réservoirs, in und vor demselben konnte man täglich all die berühmten Männer sehen, die an der Spitze der Heeresleitung standen und die Fäden der Geschichte unmittelbar knüpften: Bismarck, Moltke, Podbielsky, Kirchbach, Hartmann und viele andere. Das Hotel wird kaum jemals glänzendere Tage gesehen und berühmtere Männer beherbergt haben wie damals.

Wer aber nach Versailles kam, ging zuerst in die Avenue de Paris an der Wohnung unseres vielgeliebten Kaisers vorbei. Dort in der Präfektur konnte man den hohen Herrn häufig ähnlich wie im Palais zu Berlin am Fenster stehen sehen, namentlich dann sicher, wenn Truppen vorüber zogen. In jenen Tagen marschirte ein Teil der Regimenter des vierten Armeecorps durch Versailles nach der Loire zu, um dort einen Druck auf die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung in Bordeaux auszuüben. Alle zogen begeistert, in strammer Haltung, nicht spiegelblank, aber kriegerisch durch und durch, an der Präfektur und dem geliebten Heerführer und Herrscher vorüber, der echt soldatisch, doch mild und dankbar blickend am Fenster stand.

Täglich wurde das Leben in der Stadt ein freieres und heitereres, immer lebhafter und bunter wurde der Verkehr in den Straßen. In der Präfektur war täglich große Tafel, an welcher sich die Fürsten, Feldmarschälle und Generale um den Kaiser versammelten. Durch Vermittlung eines Hofbeamten habe auch ich einmal einen Blick auf die glänzende Versammlung thun können, wenn gleich nur durch eine Thürspalte.

Die Verwilderung und Zügellosigkeit, die das Kriegsleben mit sich bringt, schien auch ein wenig das Küchen- und Dienstpersonal ergriffen zu haben, denn an derselben Thürspalte, durch welche ich sah, wurde ein sehr zweifelhaftes, französisches junges Weibsbild in die Höhe gehoben, um gleichfalls einen Blick da hinein zu thun. Die Sache schien mir so wenig scherzhaft

wie angemeſſen und erinnerte mich an Luthers Wort: „Je näher Rom, je weniger fromm.“

Unter den Zivilperſonen, die damals in der Präfektur ein und aus gingen, war Louis Schneider eine der bekannteſten. Viel und oft bin ich zu jener Zeit und ſpäter mit ihm in Berührung gekommen. Der intereſſante Mann war in erſter Reihe glühender Patriot und begeiſterter Anhänger ſeines kaiſerlichen Herrn, Politiker allerengſten preußiſchen Sinnes, — faſt wie Georg Heſekiel, dem Preußen ſchon ein zu demokratiſcher Begriff war und der eigentlich nur für Kurbrandenburg ſchwärmte, — dabei gefällig und freundlich gegen jedermann, aber kühl, klug und vorſichtig gegen die Herren des Hofes, mit denen er jeden Verkehr vermied. Er ging nie zu Hofe, immer nur zu ſeinem Könige und Herrn. Als echtem Berliner Kind waren ihm Zurückhaltung und Beſcheidenheit unbekannte Größen, aber er hatte auch in hohem Maße die ſpezifiſch berliniſchen Tugenden der Warmherzigkeit und der Freigebigkeit an ſich. Was er war, war er nur durch ſein perſönliches Auftreten, das geſprochene Wort war bei ihm ungleich inhaltsvoller, als das geſchriebene. In ſeinem Leben hatte er viele Freunde; ſeine hinterlaſſenen Memoiren werden aber den meiſten derſelben eine Enttäuſchung bereitet haben. Wenn er durch die Straßen von Verſailles ging, in langem ſchwarzem Gehrock, weißer, hoher Binde und dazu die rotgeſtreifte Militärmütze trug, war er für Fernſtehende eine auffällige und ſchwer definirbare Erſcheinung: ein Drittel Schauſpieler, ein Drittel Geheimrat und ein Drittelchen Soldat.

Oft hat er mir gegenüber mit Bedauern davon geſprochen, daß es nicht

möglich sei, die vielen Züge von Milde und Güte des königlichen Herrn aller Welt erzählen zu können. —

Vielfach verkehrten die Zivilisten unter den Deutschen in dem Café la Chasse; auch mich hielt mein abgetragener Rock nicht ab, eines Tages dort hinein zu treten, aber das war doch etwas unvorsichtig. Der mir sehr bekannte Korrespondent einer großen deutschen Zeitung brachte es angesichts meines Aeußeren nur mühsam zu stande, mir auf meine ungenirte Begrüßung die Spitzen seiner Finger zu reichen; es saßen ja so viele Offiziere umher, und gewiß wäre ich auch wie begossen fortgegangen, wenn nicht in demselben Augenblick ein Major aufgesprungen wäre und mich aufs herzlichste begrüßt hätte. Ja, ja, es schrieb sich sehr gut am warmen Kamin von „unseren braven Truppen", aber die Hand zu schütteln, daß es erwärmend bis zum Herzen drang, das verstand der Major doch besser!

Etwas abseits oder entfernt von dem militärischen Getriebe breitete sich im Westen der Stadt das stolze Schloß der französischen Könige aus. Ernst und schweigsam lag es da; die Vorhänge der Fenster waren herabgelassen, von höfischem Leben, Uniformen und so weiter war natürlich nichts vorhanden. Dennoch hatte es zu jener Zeit zahlreiche Bewohner, aber es waren Verwundete und Kranke, die in den Sälen lagen und der Genesung harrten, und was sonst im Schlosse ein und aus ging: Offiziere und Soldaten, die ließen sich durch die prunkenden Räume führen, um daheim davon erzählen zu können.

Alle Künste predigen und preisen hier den Ruhm Frankreichs, sie schildern die großen Thaten seiner Herrscher so glänzend und eindrucksvoll, wie es wohl in wenigen Ländern geschieht. In dieser Beziehung sind die Franzosen ein dankbares Volk und alle Wandlungen, die das staatliche Leben seit hundert Jahren durchgemacht hat, haben nicht verhindert, daß die Pflege nationaler Kunst in steter Entwicklung geblieben ist.

Instinktiv fühlt der Franzose, welchen Wert die Kunst für das Leben der Nation hat. In seiner Machtstellung und seinem Einfluß ist Frankreich vorübergehend öfter eingeschränkt und gedemütigt worden, aber es wird sich stets leichter erholen, wenn es seine idealen Güter, vor allem seine Kunst, zu pflegen nicht aufhört.

Ein förmlicher Wallfahrtsort war damals für die Soldaten die sogenannte galerie des glaces, jener Raum, in welchem kurz vorher König Wilhelm zum erblichen deutschen Kaiser proklamirt worden war. Man glaubte dort unwillkürlich noch das Rauschen der Fahnen und die begeisterten Zurufe

der Versammlung zu hören, gingen doch zu jener Zeit auch noch die Schildwachen auf der Terrasse auf und ab. — Nicht minder interessant war es, in dem wohl erhaltenen Schlaf- und Sterbezimmer des Sonnenkönigs die deutschen Soldaten umher wandeln zu sehen und sich dabei in die Zeiten zurück zu versetzen, wo statt der nägelbeschlagenen Stiefel der Brandenburger und Pommern hier Stelzschuhe klapperten und goldbordirte Röcke rauschten.

Von großartiger Wirkung ist der Blick von der Terrasse über den meilenweiten Park, die Verhältnisse sind alle weit und wahrhaft königlich. Auch dem kleinen Trianon stattete ich einen Besuch ab, fand aber hier außer einer Anzahl vergoldeter Staatskarossen nichts Bemerkenswertes.

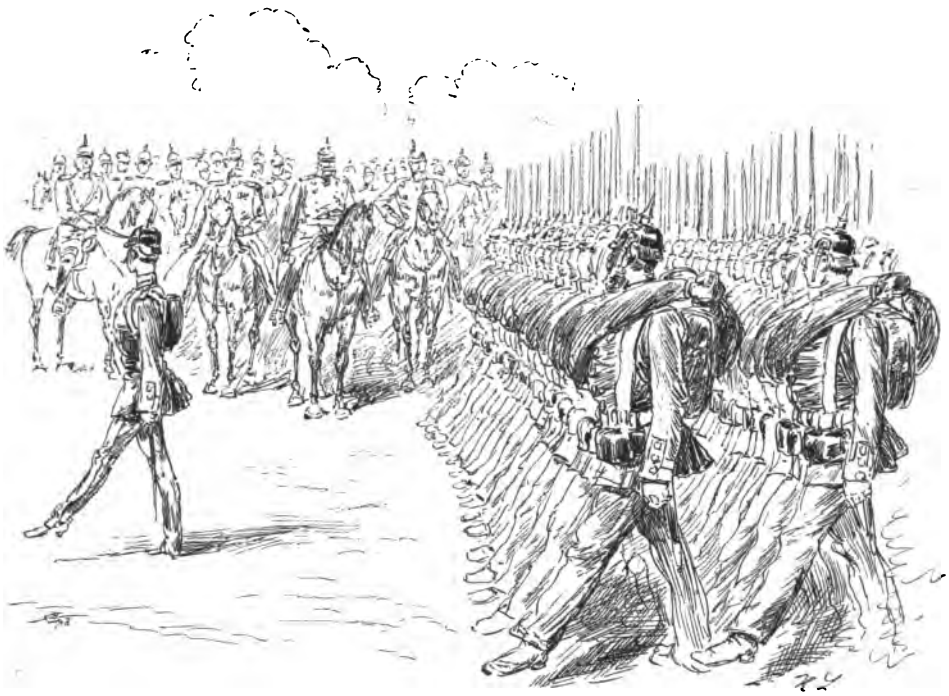
Versailles ist gewiß sehenswert, ein herrliches Stück Erde, verschönt durch edle Künste und beschienen von der milden Sonne Frankreichs, aber mit unserem königlichen Potsdam scheint es mir in seiner Gesamtheit doch den Vergleich nicht aushalten zu können. Landschaftlich hat Potsdam durch seine herrlichen Havelseen viel Vorzüge, als Stadt ist es viel behaglicher und interessanter wie Versailles und, was die Hauptsache ist, in Potsdam ist das Königliche ein lebendiges Etwas, während es dort etwas Gewesenes, eine Leiche ist. Man suche doch hier einmal Stätten, die sich an historischem Wert mit dem Bibliothekzimmer in Sanssouci, mit dem Arbeitszimmer des Kaisers in Babelsberg, mit dem Platz an der Bittschriftenlinde vergleichen lassen, schwerlich wird man sie in Versailles finden.

Das herrliche Frühlingswetter machte meine Rückkehr, die ich über Saint-Germain antrat, zu einer angenehmen Reise. Vielfach kam ich auf dem Wege mit aus Paris kommenden Leuten, namentlich Mobilgarden, in Berührung, die alle froh waren, daß sie der Stadt den Rücken kehren konnten. Selbstverständlich waren alle Helden gewesen und nur durch Verrat war die Stadt zur Kapitulation gezwungen worden; den Schmerz darüber spülten sie dann viel mit Cognac und Rotwein hinunter. Besonders niederdrückend aber war den Franzosen der Anblick der ungeheuren Massen von Kriegsmaterial: Kanonen, Gewehren u. s. w., die auf den Bahnhöfen der Vororte von der Stadt abgeliefert werden mußten, um von dort nach Deutschland abgeführt zu werden. In Gonesse lagen ganze Berge von Gewehren, und hunderte von Kanonen standen umher.

Noch nicht lange war ich von meinem Ausfluge zurück, als ich den Weg zum zweitenmale betreten sollte. Die Garden rüsteten sich zum Einzug in Paris und zur Kaiserparade vor der Stadt.

So, wie man es geträumt hatte, ist der Einzug für uns freilich nicht

gewesen. Denn als wir in den Ortschaften Courbevoie und Puteaux an der Seine ankamen, war der offizielle Teil des Einmarsches schon vollzogen, für uns war es im wesentlichen nur eine Art Promenade, die der jedesmalige Hauptmann mit seiner Compagnie unternahm.



Wir hingen die Büchsen um und marschirten die weite, wohl vier bis fünf Kilometer lange und schnurgerade Strecke bis zum Konkordienplatz hin und zurück. Wohl ist es gerade der schönste Teil von Paris, den wir passirten, wohl riefen wir beim Durchschreiten des Triumphbogens ein kräftiges Hurra; aber das reichte doch nicht hin, um den Leuten einen Begriff von der Stadt zu geben und sie zu überzeugen, daß man in eine eroberte Stadt einzog. Der Endpunkt unserer Promenade war durch militärische Fuhrwerke aller Art verrammelt, hinter denen eine unglaublich pöbelhafte Menschenmasse sich drängte. Fenster und Läden waren fast überall geschlossen und nur wenige hatten es gewagt, ihre Geschäfte offen zu halten.

Das Ganze wäre ein trostloser Vorgang gewesen, wenn nicht der Platz am Triumphbogen und die breiten Straßen ein prächtiges Bild kriegerischen

Lebens dargeboten hätten. Ueberall wimmelte es von Soldaten aller Waffengattungen und von Offizieren aller Grade. —

In der Nähe des Triumphbogens hatte ich auch das Glück, unsern großen Kanzler im blauen Ueberrock mit der Küraſſiermütze, die wie gewöhnlich etwas in den Nacken gedrückt war, und mit der Cigarre im Munde dahereiten zu ſehen. Die mächtige Geſtalt zog aller Augen auf ſich, als er, die eine Hand in die Hüfte geſtützt, ganz allein durch die Menge ritt. Er wollte wohl nach all den unerhörten Anſtrengungen und Kämpfen die Stunde des Triumphes allein und ungeſtört genießen.

In dem Geburtshauſe Bismarcks in Schönhauſen habe ich einmal in einem ſonſt ziemlich verlaſſenen Zimmer den Stammbaum der Familie an der Wand hängen ſehen, derſelbe iſt vielfach zerfetzt und zerſchnitten, augenſcheinlich durch Säbelhiebe und Bajonetſtiche. Das haben im Spätherbſt 1806 die Franzoſen gethan, als ſie den alten Blücher nach der Schlacht bei Jena über die Elbe hetzten. Sollte der Kanzler beim Hineinreiten nach Paris nicht jenes zerfetzten Stammbaumes in Schönhauſen gedacht haben, nicht eine Genugthuung darüber empfunden haben, daß er berufen war, all die Schmach und alle Frevel zu rächen, die ſeit Jahrhunderten von den Franzoſen in unſerem Vaterlande verübt worden waren. Ich glaube es; der Ritt in die elyſäiſchen Felder hinein wird ihm gewiß ein denkwürdiger Moment geweſen ſein. Der Name Jena, der an dem Geſimſe des Triumphbogens ſich befindet, wurde in jenen Tagen durch die Bivouacfeuer der deutſchen Soldaten gründlich eingeräuchert und damit das vollendet, was 1815 verſäumt worden war.

Es war ſchon dunkel, als wir zurückkehrten und die verlaſſenen Häuſer aufſuchten, in denen wir teilweiſe untergebracht worden waren; mein Quartier war ein Neubau, in dem auch nicht das geringſte von Möbeln oder dergleichen vorhanden war. Einzelne erzählten am andern Morgen, ſie ſeien die ganze Nacht in Paris geweſen, aber ich habe ſie im Verdacht, daß ſie aufſchnitten.

Ueber eine Pontonbrücke marſchirten wir am andern Morgen zu der denkwürdigen Parade im Boulogner Wäldchen. Unſer Kaiſer hatte ſeine Garden ſeit langer Zeit nicht zuſammen geſehen und war tief bewegt, als er die Fronten herab ritt. Als er an unſerem Bataillon vorüberkam, ſtahl ſich eine Thräne aus dem Auge des Heldenfürſten. Das ſind Momente, die ſich unauslöſchlich dem Gedächtnis einprägen und die der Soldat nur ſelten erlebt!

Nur schade, daß nicht tausende von Menschen als Zuschauer dem prächtigen Schauspiel anwohnten, so weit das Auge reichte, war nichts von Neugierigen zu bemerken, trotzdem ein prachtvoller Sonnenschein über der Landschaft lag.

Als es mich am Nachmittage desselben Tages noch einmal gelüstete, nach Paris hinein zu gehen, war ich gerade noch Zeuge des letzten Abziehens der Deutschen aus der Stadt, eines unwürdigen, widerlichen Vorkommnisses. Kaum hatte ich Zeit, ein kleines Andenken für meinen Jungen, ein Kästchen mit Zinnsoldaten, in einem Laden zu kaufen. Ein Zug Ulanen, unter dem Kommando eines Offiziers, trieb schon die letzten Nachzügler vor sich her, während gleich hinter den Pferden eine grauenvoll heulende und tobende Menge folgte. Das Blut kochte einem in den Adern und mehr wie einmal kehrten einzelne unserer Schützen um, um mit gezogenem Hirschfänger auf die Rotte einzuhauen, so daß es der ganzen Energie des Offiziers bedurfte, um ein blutiges Handgemenge zu vermeiden.

Was wir uns unter dem Einzuge gedacht hatten, war nicht in Erfüllung gegangen, und ohne Bedauern traten wir am 4. März den Rückmarsch nach Goneſſe an.

Dort gestaltete sich das Leben von Tag zu Tag erträglicher. Wirte kehrten zurück und eröffneten ihre Geschäfte, Händler kamen, die alle möglichen Dinge zu verkaufen hatten, ja eines Tages fuhr auch der erste Omnibus mit lautem Peitschenknall wieder nach Paris zu; man war ordentlich gerührt ob des seltenen Bildes friedlicher, glücklicher Zeit.

Unter den aus Paris herausströmenden Massen fehlten nach französischer Art auch zweifelhafte Weibsbilder nicht, gerufen und ungerufen kamen sie in die Kantonnements.

Durch die sich mehr und mehr friedlich gestaltenden Zustände wurde es nun möglich, die Truppen in weitere und bessere Quartiere zu legen und damit schlug auch für uns die Stunde, zu der wir von der näheren Umgebung von Paris Abschied nehmen konnten. So denkwürdig auch jene Stätten für uns waren, so viele große und erhebende Stunden wir auch auf diesem Boden verlebt hatten, wir schieden doch alle gern, denn wir kamen ein Stück der Heimat näher und dadurch namentlich aus den elenden Quartieren und Selbstverpflegungsverhältnissen heraus.

Als Kantonnement für die nächste Zeit ward uns Compiègne bestimmt, und frohen Mutes marschirte ich mit zwei Schützen als Quartiermacher an einem sonnigen Märztage dahin ab. Der Marsch ging über Chantilly nach

einem seitwärts davon gelegenen Dorfe. Mein Wirt war diesmal der Pfarrer, eine jener angenehmen, unter den katholischen Geistlichen nicht selten vorkommenden, Figuren, die ihre amtliche Würde sehr wohl mit persönlicher Liebenswürdigkeit, Feinheit der Sitten und Freiheit des Umgangstones zu vereinigen wissen. Als wir gemeinschaftlich zu Abend aßen, ließ der würdige Herr eine kleine Batterie von vortrefflichem Rotwein neben sich auf den Fußboden in den Schatten seines schwarzen Amtskleides setzen, und wenn es auch spät Nacht wurde, so haben wir sie doch unter heiterem Gespräch über alle möglichen Dinge bis auf den letzten Tropfen geleert. Heiter war es auch, als ich in einer schmucken Villa desselben Dorfes für einen Offizier Quartier machte und nach langen, mühsamen, französischen Auseinandersetzungen, lächelnd von dem Besitzer im reinsten Deutsch die Antwort erhielt, ich möge nur unbesorgt sein, der Lieutenant von W. solle aufs beste aufgehoben sein. Der Mann war ein in Frankreich wohnender Russe, dem es Spaß gemacht hatte, mich erst ein wenig im Irrtum über ihn zu lassen.

Zwei weitere Märsche, die uns nach den wüsten Zuständen vor Paris wie eine Vergnügungspromenade vorkamen und uns durch eine heitere, von Durchmärschen wenig berührte Gegend führten, brachten uns nach Compiègne. Man wußte uns auf dem Rückmarsche, daher sah man uns mit freundlicheren Augen an und war splendid mit dem landesüblichen, so erquickenden Apfelwein.

Ein angenehmerer Ort als Compiègne konnte uns für die Monate, die wir noch in Frankreich zubrachten, nicht angewiesen werden.

Die etwa vierzehntausend Einwohner zählende Stadt macht einen durchaus heitern, behaglichen Eindruck, hat ein stattliches Rathaus, gute Hotels, Kaffeehäuser und so weiter, und namentlich durch das Schloß, dessen Park und den großen Wildpark eine gesunde, prächtige Umgebung. Der Wald war für eine Anzahl von uns schon ein alter Bekannter, denn während der Belagerung hatten wir und die Gardejäger je ein Kommando von fünfzehn Schützen nach Compiègne geschickt, um in den kaiserlichen Forsten Wild für das Hauptquartier in Versailles und das Generalkommando in Gonesse zu erlegen. Allwöchentlich war damals ein Güterwagen mit Hirschen und Rehen angekommen, und wenn die Beute sehr reichlich gewesen war, kam auch wohl einmal ein Stück Rehbraten in unsere Hände.

Das von Ludwig XV. erbaute Schloß hat die ganze Lebensluft und Heiterkeit jener Zeit an sich; es war ja auch bekanntlich ein Lieblingsaufenthalt Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie. Noch zeigten die Schilderhäuser

vor dem Schloß, die für Kavallerie berechnet sind, die Hufspuren der Rosse, und manche andere Kleinigkeit erinnerte daran, daß noch vor kurzem Lust und Leben hier geherrscht habe.

Als Quartiermacher war es mir möglich gewesen, mir selbst ein sogenanntes gutes Quartier zu verschaffen. Zuerst im Hause eines ganz zurückgezogen lebenden Aristokraten, aber nur kurze Zeit, und dann bei einer Kaufmannsfamilie. Ersterem bin ich natürlich nicht näher getreten, wenn er auch meine Grüße höflich erwiderte und hie und da ein Wort gewechselt wurde, aber im Hause des Kaufmanns wurde ich bald guter Bekannter und Hausgenosse, der ebenso wie am Tisch auch an allen Vorgängen in der Familie teilnahm.

Sehr oft hört man in Deutschland absprechende Urteile über das Familienleben, den bürgerlichen Sinn und die häuslichen Gewohnheiten der Franzosen; für gewisse Kreise, für Paris und die großen Städte mögen dieselben auch zutreffend sein, für die sogenannten Provinzialen, für die Bewohner der mittleren und kleineren Städte und für das flache Land treffen sie jedenfalls nicht zu. Der Durchschnittsfranzose ist ein fleißiger, sparsamer und mäßiger Mensch, der wohl gern ins Kaffeehaus geht, um zu plaudern und zu räsonniren, aber von der Dauerhaftigkeit, mit welcher der Deutsche hinter dem Bierkruge sitzt, doch keine Ahnung hat.

Als wir schon lange in Compiègne lagen und die Zustände einen fast friedlichen Charakter angenommen hatten, habe ich oft und gern das Verkehrsleben der Stadt, namentlich die Wochenmärkte beobachtet und mich immer über das solide Hantiren der Leute unter einander, über ihr reinliches Aussehen und über das Geschick gefreut, mit welchem die Bauern ihren Waren ein hübsches und appetitliches Aussehen zu geben wußten. Nach gethaner Arbeit gingen die Männer in die nahen Kaffeehäuser, saßen an Marmortischen, über Politik und Geschäfte plaudernd, oder spielten mit mehr Geschick und Lebhaftigkeit, als man es wohl bei deutschen Bauern findet, Billard. Eins aber war bei den Leuten unausstehlich, das ununterbrochene Spucken, wenn sie aus ihren kurzen Pfeifen rauchten; der Aufenthalt in einem öffentlichen Lokale konnte einem dadurch geradezu verleidet werden.

In den häuslichen Verhältnissen spielt wie überall die Frau die Hauptrolle; sie ist, so weit ich sie kennen gelernt habe, ebenso wie der Mann thätig und rührig. Vielleicht kommt sie der deutschen Hausfrau nicht an Gründlichkeit und Reinlichkeit bis in die äußersten Winkel gleich, aber sie weiß mit Geschick alles dasjenige zu ordnen, was in die Augen fällt, und hat einen

nicht zu unterschätzenden Vorzug: sie kann sich, so weit es sich um Leute mittleren Standes handelt, viel leichter ohne Dienstboten behelfen als jene.

Meine Wirtsleute in Compiègne, bei denen ich länger als ein Vierteljahr im Hause zugebracht habe, betrieben ein lebhaftes Materialgeschäft, hatten sechs Kinder, von denen der älteste Sohn im Geschäft, die älteste Tochter im Hauswesen thätig war, die übrigen vier Kinder aber zum Teil noch ganz jung waren, und trotzdem hielten die Leute kein Dienstmädchen. Da der Mann für sein Geschäft auch Wagen und Pferd benützte, so brauchte er noch jemand dazu, einen Mann, den man Garçon nannte, der aber stets in sauberer blauer Bluse ging, hinter dem Ladentisch ebenso gewandt war wie mit dem Fuhrwerk und auch nicht selten mit an dem Mittagstisch der Familie teilnahm, ohne je den Wohlanstand zu verletzen.

Nicht weit von mir lagen zwei mir näher stehende Kameraden ebenfalls bei einem Kaufmann im Quartier, der ein umfangreiches Porzellangeschäft betrieb. Wirt und Wirtin waren junge, kinderlose Leute, aber überaus thätig. Sie hatten zwei Preußen im Quartier, für die gekocht werden mußte; das Geschäft erforderte viel Zeit, dennoch hatte die junge und elegante Frau noch täglich ein Stündchen übrig, um mit ihrem Gatten spazieren zu gehen, und noch Lust, abends mit den deutschen Soldaten am Pianino zu singen und zu spielen. Einen weiblichen Dienstboten habe ich aber auch in diesem Hause niemals gesehen; der Abende in demselben erinnere ich mich noch mit vielem Vergnügen.

Compiègne galt immer als eine treue napoleonische Stadt, es wohnten deshalb auch viele pensionirte Offiziere hier; auch solche aus der Zeit des ersten Kaiserreiches waren noch vorhanden. Als ich eines Tages einen alten Krieger anredete, um mir die Orden auf seiner Brust anzusehen, drängte sich plötzlich ein kleiner Bursche in blauer Jacke zwischen uns, und als ich diesem wegen seiner Zudringlichkeit die Wege wies, bemerkte ich erst, daß es ein Chasseur war, der aus der Gefangenschaft zurückgekommen war. Der Alte schüttelte wehmütig den Kopf über den frechen Burschen und meinte, so jammervolle Soldaten habe man zu seiner Zeit nicht gekannt.

Die Wohlthat der geordneten Quartierverhältnisse machte sich sofort im Aussehen unserer Mannschaften bemerklich, man legte wieder Wert auf blank gewichste Stiefel und Knöpfe und suchte auch durch Exerzieren die bekannte straffe Haltung wieder herzustellen.

Der Verkehr mit der Bevölkerung war im ganzen leidlich. Von ernsten Streitigkeiten habe ich nie etwas gehört; die Geschäftsleute merkten bald, daß

die Preußen viel Geld hatten, viel verzehrten und viel kauften, und waren schlau genug, diese Verhältnisse auszubeuten. Für eine kleine Stadt ist die Garnison eines kriegsstarken Bataillons, das feldmäßiges Traktament erhält, eine gewichtige Einnahmequelle.

Die jüngeren Offiziere waren nichts weniger als sparsam, sie bekamen nicht unbedeutende Summen als Equipirungsgelder und dergleichen ausbezahlt, aber das meiste wird wohl in Champagner vertrunken und beim Kartenspiel verjubelt worden sein.

Daß in solchen Zeiten die Gasthöfe und Kaffeehäuser besonders blühten, kann man sich wohl denken; trotzdem trieb die Habsucht die Wirte manchmal zu ganz unverschämten Forderungen. Dem Besitzer des ersten Hotels der Stadt wurden einst zur Strafe zwanzig Schützen in die besten Zimmer seines Hauses gelegt mit der Verpflichtung, sie im Essen und Trinken aufs beste zu verpflegen; das soll geholfen haben.

Einem Kaffeehauswirte wäre es einst fast noch übler ergangen. Freund Beck und ich saßen eines Tages in seinem Lokale, als noch spät ein paar Ulanenoffiziere eintraten, die Billard zu spielen wünschten, was aber dem Wirte durchaus nicht angenehm zu sein schien; er verweigerte in frecher Weise die Erlaubnis, ein Wort gab das andere, und als der Patron sogar die Gasflammen ausdrehen wollte, flog auch schon ein Säbel aus der Scheide, und nur seiner schleunigsten Flucht hatte der Wirt es zu verdanken, daß er nicht einen blutigen Denkzettel bekam.

Mit meinen Wirtsleuten lebte ich je länger, je vertraulicher, man blieb zwar der „Prussien“ und ab und zu fragte auch wohl einmal die etwas geizige Hausfrau „quand partirez-vous“, aber das galt mehr den Preußen im allgemeinen als mir. Mehrfach machte ich mit der Familie Ausflüge in die Umgegend oder fuhr am Sonntag nachmittag mit auf die Dörfer zu den Geschäftskunden, wobei ich meinen Kaffee oder Wein bekam, als gehöre ich zur Familie. Bei der Heimkehr sangen wir dann in dem großen Walde Lieder, die Kinder die Marseillaise und ich die Wacht am Rhein, so harmlos und heiter, daß man fast vergaß, wo man war.

Der erste Kaisergeburtstag wurde natürlich so glänzend als möglich gefeiert. Unser Offiziercorps hatte seine Zusammenkünfte in die Offizier-speiseräume einer Kaserne verlegt, und da die Räume ganz kahl waren, so machte ich mich auf Wunsch daran, an den Wänden mit Kohle allerhand künstlerischen Unfug zu treiben, Kriegsscenen, militärische Typen und sonst dergleichen zu zeichnen, um bei dem Festessen die Feier des Tages zu erhöhen.

Der Kronprinz von Sachsen, der im Schlosse residirte, war Gast des Offiziercorps und dadurch aufmerksam auf meine Kunstleistungen geworden. Noch spät am Abend wurde ich durch mehrere Leute gesucht, um auf dem Schloßplatz mitten unter den festlich gestimmten Offizieren dem hohen Herrn vorgestellt zu werden, der einige freundliche Worte an mich richtete.

Wenige Tage darauf wurde mir dann der Auftrag zu teil, in einem Zimmer des Schlosses, die durch einen fortgenommenen Gobelin kahl gewordene Wand mit einer Kohlenzeichnung zu schmücken, respektive dadurch erträglich zu machen.

Das war natürlich für meine damaligen Verhältnisse eine höchst angenehme Aufgabe. Frei vom Dienst und allem Zwang konnte ich mich vierzehn Tage einer angenehmen Aufgabe hingeben, wenn auch die Mittel einfach waren und alles sogenannte Handwerkszeug fehlte.

Meine Arbeitsstätte konnte man sich nicht schöner denken, das Zimmer lag nach dem Park hinaus und gewährte einen prachtvollen Blick in die weite, schöne Landschaft voll Sonnenschein und Frühlingspracht.

Da die Frau Kronprinzessin Karola von Dresden zum Besuch eingetroffen war und die Prinzessin Georg ihren in Laon residirenden Gatten ebenfalls besucht hatte, so war häufig reges Leben im Schlosse und nicht selten wurde auch mir bei der Arbeit die Ehre eines Besuches zu teil.

In den Nachmittagsstunden unternahmen die Herrschaften häufig Spazierritte in den Park und stiegen dann vor meinem Fenster zu Pferde. Die in voller Jugendfrische strahlende Prinzessin Georg machte, obgleich Portugiesin, den Eindruck einer echt nordischen Schönheit, sie schien eine gute Reiterin zu sein, saß wenigstens vortrefflich zu Pferde. Trotz aller Jugendfrische ist sie vor wenigen Jahren ihrem Gatten und ihrer Familie entrissen worden, der Sensenmann ist ja bekanntlich rücksichtslos, Palast und Hütte sind ihm gleich, wenn er ein Opfer haben will.

Hätten die Bewohner von Compiègne gewußt, daß deutsche Fürstinnen in dem Schlosse residirten, sie würden sich gewundert haben, wie schlicht und prunklos alles zuging, wie so ganz anders als zu Zeiten der übermütigen Eugenie.

Täglich ging die Frau Kronprinzessin Karola in die Stadt zur Messe, nur in der Entfernung von einem Diener begleitet, schlicht wie eine Bürgerfrau, schritt sie mit dem Gebetbuch dahin, niemand konnte ahnen, daß es eine Fürstin und künftige Königin sei. —

Die Freiheit, der ich mich erfreute, gestattete mir auch, das einige Meilen entfernte Schloß und Bad Pierrefond mehrmals zu besuchen. Der bescheidene, aber freundliche Ort liegt malerisch, um einen kleinen See gruppirt, zu Füßen des Schloßberges. Das Schloß ist unter Napoleon III. von Viollet-le-Duc so geschmackvoll und so treu seiner ursprünglichen Gestalt wieder auferbaut worden, daß ich es den nach Frankreich reisenden Deutschen empfehlen möchte, den kleinen Abstecher nicht zu scheuen und sich dasselbe anzusehen. Die Restauration ist so gründlich durchgeführt, daß nichts fehlt als die mittelalterlichen Menschen, um sich vollständig in jene Zeit versetzt zu fühlen.

Nach den durchlebten schweren Tagen suchte sich jeder durch erhöhten Lebensgenuß wieder zu entschädigen; wer konnte, fuhr und reiste umher. Auch Schloß Pierrefond wurde viel besucht, es kam auch wohl vor, daß französische Herrschaften ihre bei ihnen im Quartier liegenden deutschen Offiziere hierher führten, und ich erinnere mich, einst am Schloßberge eine Gruppe deutscher Offiziere mit elegant gekleideten und berittenen französischen Damen gesehen zu haben, zwischen denen sich auch ungenirt ein französischer Offizier in der Uniform der Generalstäbler bewegte.

Der Gasthof von Pierrefond war häufig voll von deutschen Offizieren, die weidlich zechten und gern dem Champagner zusprachen. Der Wein macht bekanntlich lose Leute, und so wurde denn eines Tages vor der Thür des Gasthauses ein Rennen mit Hindernissen veranstaltet, wobei die Gartenbänke des Hauses, quer über die Straße gestellt, das Hindernis bildeten. Daß eine Zeit lang der Wagenverkehr gesperrt war, darnach fragte niemand, und glücklicherweise lief auch das gefährliche Spiel gut ab, wenn es auch einen etwas wüsten Eindruck machte.

Kurz vor Ostern fuhren zwei Offiziere des Bataillons nach Metz, um den Schlachtfeldern dort einen Besuch abzustatten, namentlich aber auch um eine würdige Stätte für einen Gedenkstein der dort ruhenden Kameraden auszusuchen. Dem Wohlwollen unseres Kommandeurs verdanke ich es, daß

ich mich der Fahrt anschließen konnte und noch außerdem einen zehntägigen Urlaub erhielt, um auf den Schlachtfeldern und in den Dörfern für mich wichtige und verwendbare Studien zu machen.

Die Fahrt ging über Noyon, Laon, Rethel, Mezières, Sedan und, wie man schon damals zu sagen anfing, Diedenhofen nach Metz. Da noch keine regelmäßige Beförderung stattfand, so konnte die Strecke nur mit Mühe in einem Tage zurückgelegt werden. Wir hatten auf den Bahnhöfen Zeit, uns umzusehen, und konnten namentlich die denkwürdige Umgebung von Sedan mit aller Muße betrachten. Friedlich und heiter lag die kleine Festung da, inmitten grüner Wiesen und von der Maas wie mit einem Silberbande umschlungen. Die Spuren des weltgeschichtlichen Dramas, das sich hier vor einem halben Jahre abgespielt hatte, waren fast schon verwischt und nur das nahe gelegene Bazeilles war noch ganz und gar ein Trümmerhaufen.

Metz machte damals einen finstern und unheimlichen Eindruck. Die wohlhabenden Einwohner waren entflohen und was zurückgeblieben war, schlich trotzig und mißmutig durch die Gassen. Auf der Place Royale und Esplanade erinnerte noch manches an die Belagerungszeit. Proviant- und Munitionswagen, Reste von Zelten und so weiter, waren noch überall anzutreffen, und zwischen den zahlreichen deutschen Truppen liefen unbelästigt französische Rekonvaleszenten umher; es war eine bunte Gesellschaft, die sich um das Standbild des Marschall Ney herumbewegte.

Gerade in jenen Tagen kehrten viele französische Offiziere aus der Kriegsgefangenschaft zurück, alle Gasthöfe waren überfüllt. Die Herren Franzosen fühlten sich hier wieder heimisch, sie traten in den Kaffeehäusern wie Stammgäste auf. Viele waren in Zivil, manche in stark mitgenommenen Uniformen, selten einer ohne Spazierstock. Als ich eines Tages in einem recht bescheidenen Restaurant mein Mittagsmahl einnahm, war mein Gegenüber ein französischer Kapitän, der eben aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, neben ihm saßen seine Gattin und ein Knabe, die ihm bis hieher entgegengeeilt waren, und was für unsere Verhältnisse am auffälligsten war, auch der Bursche des Kapitäns saß und aß mit ihnen zusammen. Das glückselige Gesicht der Frau, die nach so langer Zeit voll Angst und Sorge ihren Gatten wieder hatte, und der Bursche, der über das Glück der Heimkehr ganz selig war, boten einen geradezu rührenden Anblick.

Den schönen Dom habe ich öfter besucht und in den Ostertagen auch einer großen kirchlichen Feier in demselben beigewohnt, die der Bischof Dupont des Loges, umgeben von der gesamten hohen Geistlichkeit, abhielt. Der Glanz

des kirchlichen Schauspieles, der Lichterschein und Weihrauchduft kontrastirte seltsam mit dem militärisch rauhen Straßenleben draußen, und wie um die Gegensätze recht handgreiflich zu machen, wurde eben, als ich das hohe Giebelportal verließ, ein mit schweren Ketten gefesselter französischer Soldat von einem preußischen Infanteristen vorüber geführt.

Für den ersten Besuch der Schlachtfelder wurde ein Wagen gemietet, eine Eisenbahn dahin, wie heute, gab es noch nicht. Die wichtigsten Punkte sind von Metz zwei bis drei Meilen entfernt, wobei man von Metz aus erhebliche Steigungen zu überwinden hat. Die Lagerplätze der Bazaine'schen Armee waren noch deutlich erkennbar, die Felder waren ganz fest getreten und eine Menge verfaultes Stroh lag noch umher. Auch die Spuren der deutschen Feldwachen machten sich namentlich noch bei Woippy und Saulny im Walde sehr bemerklich, und als wir auf der Höhe von Saint-Privat anlangten, befanden wir uns mitten auf dem Felde, das für alle Zeiten eine Stätte des Ruhmes für die deutschen Waffen sein wird.

Saint-Privat war noch ganz Ruine, nur wenige dürftig gekleidete und verhungert aussehende Menschen schlichen zwischen den verwüsteten Häusern umher. Der Kirchturm war ein hohler Stumpf, die Kirche hatte kein Dach und lag voller Trümmer, der Fußboden zeigte noch die Spuren großer Blutlachen. Das daneben liegende Pfarrhaus war nur notdürftig wiederhergestellt, und als ich einen Blick in das Fenster that, sah ich den Geistlichen betend im Zimmer auf und nieder gehen.

In einem Hause, das ich betrat, saß neben der Eingangsthür ein uraltes Mütterchen, dessen matt glänzende Augen schon etwas kindisch drein schauten. Vor ihrem Sitze war in die Hauswand ein großes Loch gerissen, und die Leute erzählten, die Alte habe auch an dem furchtbaren 18. August an demselben Platze gesessen, man habe sie nicht mehr fortschaffen können und sie habe auch nicht fort gewollt. Inmitten des grauenvollen Vernichtungskampfes, unter Toten und Sterbenden,

an derselben Stätte, wo viele Tausende der kräftigsten Männer und Jünglinge ihr Leben aushauchten, hatte der Himmel dieses alte Mütterchen leben lassen, die Granate, die vor ihr die Wand durchschlug, hatte nicht einmal ihre zitternde Hand berührt; — die Allmacht Gottes hat nie deutlicher zu mir gesprochen als durch dies alte und kindische Weib!

Die Fahrt ging dann über Sainte-Marie-aux-Chênes, Saint-Ail, Habonville nach demjenigen Terrain, in welchem unsere Gardeschützen jene furchtbaren Stunden durchgekämpft haben, die das Bataillon mehr wie die Hälfte der Mannschaft und fast das ganze Offiziercorps kosteten.

In einem Wiesengrunde bei Habonville hatte das Bataillon an jenem Tage noch kurze Zeit gerastet, dann war plötzlich der Befehl gekommen, vorwärts in den Wald zu dringen. Die ersten Schritte schon bringen Tote und Verwundete, das dünne und kleine Gehölz wird von den Franzosen ununterbrochen unter Feuer gehalten. Am Rande desselben ist das Gerassel am schrecklichsten, viele Leute fallen hin. Da gibt der Kommandeur den Befehl, hinaus aufs Feld zu rücken, schlimmer wie im Holze kann es ja draußen auch nicht sein. Zuerst geordnet: zwei Compagnien ausgeschwärmt, zwei als Reserve folgend, geht es vorwärts, aber die Reihen lichten sich immer mehr, das ganze Bataillon muß aufgelöst werden und liegt um sechs Uhr abends in einer langen Linie. Aber welch furchtbare Ernte hat der Tod schon gehalten. Der Kommandeur von Fabek ist, durch drei Schüsse getötet, dahingesunken, der Hauptmann von Massow wenige Schritte daneben. (Als am andern Morgen die Schützen ihre Toten und Verwundeten aufsuchten, fanden sie den Major und den Hauptmann so fest verschlungen, daß man sie nur mit Mühe von einander lösen konnte.) Zwei andere Hauptleute sind schwer verwundet, die meisten Offiziere sind schon kampfunfähig und viele brave Schützen liegen tot und verwundet umher. Aber ununterbrochen zischen die Chassepotkugeln durch die Luft und platzen die Granaten in der dünnen Kette. Vom Feinde ist fast nichts zu sehen, nur hie und da taucht in dem dichten Pulverdampf eine rote Mütze auf, das einzige Objekt, nach welchem die an der Erde Liegenden zielen können. Der noch Lebende deckt sich hinter dem toten Kameraden und feuert von dort aus auf den Feind; wenn zwei oder drei auf einen Haufen gefallen, ist der Wall noch schützender. Ringsum dröhnt die weite Fläche von dem gewaltigen Kanonenfeuer, aber rechts und links ist noch keine Hilfe zu erspähen, es ist als soll das Bataillon bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Dennoch weicht keiner einen Schritt zurück; endlich läßt doch das

Feuer, wenn auch kaum merklich, etwas nach. Die Regimenter der dritten Brigade sind jetzt aufmarschirt und rücken unaufhaltsam unter schweren Verlusten in die Gefechtslinie hinein und darüber hinaus. Was noch vorwärts kann, rafft sich auf, der Fähnrich von Haugwitz ist der Führer der Schützen bei dem letzten Vorstoß; dann ist die Kraft des Feindes gebrochen und der Abend senkt sich auf das blutgetränkte Feld.

Es wurde kein eigentliches, kein greifbares Resultat durch das Bataillon erreicht, die Schützen hatten hier nicht wie bei Königgrätz Eroberungen gemacht, aber durch das stundenlange Aushalten in dem vernichtenden Feuer, durch die unerschütterliche Gefechtsdisziplin trotz der enormen Verluste, hat sich das Bataillon ein ehrendes Denkmal in der Geschichte des Gardecorps gesetzt! —

Man kann sich denken, daß wir mit eigenartigen Gefühlen diese Stätte durchwanderten. An den jungen Eichen des Wäldchens konnte man noch, dicht gesät, die Chassepotkugeln zählen, noch lagen einzelne Kochgeschirre, Taschen u. s. w. von unserem Bataillon umher, namentlich viele Mantelriemen; der Mantel wird ja gleich entrollt zum Bedecken des Verwundeten und der kleine Riemen wird nicht mehr gebraucht.

Unter einem Busch fand ich noch das Abrechnungsbuch eines Schützen, dasselbe hatte Wind und Wetter unter dem Gestrüpp fast neun Monate überdauert. Als ich es durchblätterte, fand ich den mir sehr bekannten Namen eines Mannes, auf den wir seinerzeit alle stolz waren, weil er als einziger im Bataillon die Rettungsmedaille trug; das Buch nahm ich mit und stellte es den Angehörigen zu.

Die Offiziere ſuchten alle denkwürdigen Plätze auf; der Graf zu Dohna, der mit uns war, war ja ſelbſt an jenem Tage ſchwer verwundet worden. Nach dem erſten Schuſſe hatte er ſich noch vorwärts tragen laſſen, zwei weitere aber hatten ihn dann niedergeſtreckt. —

Ueber Verneville, Gravelotte fuhren wir dann nach Metz zurück, von wo ich am andern Morgen ſchon wieder hinaufmarſchirte, um Studien in Saint-Privat, Gravelotte und anderen Orten zu zeichnen.

In Saint-Marie nahm ich auf etwa acht Tage Quartier bei alten, biederen Bauersleuten, die noch ganz unter dem Eindruck der furchtbaren

Erlebniſſe ſtanden. In den Abendſtunden ſaß ich mit den Leuten um das Herdfeuer herum und ließ mir Einzelheiten aus jenen Tagen erzählen, die zum Teil hochintereſſant waren. Ein Scheuſal in Menſchengeſtalt, das einem verwundeten ſächſiſchen Offizier die Augen ausgeſtochen hatte, war ihre Nachbarin geweſen; daß die Deutſchen ſie daraufhin niedergemacht hätten, ſei ihnen ordentlich lieb geweſen.

Das Deutſchwerden ſchien für die Leute keine Schrecken zu haben, ſie hatten bei dem häufigen Wechſel der Machthaber in Frankreich den Glauben an das Vaterland etwas verloren. Ihre Regierungen hatten ja immer zu

viel mit Paris zu thun gehabt, zu den lothringischen Bauern war der Wellenschlag des nationalen Lebens wohl selten gedrungen.

Zu dieser Zeit lag in Sainte-Marie auch eine Compagnie ostpreußischer Landwehrpioniere, die den schwierigen und nicht ungefährlichen Auftrag hatten, alle an ungeeigneter Stelle liegenden Kadaver von Pferden zu beseitigen und zu begraben, auch die häufig nur sehr dürftig verschütteten Leichen der gefallenen Krieger tiefer zu beerdigen.

In den Gräben der Chaussee nach Saint-Privat hinauf waren namentlich viele solcher Kadaver anzutreffen, welche den Wasserlauf verhinderten und selbstverständlich die Luft verpesteten. Dicht bei Sainte-Marie wurde ein Riesengrab, das nach Angabe des Offiziers 1800 Leichen bergen sollte, würdig aufgeschüttet und mit Rasen belegt. Um den braven Pionieren aber die Lust am Arbeiten zu erhalten und auch wohl um sie vor den schädlichen Einflüssen des Modergeruches zu bewahren, wurde ihnen möglichst viel Schnaps verabreicht. Sie kamen deshalb abends regelmäßig singend und heiter nach Hause, was wohl ohne den Schnaps nicht der Fall gewesen wäre. Im Wäldchen von Verneville fanden sie noch einen unbeerdigten, bedeutend in Verwesung übergegangenen Mann vom neunten Jägerbataillon, die stark verrostete Büchse daneben.

Alle bemerkenswerten Stätten der Schlachten vom 16. bis 18. August habe ich damals besucht von Roncourt bis Mars-la-Tour. Selbst bei nur oberflächlicher Kenntnis des Verlaufs der Schlachten kann man beim Durchwandern sehr leicht einen Begriff von der Genialität der Heeresleitung und dem Opfermute der deutschen Soldaten bekommen.

Auf dem Schlachtfelde vom 16. August zeigte das zehn Minuten von Vionville entfernt gelegene Gut Flavigny die schrecklichsten Spuren des Kampfes. Alles war zertrümmert, keine Mauer, kein Fenster war mehr ganz, ringsum lagen noch Knochen von Pferden umher, bei denen man die zierlichen Füße der arabischen Pferde erkennen konnte. In Rezonville besuchte ich auch die Stelle, auf welcher Moltke die Siegesnachricht vom 18. dem Könige überbracht hatte, und mehr wie zehn Jahre später ist es mir vergönnt gewesen, den Kaiser auf derselben Stelle zu sehen unter fast denselben Männern, die ihn in der Schlacht umgaben. Der Kaiser schritt damals selbst die Stätte genau von der Gartenmauer des letzten Hauses aus ab und reichte dann wie immer dankbar und voll Anerkennung dem Feldmarschall Moltke die Hand.

Gravelotte ist der eigentliche Mittelpunkt jener Gefilde, unmittelbar von

dem Dorfe aus senkt sich die Chaussee, nach Metz zu, in jene oft genannte Schlucht hinab, um deren Ränder so heiß gekämpft worden ist. Noch steckten in den jungen Pappeln eine Menge Kugeln. Hirten und Dorfjungen hatten immer die Taschen voll und trieben Handel damit. Vor dem Gasthofe des Dorfes wurden Pallasche, Bajonnette und Säbel verkauft; ein französischer Pallasch wurde mir öfter für einen Franken angeboten, aber wo sollte ich mit demselben hin.

Als am 18. August der König gegen Abend mitten in das Kampffeld hineingeritten war, um in der Nähe der brennenden Meierei Mogador Zeuge des blutigen Ringens zu sein, war auch Bismarck durch das Dorf gekommen. Ein Bauersmann erzählte mir, er sei an sein kleines Haus geritten, um einen Schluck Wasser zu fordern, und habe dann einen Thaler durch das zertrümmerte Fenster geworfen.

Nach Metz zurückgekehrt, konnte ich der Unregelmäßigkeit der Züge wegen, — es waren Massen von Kriegsgefangenen zurück zu transportiren — nicht gleich wieder zum Bataillon zurück und mußte noch einmal ein Quartier beziehen. Diesmal bekam ich durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Gouverneurs, General von Löwenfeld, ein Zimmer in einem Hotel, wie es wohl kaum ein Offizier beanspruchen konnte.

Der Oberkellner machte ein ganz verwundertes, mißtrauisches Gesicht, als ich ihm den Quartierzettel überreichte, und als ich am Nachmittage von einem Ausgange zurückkehrte, fand ich richtig meinen Dachs, Mantel und Büchse vor meiner Zimmerthür. Im Zimmer selber traf ich zwei Magdeburger Reservelieutenants in tadellosen Uniformen, die sich eben damit beschäftigten, ihre dünnen Schnurrbärte mit Pomade zu beschmieren und sich möglichst patent herauszuwichsen. Sie hatten Kriegsgefangene gebracht und wollten nun in Metz umherstolziren. Da sie auf meine Bemerkung, daß sie sich in meinem Quartier befänden, nur eine schnöde Antwort hatten, so mußte

ich mich an einen gerade im Hotel anwesenden Adjutanten des Gouverneurs wenden, der denn auch die Garnisonhelden höflich, aber entschieden durch den Oberkellner aus dem Zimmer komplimentiren ließ. —

Das herrliche Wetter jener Tage lockte mich einst ins Freie nach dem Dorfe Montigny hinaus, wohin ebenfalls viele Soldaten der Garnison zogen, um in den Wein- und Biergärten den Nachmittag zu verbringen. Unter diesen war auch eine Anzahl sächsischer Artillerieunteroffiziere, die nach echt deutscher Art sich blaue Hefte mit hinausgenommen hatten, um am Moselstrande deutsche Lieder zu singen. Das Singen hatte mir Vergnügen gemacht, und ohne mich ihnen anzuschließen, — denn ein kleines Etwas war zwischen Preußen und Sachsen damals noch immer vorhanden, — folgte ich ihnen auf dem Heimwege. Die Unteroffiziere hatten sich untergefaßt und nahmen infolge dessen ziemlich die Breite der Dorfstraße ein.

In der Mitte des Dorfes begegnete ihnen eine Gruppe Dorfbewohner, zwei Männer und eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm. Mit der Frechheit, die Vorstadtbewohnern häufig eigen ist, wollte sich das Weib einen Weg mitten durch die Sachsen bahnen, kam hiebei aber an die Unrechten. Einer der Nächstbeteiligten versetzte ihr einen so derben Schlag, daß sie mitsamt dem Kinde zur Erde flog, blitzschnell aber riß dann einer der Männer einem Sachsen den Säbel aus der Scheide und hieb auf dessen Besitzer ein, so daß das eine Ohr fast ganz abgehauen war.

Welch eine turbulente Scene nun entstand, kann sich jeder denken; nur der Besonnenheit der Unteroffiziere war es zu danken, daß nicht ein förmliches Blutbad daraus wurde und die häßliche Scene schnell vorüberging. — —

Die Rückfahrt nach Compiègne machte ich auf derselben Strecke wie bei der Herfahrt, nur daß ich eine Nacht in Laon bleiben mußte. Auch diese Stadt machte einen wüsten Eindruck, viele Fensterscheiben waren noch seit der großen Explosion des Pulverturmes zertrümmert.

Was der große Bismarck und Moltke nur mit Widerstreben gethan hatten, nämlich: „Paris, die Metropole der Welt, bombardiren", das that um diese Zeit der kleine Herr Thiers ganz ungenirt. In der Umgegend konnte man zuweilen den Donner der Geschütze hören und der Rauch der brennenden Paläste zog weit in das Land hinein.

Die Leute, die aus Paris entflohen waren, konnten nicht Erschütterndes genug erzählen, und namentlich die Ermordung des Erzbischofs erregte ungeheures Aufsehen. Bei den deutschen Soldaten fühlten sie sich ordentlich wohl.

Angesichts der Unsicherheit der Zustände rückte das Gardecorps noch einmal zurück in die Umgegend von Paris. Die Leute thaten es ungern, sie hatten Sehnsucht nach der Heimat und scheuten das nochmalige Betreten der wüsten Quartiere.

Die Gardeschützen nahmen an der Rückbewegung nicht teil, weil auch das Oberkommando der Maasarmee in Compiègne blieb, und jedermann im Bataillon war froh darüber.

Anfangs Mai wurde endlich der definitive Friede zu Frankfurt abgeschlossen und dadurch größere Beurlaubung ermöglicht. Auf Anregung des Kommandeurs kam auch ich um Urlaub ein und erhielt ihn wirklich vierzehn Tage später bewilligt.

Die Tage in Compiègne waren gewiß angenehm gewesen, und gern erinnere ich mich ihrer noch; dennoch begrüßte ich die Freiheit zur Heimkehr mit größter Freude, nichts wog die Heimat auf, wo Frau und Kinder, Vater und Mutter warteten. Für meine künstlerische Thätigkeit erhielt ich beim Abschied von dem Hofmarschall des Kronprinzen von Sachsen ein Sümmchen als angenehmes Reisegeld, und so nahm ich denn nach den nötigen Meldungen bei den Vorgesetzten und nach herzlichem Adieu von meinen Wirten und deren Nachbarschaft Abschied von der freundlichen Stadt, die so viel dazu beigetragen hatte, die Erinnerung an die schwere Zeit der Belagerung wie des ganzen Krieges zu mildern und zu verschönern.

Auf derselben Bahnlinie, die ich schon zweimal passirt hatte, fuhr ich ab in einem Coupé mit französischen Geschäftsreisenden und Landleuten als einziger Deutscher. Für die Umgebung hatte ich nun kein Interesse mehr, der Gedanke an die Heimat und das Wiedersehen der Meinigen nahm mich ganz gefangen; träumend flog ich an der Landschaft und den Städten vorüber.

Gegen Abend war ich eingeschlafen, wurde aber etwa um zehn Uhr wach, als jemand die Waggonthüre öffnete und in schärfstem Deutsch nach den Billeten fragte. Dieses: „Bitte, die Billets!“ erregte einen förmlichen Wonneschauer in mir, ich war nun nicht mehr in Frankreich, sondern auf deutschem Boden, wenn auch zunächst nur in Diedenhofen, also an der Grenze der neu erworbenen Provinz.

In Metz verbrachte ich die Nacht auf dem Bahnhofe in einem großen Schlafraum, in welchem außer mir nur noch ein furchtbar an Asthma leidender Offizier mit seinem Burschen sich befand, welch letzterer, ein Württemberger, seinen Herrn aufs rührendste pflegte. Am andern Morgen ging es an

Saarbrücken mit seinen Spicherer Höhen vorüber nach Bingerbrück. Beim Anblick des Vater Rhein litt es mich nicht länger im Coupé, ich ließ Requisitionsschein und alles im Stich und nahm mir ein Billet für den Rheindampfer nach Köln.

Mehrmals hatte ich schon die Rheinfahrt gemacht, öfter noch bin ich später den herrlichen Strom hinab gefahren, nie aber mit ähnlichen Empfindungen wie damals. Der Begriff Vaterland hat mich nie so hoch erhoben und so tief durchschauert, als auf dieser Fahrt. — Wort- und teilnahmlos für die Leute auf dem Dampfer stand ich vorn auf dem Deck, sah in die rauschende Flut, auf die grünen Berge, die freundlichen und so friedlichen Städte, sah auf die grauen Burgen und hörte auf den Klang der Glocken. Der Begriff Friede und Heimat gestaltete sich um mich her zu einem wundervollen, ergreifenden Bilde, das ich nur in tiefster Andacht betrachten konnte!

Von Köln ging es in nächtlicher Fahrt der eigentlichen Heimat, den schönen Harzbergen zu, um dort Frau und Kinder, Vater und Mutter zu begrüßen; mein kleiner Vierjähriger wollte seinen verbrannten Papa in der abgetragenen Uniform gar nicht erkennen und nahm schüchtern die Schachtel mit den Bleisoldaten aus der Avenue de Neuilly entgegen. Dann ging es nach Berlin, das ganz von Vorbereitungen zum Siegeseinzuge der rückkehrenden Truppen in Anspruch genommen war.

Jene Julitage werden allen, die sie erlebt haben, unvergeßlich sein. Es ist schon eine Reihe von Jahren darüber vergangen, aber die Bilder aus dem Einzuge verblassen für die Teilnehmer noch lange nicht. So glanzvoll und so enthusiastisch ist wohl kaum je ein siegreiches Heer in der heimatlichen Hauptstadt empfangen worden. Die gesamte deutsche Armee war vertreten; Kameraden aus allen Gauen des geeinigten Vaterlandes trugen die eroberten Feldzeichen der Feinde in wallendem Zuge unter dem Brandenburger Thor hindurch, die herrlich geschmückte Siegesstraße entlang, und an der Spitze ritt unser ruhmreicher Heldenkaiser mit jener stolzen Reihe von Männern, deren Ruhm weit über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen war.

Nicht als beutebeladene, gierige Eroberer kehrten wir zurück, sondern als siegreiche Verteidiger und Wiedergewinner des vaterländischen Bodens, darin lag das Erhebende.

Eins nur trübte die Freude in etwas: die Besten von uns ruhten in fremder Erde, die so vollzählig und kriegstüchtig einhermarschirenden Bataillone

waren nur ein Bruchteil jener, die vor Jahresfrist ausgezogen waren. Möge man doch immer jener Helden gedenken!

Erinnerungen an solche Tage trösten am besten über den Hader der Parteien in Friedenszeiten fort; bei solchen Gedanken wird die alte be-

dingungslose Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit immer wieder zum Durchbruch kommen und Deutschland groß und mächtig bleiben, wenn in seinen Söhnen der Geist der Väter fortlebt, wenn es gerüstet und einig, gerecht und friedliebend ist! — —

Dem Einzuge folgte unmittelbar die Entlassung der Reserven, für mich diesmal auf immer. Nicht ohne einen Zug von Wehmut legten wir alten Reservisten unsere treuen Büchsen in den Kammern der Kaserne nieder; wir

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03148 9514

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE